



FAU Studien Gender Differenz Diversität 4

**Victoria Gutsche, Annette Keilhauer, Renate Liebold (Hrsg.)**

## Body Politics

Intersektionale und interdisziplinäre Perspektiven  
auf den Körper

**FAU**  
University Press



Victoria Gutsche, Annette Keilhauer, Renate Liebold (Hrsg.)

Body Politics. Intersektionale und interdisziplinäre  
Perspektiven auf den Körper

# FAU Studien Gender Differenz Diversität

## Band 4

Herausgegeben vom Vorstand des Interdisziplinären Zentrums  
*Gender Differenz Diversität* der Friedrich-Alexander-Universität  
Erlangen-Nürnberg

Victoria Gutsche, Annette Keilhauer,  
Renate Liebold (Hrsg.)

# Body Politics

Intersektionale und interdisziplinäre  
Perspektiven auf den Körper

Erlangen  
FAU University Press  
2023

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:  
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der  
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten  
sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Bitte zitieren als

Gutsche, Victoria; Keilhauer, Annette; Liebold, Renate (Hrsg.). 2023.  
*Body Politics. Intersektionale und interdisziplinäre Perspektiven auf  
den Körper*. FAU Studien Gender Differenz Diversität Band 4.  
Erlangen: FAU University Press. DOI: 10.25593/978-3-96147-684-8

Das Werk, einschließlich seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt.  
Die Rechte an allen Inhalten liegen bei ihren jeweiligen Autoren.  
Sie sind nutzbar unter der Creative-Commons-Lizenz BY.

Der vollständige Inhalt des Buchs ist als PDF über den OPUS-Server  
der Friedrich-Alexander-Universität Erlangen-Nürnberg abrufbar:  
<https://opus4.kobv.de/opus4-fau/home>

Umschlagbild: Foto von Yiran Ding auf Unsplash. Es wurden  
Änderungen vorgenommen.

Verlag und Auslieferung:  
FAU University Press, Universitätsstraße 4, 91054 Erlangen

Druck: docupoint GmbH

ISBN: 978-3-96147-683-1 (Druckausgabe)  
eISBN: 978-3-96147-684-8 (Online-Ausgabe)  
ISSN: 2700-1261  
eISSN: 2700-127X  
DOI: 10.25593/978-3-96147-684-8

# Inhaltsverzeichnis

|   |            |
|---|------------|
| VICTORIA GUTSCHE, ANNETTE KEILHAUER UND RENATE LIEBOLD<br>Body Politics. Intersektionale und interdisziplinäre<br>Perspektiven auf den Körper – eine Einführung .....                       | 1          |
| <b>I. Strukturen und Institutionen.....</b>   | <b>15</b>  |
| RONJA HER<br>Der Körper und die Zuordnung zu einer Geschlechtskategorie<br>durch das Recht .....  | 17         |
| RENAME LIEBOLD UND LARISSA PFALLER<br>Gleich und Gleich gesellt sich gern? Zum Zusammenhang von<br>Freundschaft und Geschlecht.....   | 39         |
| CRISTINA DIZ MUÑOZ<br>Die Räume der ‚Anderen‘ in Schule und Unterricht. Zu<br>Praktiken der Platzierung und Körper-Epistemologien im<br>Kontext sogenannter ‚Türkenklassen‘ .....           | 65         |
| MIRIAM DAMROW UND HEINZ-JÜRGEN VOß<br>Differenzsetzungen: interdisziplinäre Fokussierungen auf<br>Körper in der Sexualpädagogik und der Prävention<br>sexueller/sexualisierter Gewalt ..... | 87         |
| RONJA HOLZINGER<br>Kakao, Korsett und Seife: Körperdarstellungen in der<br>Konsumgesellschaft des 19. Jahrhunderts .....  | 107        |
| <b>II. Subjekte und ihre Körper.....</b>  | <b>131</b> |
| RENAME LIEBOLD UND IRMGARD STECKDAUB-MULLER<br>„Komm wenn du ein Mann bist“. Zum Zusammenhang von<br>Arbeit und Geschlecht im körpernahen<br>Dienstleistungsbereich .....                   | 133        |
| SILVIA GERLSBECK<br>Autoren-Geister und Limbo-Subjekte: Körperlichkeit und<br>literarisches Schaffen in karibischer spekulativer Literatur .....  | 157        |

*Inhaltsverzeichnis*

ANNETTE KEILHAUER

Intersektionale Perspektiven auf Körper und Erinnerung im  
autobiographischen Schreiben von Annie Ernaux.....181

VICTORIA GUTSCHE

Transgressive Körper. *Die Vielen und der Eine* (1930) von Rut  
Landshoff.....211

ANTJE KLEY

Politik und Poetik des vergänglichen Körpers in aktuellen US-  
amerikanischen Krankheitsmemoiren .....235

Verzeichnis der Autorinnen und Autoren..... 259

Victoria Gutsche, Annette Keilhauer und Renate Liebold

## **Body Politics. Intersektionale und interdisziplinäre Perspektiven auf den Körper – eine Einführung**

Das Interesse am Körper ist keineswegs neu. In den letzten dreißig Jahren rückte der Körper mehr und mehr in den Fokus gesellschafts- und kulturwissenschaftlicher Disziplinen, so dass bald ein *corporeal turn* oder *body turn* konstatiert und im Weiteren diskutiert wurde; tatsächlich scheint die Rede vom turn mittlerweile selbst schon historisch geworden zu sein (vgl. z. B. Tamborino, 2002; Gugutzer, 2013; Gugutzer, 2015). Die Publikationen, die sich dem Körper aus unterschiedlichen Disziplinen wie u. a. der Soziologie, Theologie, Theater-, Sport-, Geschichts-, Erziehungs-, Literatur- oder Politikwissenschaft nähern, sind inzwischen kaum mehr zu überblicken. Von der Etablierung des Forschungsfeldes zeugen auch die mittlerweile zahlreichen Handbücher und Einführungen zu Körper und Körpergeschichte ebenso wie die Gründung mehrerer Zeitschriften, wie etwa das seit 1995 herausgegebene Journal *Body & Society*.<sup>1</sup> Dabei ist den Studien den jeweils spezifischen methodisch-theoretischen Zugriffen zum Trotz meist ein konstruktivistischer Zugang etwa im Anschluss an Michel Foucault gemein, der davon ausgeht, dass der Körper ein durch und durch soziales Gebilde darstellt, dem die jeweilige, historisch spezifische Gesellschaftsform ihren Stempel aufdrückt (vgl. Foucault, 1977; Foucault, 1978). Dies legt den Gedanken nahe, „dass es den Körper jenseits seiner kulturellen und historischen Modellierung gar nicht gibt“ (Sarasin, 2001, 14f.). Im Gegensatz zu Foucault werfen handlungstheoretische Ansätze – wie etwa der von Goffman (z. B. 1994) – die Frage nach der konkreten Verkörperung der Ordnung des Sozialen auf. Über die bloße körperliche Repräsentation des Sozialen hinaus ist der Körper hier als

---

<sup>1</sup> Die Forschungsliteratur zum Körper ist inzwischen so umfangreich, dass an dieser Stelle kein Forschungsüberblick gegeben werden kann. Vgl. zumindest einführend Lorenz (2000); Turner (2012); DeMello (2014); Gugutzer et al. (2017).

ein konstitutives Medium gesellschaftlicher Ordnung aufzufassen, das Handlungspotenzial besitzt und auf Diskurse rückwirkt. Vor dem Hintergrund dieser Zugriffe werden in den Studien der letzten Jahre Körperbilder und -konzepte und ihr Wandel, epistemologische Fragen, Körperidentitäten, Körperpraxen und -politiken oder Körpererfahrungen thematisiert.

Bisher weniger in den Blick gerieten dabei jedoch Fragen nach der intersektionalen Verschränkung von Differenzkategorien bei der Konstitution von Körpern: Wie interagieren etwa Geschlechterdifferenzierungen, Alter, soziale Schicht und Milieuzugehörigkeit in der Wahrnehmung, Repräsentation und Praxis des Körpers? Welche Rolle spielen Krankheit, Lebensphase und Generationenzugehörigkeit, *race* oder sexuelle Orientierung bei Körperdarstellungen, Körperwahrnehmungen und sozialen Normierungsprozessen? Dabei hat sich – durchaus vergleichbar mit dem Forschungsgegenstand Körper – das Konzept der Intersektionalität mittlerweile etabliert. Die Erforschung der Wechselbeziehungen und Verschränkungen von verschiedenen Kategorien sozialer Ungleichheit wie zum Beispiel *class*, *race* und *gender* hat sich in den letzten Jahren vor allem in den Diversity und Gender Studies zu einem neuen Paradigma entwickelt. Hier, aber auch in zahlreichen weiteren Disziplinen, wird diskutiert, wie Differenzkategorien entstehen und wirksam werden, wie sie sich immer neu durch ständige Prozesse der Differenzierung im Sinne eines Doing Gender konstituieren, welche Differenzkategorien in welcher Weise miteinander korrelieren, inwiefern sie lebenspraktisch und lebensphasenspezifisch wirksam werden, soziale Ungleichheit verstärken usw. (vgl. etwa Hirschauer, 2017). Diese Debatten haben sich als äußerst produktiv erwiesen, insofern das Konzept der Intersektionalität gerade durch seine Offenheit gegenüber verschiedenen theoretischen und methodischen Zugängen eine beständige Weiterentwicklung erfährt und sich für zahlreiche Disziplinen als anschlussfähig erweist.

Die Feststellung, dass die intersektionale Verschränkung von Differenzkategorien bei der Konstitution von Körpern trotz der hier nur angedeuteten Vielfalt der bisherigen Studien zum Körper wenig beleuch-

tet wurde,<sup>2</sup> gab den Impuls für einen interdisziplinären Workshop an der Friedrich-Alexander-Universität Erlangen-Nürnberg im Frühjahr 2021, aus dem heraus die vorliegenden Beiträge entwickelt wurden.<sup>3</sup> Der Körper als Untersuchungsobjekt bietet sich aus verschiedenen Gründen an: Im Körper überlagern sich mehrere diskursiv hervorgebrachte Differenzkategorien (Alter, Attraktivität, Geschlecht, Behinderung, Klasse/Schicht/Milieu etc.), die so in ihrer Verschränkung analysierbar werden. Zugleich ist er in seiner Materialität Medium und Objekt sozialer Praxen, er ist soziales Kommunikations- und Arbeitsmittel, er ist soziales Kapital, Träger von Wissen und für subjektiv sinnhaftes Handeln bedeutsam, er ist kulturelles und sozialstrukturelles Symbol: „Der Körper ist in der sozialen Welt, aber die soziale Welt steckt auch im Körper“ (Bourdieu, 1997, 194). Mit der dialektischen Konzeption von Körper und Gesellschaft kommt bei Bourdieu eine grundlegende körperliche Dimension des Sozialen in den Blick. Er beschreibt, wie der Körper kulturell und sozial geformt und so auch zum Ausdruck und Stabilisator gesellschaftlicher (Herrschafts-)Ordnung wird. Der Körper ist damit zugleich „Produzent, Instrument und Effekt des Sozialen“ (Gugutzer et al., 2017, VI). Die heuristische Setzung dieses Analyseansatzes birgt in sich die Gefahr, Differenzen als Ausgangspunkt von Fragestellungen und Untersuchungen zu setzen, die es durch die Forschung erst herauszuarbeiten gilt. Dieses Problem der sogenannten Reifikation ist der Genderforschung immer wieder vorgeworfen worden, ist aber generell bei der Untersuchung von Differenzkategorien ein zentrales methodologisches Problem (vgl. u. a. Gildemeister, Wetterer, 1992; Degele, 2008, 133–141; Gildemeister, 2004). Umso wichtiger ist es, den Erkenntnisweg transparent zu halten und die theoretischen Annahmen sowie das eigene Vorgehen kritisch zu reflektieren, um nicht voreilig Kategorien überzustülpen. Zugleich zeigt sich aber, dass spezifische Differenzkategorien eine besondere Relevanz beanspruchen, insofern sie – vermeintlich – sichtbar und am Körper bzw. an Körperpraktiken ablesbar sind. Mit dieser Feststellung

---

<sup>2</sup> Eine dezidiert intersektionale Perspektive auf den Körper nehmen jedoch die Beiträge in Boero, Mason (2021) ein. Vgl. hier insbesondere die methodologischen Reflexionen von Maxine Leeds Craig (21–36).

<sup>3</sup> Unser besonderer Dank gilt in diesem Zusammenhang Karoline Herbst, die das Layout und die Endkorrektur des Bandes professionell und mit hohem Engagement betreut hat.

ist keine Rückkehr zu der essenzialistischen Annahme verbunden, körperliche Eigenschaften könnten tatsächlich als Identitätsmarker fungieren und zum Beispiel Aufschluss über die Geschlechtszugehörigkeit geben. Im Hinblick auf die Kategorie *gender* – Vergleichbares ließe sich auch für *race* feststellen – ist jedoch festzuhalten:

[...] Die Geschlechtszugehörigkeit ist – im Unterschied zu anderen sozialen Identitäten (wie geographische und soziale Herkunft, Beruf, sexuelle Orientierung u.a.) – durch eine kulturell garantierte *Sichtbarkeit* bestimmt. Diese wird nicht einfach durch eine ‚sich selbst zeigende‘ Konstitution der Körper, sondern durch eine kontinuierliche Darstellungspraxis gewährleistet, die weitgehend außerhalb der Disposition von Interaktionsteilnehmern liegt: Zum einen ist sie habitualisiert, zum anderen ist die *Nachfrage* nach der allgegenwärtigen Publizität der Geschlechtszugehörigkeit nicht nur eine Sache individueller Betrachter. Der ‚Wille zum Wissen‘ ist vielmehr in einer ganzen Infrastruktur institutionalisiert [...]. (Hirschauer, 2001, 214 [Hervorh. i. O.] )

Tatsächlich berücksichtigt kaum einer der Beiträge dieses Bandes die Differenzkategorie *gender* nicht, so dass zu fragen ist, ob nicht auch in der Wissenschaft ein Blickregime herrscht, welches das Geschlecht zentral setzt, so dass gegebenenfalls andere Differenzkategorien weniger Aufmerksamkeit bekommen. In Bezug auf die Beiträge des Bandes ist festzuhalten, dass sie einem spezifischen Forschungskontext und einer Wissenschaftskultur entstammen, in deren Rahmen nicht zuletzt im Anschluss an die Gender Studies Fragen zu *gender* auch im Hinblick auf die Materialität des Körper intensiv und breit erforscht und diskutiert werden und damit den Blick schon vorprägen. Diese Prägung ist jeweils kritisch zu reflektieren, zugleich wird aber eine profunde Basis für künftige Erweiterungen bereitgestellt.

Wenn der Sammelband den Körper in den Mittelpunkt stellt und aus einer intersektionalen Perspektive beleuchtet, deutet sich schon an, dass hier der Körper anders als bei Nina Degele und Gabriele Winker (Winker, Degele, 2009, 37–51) nicht – neben *race*, *class* und *gender* – als Strukturkategorie begriffen wird, unter der sodann Alter, körperliche Verfasstheit, Gesundheit und Attraktivität gefasst werden (Winker, Degele, 2009, 40). Ausgangspunkt der Beiträge ist vielmehr ein Verständnis, wie es etwa Anne Waldschmidt formuliert hat:

Körper ist eben nicht eine spezifische ‚Gesellschaft strukturierende Kategorie‘, sondern eine durch Gesellschaft, nämlich durch *class*, *race*,

*gender* wie auch Gesundheit, Leistung, Ästhetik etc. strukturierte Kategorie: Vergesellschaftung geht gewissermaßen durch den Körper hindurch; Gesellschaft findet in Körpern, durch Körper und mit ihnen statt. Als Feld der Macht und Medium sozialer Ungleichheit muss somit der Körper in der Intersektionalitätsforschung – ähnlich wie Institution, Wissen, Subjekt – einen vornehmlich analytischen Status erhalten. Damit ist nicht in Abrede gestellt, dass der Körper zugleich mehr ist als ein Ort; er ist auch ein (zuweilen widerspenstiger) Akteur und zugleich Quelle subjektiver Erfahrung. (Waldschmidt, 2010, 50)

Von dieser Annahme ausgehend widmen sich die Beiträge dem Körper aus zwei unterschiedlichen, sich gleichwohl bedingenden und überlagernden Perspektiven: Zum einen betrachten sie Körper in Strukturen und Institutionen und zum anderen richtet sich der Blick auf die Akteure und ihre Körper selbst.

In der ersten Sektion stehen die strukturelle Ebene und die Ebene der (symbolischen) Repräsentation im Vordergrund: Die Beiträge widmen sich hegemonialen Logiken und Diskursen und zeigen anhand verschiedener Beispiele auf, wie ausgehend von körperlichen Merkmalen, Zuständen oder Prozessen gesellschaftliche Norm-Bilder des Körpers konstruiert und verbreitet werden, auf welche Weise Körper zum Gegenstand sozialpolitischen, rechtlichen und pädagogischen Handelns werden können, und befragen verschiedene Körperdiskurse auf ihre Machtfunktion. So widmet sich **Ronja Heß** in ihrem Beitrag der juristischen Auseinandersetzung des Bundesverfassungsgerichtes mit dem Körper in Bezug auf die wirkmächtige Ordnungskategorie Geschlecht, dient diese doch der Klassifizierung und rechtlichen Identifizierung von Individuen. Dabei wird der personenstandsrechtliche Eintrag der Geschlechtszugehörigkeit von Personen nach wie vor anhand von Geschlechtsinsignien vorgenommen, wodurch das lange Zeit binär und unveränderlich gedachte Geschlecht biologisiert und damit essenzialisiert wird. Der Beitrag zeichnet nach, wie sich die der Rechtsprechung zugrunde liegenden Vorstellungen von Geschlecht und damit auch dem Körper in den letzten Jahrzehnten gewandelt haben. Auch wenn zu Beginn der Diskussion in den späten 1970er Jahren die Geschlechtszugehörigkeit – nach wie vor ging man von einer binären Ordnung aus – nicht mehr nur an körperlichen Merkmalen, sondern nun auch an Geschlechtsindizien wie bestimmten Tätigkeiten festgemacht und das Geschlecht als veränderbar erkannt wurde, blieb der Körper nach wie vor das zentrale Kriterium für die juristische Kategorisierung. Der

Wechsel des Geschlechts setzte dadurch eine körperliche Anpassung voraus bzw. erzwang sie. Dies wurde in der Folge durch die Rechtsprechung dekonstruiert: In den Gesetzesnovellierungen spielte die körperliche Verfassung schließlich für die geschlechtliche Identität keine Rolle mehr und der Zwang zur operativen Angleichung wurde für verfassungswidrig erklärt. Zudem wurden neben männlich und weiblich zwei weitere Kategorien im Personenstandsregister eingeführt (,ohne Angabe‘ und ,divers‘). Die Rechtsprechung erweist sich vor diesem Hintergrund als durchaus fortschrittlich, da sie sich dem aktuellen Verständnis von Trans\*geschlechtlichkeit und Nicht-Binarität zunehmend annähert.

Das Geschlecht als wesentliche Differenzkategorie steht auch im folgenden Beitrag im Fokus. **Renate Liebold** und **Larissa Pfaller** bestimmen Freundschaften als individuelle und hoch individualisierte Beziehungsform, die zugleich immer auch Ausdruck gesellschaftlicher Strukturen ist. Wie diese Interdependenz von Individualisierung und Strukturierung wirksam wird, zeigt sich hinsichtlich des Zusammenhangs von Freundschaft und Geschlecht besonders deutlich. Vor dem Hintergrund historischer und gegenwärtiger Freundschaftsarrangements entwickeln sie die These, dass nicht Geschlecht der ausschlaggebende Faktor für eine unterschiedliche Freundschaftsführung und ein unterschiedliches Freundschaftserleben ist; vielmehr lassen sich Freundschaftsbeziehungen als Folge gemeinsam geteilter Lebenszusammenhänge und einer strukturidentischen Alltagspraxis interpretieren. Die soziale Nähe in Freundschaften wird dabei als habituelle und in diesem Sinne auch verkörperte Nähe erklärbar. Die Inkorporierung sozialer Ordnung, die im Zentrum des Habitus-Konzepts von Bourdieu steht, liefert dabei wichtige Anhaltspunkte dafür, dass die verkörperte soziale Struktur der Freundschaftspraxis (auch) an Geschlechtlichkeit gebunden ist und Freundschaft damit auch als Moment der Reproduktion sozialer Ungleichheit wirksam wird. Eine Analyse des (Geschlechts-)Körpers mit Blick auf Freundschaft ist notwendigerweise intersektional, da Freundschaft in sozialen Strukturen verwoben ist, die Nähe herstellen oder exkludieren.

Exklusion und Inklusion sind auch der thematische Rahmen des sich anschließenden Beitrags, der Bildung im Kontext von Arbeitsmigration aufspannt. **Cristina Diz Muñoz** untersucht aus bildungswissenschaftlicher Perspektive die Verschränkung von Rassismus und Klas-

sismus bei der schulischen Bildung im Kontext der Arbeitsmigration im Nachkriegsdeutschland. Die segregierende Beschulung in sogenannten ‚Ausländerklassen‘ oder ‚Türkenklassen‘ in den 1970er Jahren spielt durch die Gleichsetzung ethnisch definierter Differenz mit Bildungsferne eine wichtige Rolle für die Konstruktion von Körper als ‚rassisch‘ und zugleich klassenspezifisch determiniert. In diesem Kontext ist der Körper nicht nur erleidendes Objekt, sondern kann als Analysefokus genutzt werden. Das empirische Forschungsprojekt nutzt videografierte biografische Interviews und videografische Spaziergänge mit ehemaligen Schülerinnen und Schülern in ihrer Schule zur Beobachtung einer impliziten und unbewussten Subjektpositionierung während der Orientierung im und Inbezugsetzung zum Raum. Das Mittel des Videospaziergangs ermöglicht die Zusammenschau nicht nur räumlicher und materieller, sondern auch performativer Aspekte der Körperpositionierung und bezieht schließlich auch das geltende Blickregime in die Wahrnehmung ein. Die in der empirischen Untersuchung sowohl als erinnerte als auch als weiterhin wirksam wahrgenommene Unsichtbarkeit im Raum weist auf die unbewusste institutionelle Aneignung und Reproduktion von Körperwissen hin, die in Bildungsprozessen kritisch reflektiert werden muss.

Der Beitrag von **Miriam Damrow** und **Heinz-Jürgen Voß** fokussiert auf die Bedeutung intersektionaler Ansätze bei der Thematisierung des Körpers in der Sexualpädagogik und der Prävention sexueller und sexualisierter Gewalt. Aufgrund der stets heterogenen Zusammensetzungen von Gruppen ist die Berücksichtigung mehrerer Differenz- und Diskriminierungsdimensionen bei der pädagogischen Arbeit von grundlegender Bedeutung, was sich in besonderer Weise bei der Arbeit mit Geflüchteten zeigt. Sie haben nicht nur unterschiedliche kulturelle, ethnische und religiöse Hintergründe und geschlechtsspezifisch geprägte Erfahrungen, sondern waren bei der Flucht oft auch traumatisierenden Gewalterfahrungen ausgesetzt, die bei pädagogischen Interventionen berücksichtigt werden müssen. Entscheidend ist zudem eine selbstkritische Metareflexion der Fachkräfte über die eigene soziale Positionierung, unbewusste erste Orientierungen und blinde Flecke, die gegebenenfalls dazu führen, dass widersprüchliche Deutungs- und Handlungspraxen entwickelt werden und intersektionale Verschränkungen unsichtbar bleiben. Um ungewollte Zugangsbarrieren bei Beratungsangeboten oder eine Zentralsetzung von bestimmten

Differenzkategorien in der Beratung zu vermeiden, ist eine kritische Hinterfragung von Differenzen und Grenzziehungen durch die pädagogische Arbeit notwendig.

Der kulturwissenschaftliche Beitrag von **Ronja Holzinger** nimmt schließlich Repräsentationen von Körpern in den Blick. Ausgehend von Foucaults machttheoretischen Überlegungen wird gefragt, auf welche Weise insbesondere weibliche Körper in britischen Werbeanzeigen Ende des 19. Jahrhunderts und Anfang des 20. Jahrhunderts entworfen und diszipliniert werden und ein bestimmtes Körperverhalten ebenso propagiert wird wie der ‚ideale‘, d. h. in diesem Kontext der ‚weiße‘, gesunde und ‚reine‘ Körper. Die verschiedenen Darstellungsstrategien – wie eben die Betonung der ‚Reinheit‘ des Produktes, das den (weiblichen) Körper nicht zu verunreinigen vermag, die Sexualisierung und Rassifizierung des Körpers, hierarchische Körperanordnungen oder die Darstellung der Frau als ‚angel of the house‘ – erweisen sich dabei sämtlich als durch ideologische Positionen bestimmt. Werbung in ihrem jeweiligen ideologischen, normativen und historischen Kontext fungiert in diesem Sinne, das zeigt der Beitrag anhand verschiedener Beispiele auf, als ein Machtinstrument, das Körper konstruiert und formt sowie Körperwahrnehmung lenkt.

Die zweite Sektion der Beiträge richtet den Blick stärker auf das Individuum und Subjekte, die gleichwohl von wirkmächtigen und miteinander verwobenen hegemonialen Strukturen nicht zu trennen sind. Individuen inszenieren sich über und mit ihrem Körper (absichtsvoll) als Teil von Gruppen oder Milieus, zugleich begehren sie gegen Zuordnungen und Strukturen auf.

Der Beitrag von **Renate Liebold** und **Irmgard Steckdaub-Müller** widmet sich dem Zusammenhang von (Körper-)Arbeit und Geschlecht, den sie am Beispiel von männlichen Dienstleistern in der Beautybranche rekonstruieren. Die Passung von Arbeit und Geschlecht stellt sich für diese Männer in einem weiblich kodierten Arbeitssegment als zentrales Moment ihrer Berufsidentität dar. Mit unterschiedlichen Strategien versuchen sie, sich als Minderheit zu positionieren und diese Art von Arbeit mit ihrem geschlechtlichen Selbstbild in Einklang zu bringen. Um Männlichkeit zu wahren, wird es notwendig, symbolische und räumliche Markierungen vorzunehmen und das *sameness taboo* über das Unterscheiden der Geschlechter aufrechtzuerhalten; mitunter

haben solche beharrlichen Differenzsetzungen auch die Funktion, die Arbeit von Männern in einem als weiblich etikettierten Berufsbereich aufzuwerten. Die Verbindung von Erwerbsarbeit/Berufsarbeit und Geschlecht wird analog zu den im Alltagswissen vermeintlich fest verankerten Männlichkeits- und Weiblichkeitsvorstellungen plausibilisiert.

**Silvia Gerlsbeck** geht in ihrem Beitrag der Rolle des Körpers in der karibischen spekulativen Literatur nach. Dem Körper kommt hier im Rahmen der Auseinandersetzung mit der kolonialen Vergangenheit eine zentrale Funktion zu, da durch ihn in besonderer Weise die Erfahrung der im Kolonialismus naturalisierten Unterdrückung des rassifizierten Subjekts zum Ausdruck kommt. In spekulativen Fiktionen bietet sich aber zudem auch die Möglichkeit der Körperüberschreitung und der Verwischung körperlicher Grenzen durch das Monströse und Tierische, die sich radikal konterdiskursiv positionieren und ideologiekritisch mit der humanistischen Tradition auseinandersetzen. Die kontrastive Betrachtung der zwei Romane von Edgar Mittelholzer (1955) und Wilson Harris (1970) zeigt exemplarisch diese Entwicklungslinie. Mittelholzer diskutiert das Aufbrechen von rassistischen Körpertaxonomien und problematisiert die Differenzkategorie *race*, klammert aber die Bezüge zu geschlechtlicher Differenz und Klasse eher aus und bleibt so einer gewissen Kontinuität zu kolonialen Diskursen verhaftet. Harris fasst den Körper radikaler als physischen Palimpsest, in den sich nicht nur die Geschichte der Karibik, sondern auch die Folgen der Kolonialisierung bis in die Gegenwart einschreiben, so dass der Körper nicht nur als Ort der Erinnerung, sondern auch als Medium der Befreiung und Neugestaltung einer zukünftigen Gesellschaft fungiert.

Differenzen, die in den Körper eingeschrieben sind, sind auch Gegenstand des Beitrags von **Annette Keilhauer**. Ausgehend von Bourdieus Habituskonzept und dem Begriff des *embodiment* widmet sich der Beitrag der Rolle und Funktion des Körpers in autobiografischen Texten von Annie Ernaux. Der Körper fungiert hier zunächst als Medium der Erinnerung, wenn über die Körperwahrnehmung und das Körpergefühl überhaupt erst das Wachrufen von Erinnerung, das sich Hineinversetzen in die Vergangenheit und damit das Schreiben möglich wird. Der Körper ist aber mehr noch Ausweis von Herkunft und Geschlecht sowie von historischen Körperregimes, insofern körperliche Praxen wie auch Körperwahrnehmung sozial und geschlechtlich codiert sind.

Diese intersektionalen Einschreibungen erweisen sich dabei als überaus konstant: Das Erkennen der spezifischen Körperlichkeit zieht den Versuch der sozialen Aufsteigerin nach sich, den Körper zu disziplinieren sowie – vor dem Hintergrund der sexuellen Befreiung – das Herkunftsmilieu hinter sich zu lassen, was indes nur teilweise gelingt; insofern erweist sich der Körper als durchaus resistent und widerständig. Dabei geht es in den Texten von Ernaux jedoch nicht nur um den individuellen Körper, seine Wahrnehmung und sein Erleben, sind diese doch von kollektiven Wahrnehmungs- und Erfahrungszusammenhängen und den sich wandelnden, geschlechtlich codierten Körperregimes nicht zu trennen, die ihrerseits kritisch reflektiert werden.

Das Potential von literarischen Texten zur Aushebelung und spielerischen Infragestellung von körperlich verankerten Differenzierungsbewegungen untersucht **Victoria Gutsche** beispielhaft an dem Roman *Die Vielen und der Eine* von Rut Landshoff aus dem Jahr 1930. Die Mode der „neuen Frau“ in den 1920er und 30er Jahren stellt einen neuen Frauentypus aus, der körperlich bewusst androgyn oder männlich inszeniert wird. In diesem Kontext entzieht sich die Autorin Rut Landshoff in ihrer öffentlichen Selbstdarstellung bewusst eindeutigen geschlechtsspezifischen Zuschreibungen und stellt damit normative Differenzsetzungen von Geschlecht und sexueller Orientierung in Frage. Auch ihr Roman verweist auf die Konstruiertheit der Figuren, deren geschlechtliche Zuordnungen durch unterschiedliche erzähltechnische Mittel verwischt und ironisch entlarvt werden. Die damit realisierte Unterlaufung der binären und heteronormativen Ordnung entfaltet das transgressive Potential eines *queer space*, das allerdings gleichzeitig durch intersektionale Ausschlussverfahren gekennzeichnet ist. Denn im Roman ist der queere Raum auch ausgrenzend, da er exklusiv jungen und wohlhabenden Figuren offensteht und Alters- und Klassendifferenzierungen als Ausschlussverfahren nutzt.

Der Infragestellung von Normsetzungen widmet sich auch **Antje Kley**. In ihrem Beitrag untersucht sie zwei Texte, in denen es ausgehend von der Erfahrung lebensbedrohlicher Erkrankungen zu einer kritischen Reflexion von Körperlichkeit und Verwundbarkeit vor dem Hintergrund kapitalistischer Gesellschaften kommt. Die Erfahrung von Vulnerabilität und Sterblichkeit führt dabei sowohl in Eve Enslers *In the Body of the World* als auch in *When Breath Becomes Air* von Paul Kalanithi nicht zu einer Beschwörung des Durchhaltewillens oder einer

Kampfesrhetorik, in der der schwache, kranke Körper als zu überwindende Krise verstanden wird. Die Vulnerabilität, die weiblich konnotierte Schwäche, ermöglicht vielmehr ein neues, widerständiges Denken. So erweist sich die Krebsdiagnose als radikale Infragestellung all dessen, was vorher sicher und vertraut war, und als Einfallstor für Verdrängtes. Damit ermöglicht die Erfahrung von Leiblichkeit und Kontrollverlust eine kritische Reflexion der ‚Normalität‘, ein neues Denken, das Sinn im Unbegreiflichen und Traumatischen und ein neues Verhältnis zu sich selbst und zur Welt sucht. Dass neoliberale Werte und Vorstellungen von Fortschritt, Optimismus und Effizienz damit jedoch nicht gänzlich aufgehoben werden, zeigt insbesondere Kalanithis Text. Der (sterbende) Körper wird auch hier zum Ort der Aushandlung eines neuen Selbst- und Weltverhältnisses, wobei Dichotomien von stark/gesund und schwach/krank, von emotional und rational, von agil und unbeweglich usw. brüchig werden.

„Bodies are very good places to view the disorderliness of identity. The experience of embodiment is change“ (Leeds Craig, 2021, 21).

Diese Beobachtung von Maxine Leeds Craig in ihrer methodologischen Einführung in intersektional orientierte Körperstudien können die in diesem Band versammelten Untersuchungen bestätigen. Der intersektionale Zugriff auf den Körper, seine Praktiken, Praxen und Repräsentationsformen hat in den unterschiedlichen beteiligten Disziplinen fruchtbare Ergebnisse gebracht und außerdem gezeigt, wie stark die Fokussierung auf eine Differenzkategorie die Analyse verengen und Erkenntnismöglichkeiten einschränken kann. Denn gerade im Hinblick auf den Körper zeigt die Beobachtung der Verflechtung verschiedener Differenzkategorien die performative Dynamik und auch Volatilität von intersektionalen Körperkonstruktionen, die in unterschiedlichen Settings und auch historisch-gesellschaftlichen Kontexten ganz unterschiedliche Wirkungen entfalten.

## Bibliographie

- Boero, N., Mason, K. (Hrsg.) (2021): *The Oxford Handbook of the Sociology of Body and Embodiment*. Oxford: Oxford University Press.
- Bourdieu, P. (1997): *Meditationen. Zur Kritik der scholastischen Vernunft*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.

- Degele, N. (2008): *Gender/Queer Studies. Eine Einführung*. Paderborn: Fink.
- DeMello, M. (2014): *Body Studies. An Introduction*. London: Routledge.
- Foucault, M. (1977): *Der Wille zum Wissen. Sexualität und Wahrheit*. Frankfurt am Main: Suhrkamp, Bd. 1.
- Foucault, M. (1978): *Dispositive der Macht. Über Sexualität, Wissen und Wahrheit*. Berlin: Merve Verlag.
- Gildemeister, R. (2004): „Geschlechterdifferenz – Geschlechterdifferenzierung: Beispiele und Folgen eines Blickwechsels in der empirischen Geschlechterforschung.“ In: Buchen, S., Helfferich, C., Maier, M. S. (Hrsg.), *Gender methodologisch: Empirische Forschung in der Informationsgesellschaft vor neuen Herausforderungen*. Wiesbaden: VS Verlag, 27–45.
- Gildemeister, R., Wetterer, A. (1992): „Wie Geschlechter gemacht werden. Die soziale Konstruktion der Zweigeschlechtlichkeit und ihre Reifizierung in der Frauenforschung.“ In: Wetterer, A., Knapp, G.-A. (Hrsg.), *Traditionen – Brüche. Entwicklungen feministischer Theorie*. Freiburg: Kore, 201–254.
- Goffman, E. (1994): „Die Interaktionsordnung.“ In: Goffman, E., *Interaktion und Geschlecht*. Frankfurt a.M., New York: Campus, 50–104.
- Gugutzer, R. (2013): *Soziologie des Körpers*. Bielefeld: transcript.
- Gugutzer, R. (2015): „Der body turn in der Soziologie. Eine programmatische Einführung.“ In: Gugutzer, R. (Hrsg.), *body turn. Perspektiven der Soziologie des Körpers und des Sports*. Bielefeld: transcript, 9–54.
- Gugutzer, R., Klein, G., Meuser, M. (Hrsg.) (2017): *Handbuch Körpersoziologie*. Wiesbaden: Springer VS, Bd. 1 u. 2.
- Hirschauer, S. (2001): „Das Vergessen des Geschlechts: Zur Praxeologie einer Kategorie sozialer Ordnung.“ *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, Sonderheft 41, 208–235.
- Hirschauer, S. (2017): „Humandifferenzierung. Modi und Grade sozialer Zugehörigkeit.“ In: Hirschauer, S. (Hrsg.), *Un/doing Differences. Praktiken der Humandifferenzierung*. Weilerswist: Velbrück, 29–54.
- Leeds Craig, M. (2021): „Methodologies for Categories in Motion.“ In: Boero, N., Mason, K. (Hrsg.), *The Oxford Handbook of the Sociology of Body and Embodiment*. Oxford: Oxford University Press, 21–36.
- Lorenz, M. (2000): *Leibhaftige Vergangenheit: Einführung in die Körpergeschichte*. Tübingen: Edition Discord.
- Sarasin, P. (2001): *Reizbare Maschinen. Eine Geschichte des Körpers 1765–1914*. München: Suhrkamp.
- Tamborino, J. (2002): *The Corporeal Turn. Passion, Necessity, Politics*. Lanham/MD: Rowman and Littlefield.
- Turner, B. S. (Hrsg.) (2012): *Routledge Handbook of Body Studies*. London: Routledge.

- Waldschmidt, A. (2010): „Das Mädchen Ashley oder: Intersektionen von Behinderung, Normalität und Geschlecht.“ In: Jacob, J., Köbsell, S., Wollrad, E. (Hrsg.), *Gendering Disability. Intersektionale Aspekte von Behinderung und Geschlecht*. Bielefeld: transcript, 35–60.
- Winker, G., Degele, N. (2009): *Intersektionalität. Zur Analyse sozialer Ungleichheiten*. Bielefeld: transcript.



# **I. Strukturen und Institutionen**



# Der Körper und die Zuordnung zu einer Geschlechtskategorie durch das Recht

## 1 Einleitung

Das Recht ist ein wirkmächtiges Instrument zur (Re-)Produktion von Körperbildern, gleichzeitig aber auch ein Schauplatz, auf dem Körpernormen hinterfragt und – zumindest bis zu einem gewissen Grad – revidiert werden können. Das zeigt sich im besonderen Maße dort, wo das Recht die Zuordnung von Individuen zu einer Geschlechtskategorie regelt. Dem deutschen Recht lag zunächst die unhinterfragte Annahme zugrunde, dass Geschlecht eine körperlich determinierte, unveränderliche und binäre Kategorie sei. Seit Ende der 1970er Jahre entwickelte sich jedoch ein mächtiges Gegennarrativ. Dieses konstruiert das Geschlecht als Gegenstand von Selbstbestimmung und stellt die Anerkennung von pluralen geschlechtlichen Existenzweisen als Gleichheitsfrage. Geschlechtlich aufgeladene Körperbilder werden aus dieser Perspektive zunehmend in Frage gestellt.

Der vorliegende Beitrag untersucht, wie sich die dem deutschen Recht zugrunde gelegten Vorstellungen von Geschlecht und die Art und Weise, wie dabei an den Geschlechtskörper angeknüpft wird, im Laufe von nicht einmal fünf Jahrzehnten verändert haben. Untersuchungsgegenstand sind die Entwicklungen der Rechtslage bis November 2021, die jedoch, wie der letzte Abschnitt des Beitrags aufzeigt, weiter im Wandel sind.

## 2 Der rechtliche Geschlechtseintrag

Die geschlechtliche Vermessung von Individuen durch das Recht beginnt bereits unmittelbar nach der Geburt. Im Personenstandsgesetz (PStG) wird festgelegt, dass das Geschlecht des Neugeborenen innerhalb einer Woche anzuzeigen und sodann im Geburtenregister zu beurkunden ist. Das Geschlecht ist damit neben anderen Aspekten, wie insbesondere dem Vor- und Familiennamen, der Abstammung sowie

der minutengenauen Angabe der Geburt und dem Familienstand, eine Kategorie, die als relevant für die rechtliche Identität einer Person angesehen wird. Diese „Stellung einer Person innerhalb der Rechtsordnung“ (§ 1 Abs. 1 S. 1 PStG) wird als Personenstand bezeichnet und in den staatlich geführten Personenstandsregistern dokumentiert.

Wonach allerdings das Geschlecht des Neugeborenen zu bemessen ist, gibt weder das PStG noch ein anderes gesetzliches Regelwerk vor. Das PStG legt nur fest, dass das Geschlecht „beurkundet“ (§ 21 Abs. 1 Nr. 3 PStG) wird, wobei schon die Formulierung „beurkundet“ darauf schließen lässt, dass das Geschlecht als eine außerhalb des Rechts liegende Tatsache verstanden wird. Noch 1971 hatte der Bundesgerichtshof (BGH) die Einteilung des Geschlechts in die alternativen Kategorien männlich und weiblich als „selbstverständliche Voraussetzung“ der rechtlichen und sozialen Ordnung beschrieben (BGH, 1971, Rn. 23). In diese Kategorien ließen sich alle Menschen aufgrund der ihnen angeborenen körperlichen Geschlechtsmerkmale einordnen (vgl. BGH, 1971, Rn. 23). Beide Aspekte – die Binarität des Geschlechts und die Bestimmung des Geschlechts über körperliche Merkmale – waren aus Sicht der Gesetzgebung scheinbar derart offensichtlich, dass sie zunächst als nicht weiter regelungsbedürftig angesehen wurden (vgl. Völzmann, 2019, 383).

Die implizierte Konstanz des personenstandsrechtlichen Merkmals Geschlecht stützt sich somit auf einen als unveränderlich angesehenen Geschlechtskörper. Dementsprechend entscheidet in der Regel der Blick auf die Genitalien über die Einteilung in weiblich und männlich und die sodann erfolgende Festschreibung der Geschlechtszugehörigkeit im Personenstandsregister (vgl. Gössl, 2019, 299). Die Selbstverständlichkeit einer strikten Ausrichtung der Geschlechtszugehörigkeit am vermeintlich unveränderlichen, binären Geschlechtskörper wurde jedoch seit Ende der 1970er Jahre immer mehr in Frage gestellt. Ausgangspunkt der Entwicklung waren die Forderungen von trans- und intergeschlechtlichen Personen auf Anerkennung ihrer individuellen geschlechtlichen Identität, die sie insbesondere vor dem Bundesverfassungsgericht (BVerfG) geltend machten.

### **3 Transgeschlechtlichkeit im Recht**

#### **3.1 Erste Erschütterungen der rechtlichen Geschlechterordnung**

1978 entschied das BVerfG zum ersten Mal über eine Verfassungsbeschwerde einer transgeschlechtlichen Person. Die Beschwerdeführerin hatte nach Durchführung einer geschlechtsangleichenden Operation und unter Vorlage verschiedener medizinischer Gutachten über ihre Transgeschlechtlichkeit die personenstandsrechtliche Anerkennung als Frau beantragt. Die Gerichte – einschließlich des BVerfG – mussten sodann über die Frage entscheiden, ob in einem solchen Fall die Änderung des bei Geburt eingetragenen Geschlechts von männlich zu weiblich unter der damaligen Rechtsordnung möglich und aus grundrechtlicher Sicht sogar geboten ist. Die Beschwerdeführerin berief sich auf die Veränderlichkeit des Geschlechts und argumentierte, es sei unvereinbar mit den Grundrechten, „einen Menschen wegen einer Eintragung in das Geburtenbuch zu zwingen, sein gesamtes späteres Leben als Angehöriger eines Geschlechts zu führen, dem er nach seiner Entwicklung weder seelisch noch körperlich zuzurechnen sei“ (BVerfG, 1978, Rn. 28).

Das BVerfG gab der Beschwerdeführerin recht und stützte sich dabei auf das Allgemeine Persönlichkeitsrecht, welches die persönliche Lebenssphäre schützt sowie die freie Entwicklung und Entfaltung der Persönlichkeit garantiert. Das geschlechtliche Selbstverständnis der transgeschlechtlichen Beschwerdeführerin erkannte das Gericht als Ausdruck ihrer freien Persönlichkeitsentfaltung und als von den Grundrechten geschützt an. Auf dieser verfassungsrechtlichen Grundlage nahm es eine Neubewertung der für die rechtliche Geschlechterzuordnung relevanten Kriterien vor:

Die Menschenwürde und das Grundrecht auf freie Persönlichkeitsentfaltung gebieten daher, den Personenstand eines Menschen dem Geschlecht zuzuordnen, dem er nach seiner psychischen und physischen Konstitution zugehört. (BVerfG, 1978, Rn. 35)

Die körperlichen Merkmale bei Geburt waren mit dieser höchstrichterlichen Entscheidung nicht mehr das allein entscheidende Kriterium für die Zuordnung zu einem Geschlecht. Indem das BVerfG den im Jahr

1978 aktuellen medizinischen und sexualwissenschaftlichen Forschungsstand zum Transsexualismus heranzog, entwickelte es ein Verständnis von Geschlecht als eine harmonische oder zumindest in Harmonie zu bringende Einheit von Physis und Psyche. Das Geschlecht wurde hier nicht länger als unveränderbares Schicksal verstanden, sondern konnte in einem eng abgesteckten Rahmen Veränderungen unterliegen. Der Weg in einen neuen Geschlechtsstatus führte jedoch notwendigerweise über eine Veränderung des Körpers. So beschäftigte sich das BVerfG in seiner Entscheidung von 1978 nicht nur mit dem geschlechtlichen Selbstverständnis und dem einer Frau angepassten sozialen Verhalten, was es u. a. in der Tätigkeit der Beschwerdeführerin als Krankenschwester attestiert sah (vgl. BVerfG, 1978, Rn. 36). Es thematisierte ebenso, dass „das Äußere durch Hormonbehandlungen und Operationen auch physisch im Rahmen des medizinisch Erreichbaren dem gefühlten Geschlecht angepaßt wurde“ (BVerfG, 1978, Rn. 34).

Indem das BVerfG davon ausging, dass „Transsexuelle [...] nach den gesicherten Erkenntnissen der Wissenschaft“ von einem „Streben nach der Einstimmigkeit von Psyche und Physis“ geleitet werden und folglich „die [geschlechtsangleichende; Anm. d. Verf.] Operation als Teil der Verwirklichung dieses Zieles anzusehen ist“ (BVerfG, 1978, Rn. 37), setzte es die Modifikation des Geschlechtskörpers als Selbstverständlichkeit und zugleich als Notwendigkeit voraus. Der grundrechtliche Anspruch auf Änderung des personenstandsrechtlichen Geschlechtseintrages ist nach dieser Entscheidung auf Fälle beschränkt, „bei denen es sich nach den medizinischen Erkenntnissen um einen irreversiblen Fall von Transsexualismus handelt und eine geschlechtsanpassende Operation durchgeführt worden ist“ (BVerfG, 1978, Leitsatz).

### **3.2 Der Geschlechtskörper im Transsexuellengesetz**

Was das BVerfG 1978 auf Grundlage des Allgemeinen Persönlichkeitsrechts entwickelt hatte, wurde 1981 mit dem Transsexuellengesetz (TSG) in Gesetzesform gegossen. Ab diesem Zeitpunkt existierte eine gesetzliche Grundlage für „die Änderung der Vornamen und die Feststellung der Geschlechtszugehörigkeit in besonderen Fällen“, wie es in der offiziellen Gesetzesbezeichnung heißt.

Das TSG geht weiterhin von einem binären Geschlechtermodell aus, indem es eine „transsexuelle Prägung“ als Zustand beschreibt, bei dem sich die betroffene Person „nicht mehr dem in ihrem Geburtseintrag angegebenen Geschlecht, sondern *dem anderen Geschlecht* [Hervorh. durch d. Verf.] als zugehörig empfindet“ (§ 1 Abs. 1 Nr. 1 TSG; § 8 Abs. 1 TSG). Um den Anspruch auf Änderung der Geschlechtszugehörigkeit durchsetzen zu können, wurden 1981 eine Reihe von hohen Voraussetzungen festgeschrieben. Ein Großteil dieser gesetzlichen Anforderungen hat das BVerfG im Laufe der Jahrzehnte für verfassungswidrig erklärt (vgl. Adamietz, 2011, 124–150). Bis heute müssen die Antragsteller\*innen jedoch nachweisen, dass sie „seit mindestens drei Jahren unter dem Zwang stehen, ihren Vorstellungen entsprechend zu leben“ und dass sich ihr geschlechtliches (Nicht-)Zugehörigkeitsempfinden höchstwahrscheinlich nicht mehr ändern wird (§ 8 Abs. 1 Nr. 1 iVm § 1 Abs. 1 Nr. 2 TSG). Dabei holt das Gericht, welches für das TSG-Verfahren zuständig ist, zwei Sachverständigengutachten ein, die insbesondere zu der vermuteten Dauerhaftigkeit der geschlechtlichen Identität Stellung nehmen (§ 9 Abs. 3 iVm § 4 Abs. 3 S. 1 TSG). Erstellt werden diese Gutachten in der Regel von Fachpersonen aus Psychiatrie oder Psychologie (vgl. Mangold et al., 2020, 25).

Als weitere zentrale Hürde für die Angleichung des personenstandsrechtlichen Geschlechtseintrages an die geschlechtliche Identität wurde im TSG eine Veränderung des Geschlechtskörpers festgelegt. Das Gesetz griff insofern das vom BVerfG in seiner Entscheidung von 1978 gezeichnete Bild der Transsexualität auf. Dies betraf zum einen das äußere Erscheinungsbild, denn eine antragstellende Person musste nachweisen, dass sie

sich einem ihre äußeren Geschlechtsmerkmale verändernden operativen Eingriff unterzogen hat, durch den eine deutliche Annäherung an das Erscheinungsbild des anderen Geschlechts erreicht worden ist. (§ 8 Abs. 1 Nr. 4 TSG)

Darüber hinaus erstreckte sich die vom TSG geforderte körperliche Konstitution auf die Reproduktionsfähigkeit, indem § 8 Abs. 1 Nr. 3 TSG vorschrieb, dass die Antragsteller\*innen dauerhaft fortpflanzungsunfähig sein müssen.

Wann jedoch die gesetzlichen Voraussetzungen als erfüllt anzusehen waren, wurde sowohl in der Sexualwissenschaft, die maßgeblich an der

praktischen Umsetzung der Vorschriften beteiligt war, als auch in der Rechtswissenschaft und Rechtsprechung kontrovers diskutiert (vgl. de Silva, 2018, 297–306). Umstritten war insbesondere, ob es für das Frau-sein im rechtlichen Sinne ausreicht, wenn Penis und Hoden entfernt werden, oder ob auch das Bilden von Neovulva, -klitoris und -vagina erforderlich sein sollte (vgl. Spickhoff, 2018, § 8 Rn. 5; Augstein, 1981, 14; BVerfG, 2011, Rn. 38). Ähnliche Unsicherheiten bestanden bei Personenstandsänderungen vom weiblichen zum männlichen Geschlecht. Aufgrund der hohen Gesundheitsrisiken wurden ein sogenannter Scheidenverschluss und der Aufbau einer Penisprothese überwiegend als nicht notwendig angesehen (vgl. BVerfG, 2011, Rn. 39; Spickhoff, 2018, § 8 Rn. 7; Augstein, 1981, 14). Zur Herbeiführung der dauerhaften Fortpflanzungsunfähigkeit stand das Entfernen von Gebärmutter, Eierstöcken und Eileitern im Vordergrund (vgl. Spickhoff, 2018, § 8 Rn. 7). Bei der Angleichung wurde hingegen eher auf sekundäre Geschlechtsmerkmale – insbesondere in Form einer Brustverkleinerung – abgestellt, wobei hier teilweise bereits eine hormonelle Behandlung ausreichte (vgl. Wielpütz, 2012, 174). Die als notwendig angesehenen Eingriffe gestalteten sich damit für sogenannte Frau-zu-Mann-Transsexuellen und sogenannte Mann-zu-Frau-Transsexuelle höchst unterschiedlich (vgl. Wielpütz, 2012, 173–187).

Letztendlich waren lediglich zwei Aspekte in der Diskussion um § 8 Abs. 1 Nr. 3 und Nr. 4 TSG unumstritten: Wer einen Penis hat, kann rechtlich keine Frau sein. Schon mit Blick auf die Kriminalisierung von sexuellen Handlungen zwischen Männern, die mit § 175 Strafgesetzbuch bis 1994 fortbestand, galt die Vorstellung einer Person mit Penis und weiblichem Geschlechtseintrag als unvereinbar mit der deutschen Rechtsordnung (vgl. Deutscher Bundestag, 1979, 12). Zweitens war der rechtliche Status ‚Frau‘ zwar mit einem Körper vereinbar, der gebärfähig ist, nicht jedoch mit einem, der zeugungsfähig ist. Ebenso war es für einen männlichen Personenstand unschädlich, wenn die Person zeugungsunfähig ist. Die Grenzen des Tolerierbaren waren jedoch erreicht, wenn die ursprünglich dem weiblichen Geschlecht zugeordnete Person (noch) in der Lage war, Kinder zu gebären (vgl. Adamietz, 2011, 173).

Das TSG trug damit einerseits dazu bei, ein entlang der Linie der heteronormativen Zweigeschlechtlichkeit gezeichnetes Körperbild aufrechtzuerhalten (vgl. Adamietz, 2011, 109). Andererseits produzierte es mit

der Voraussetzung der Angleichung zugleich neue Geschlechtskörper, mit denen die Polarität von Weiblichkeit und Männlichkeit zu verwechseln begann. Für transgeschlechtliche Personen bedeutete dies, dass sie teils sehr schwerwiegende medizinische Eingriffe vornehmen mussten, bevor sie eine rechtliche Anerkennung erwirken konnten. Ab der Jahrtausendwende nahmen jedoch langsam die Stimmen innerhalb der Sexual- und auch der Rechtswissenschaften zu, welche die gesetzlichen Anforderungen an den anererkennungsfähigen transgeschlechtlichen Körper zunehmend in Frage stellten (vgl. de Silva, 2018, 306–317).

### **3.3 Verfassungswidrigkeit der Körpernormen im Transsexuellengesetz**

30 Jahre nach Inkrafttreten des TSG wurden die darin festgelegten Körpernormen für verfassungswidrig erklärt. Im Jahr 2011 befand das BVerfG in einer Entscheidung über eine weitere Verfassungsbeschwerde, dass sowohl § 8 Abs. 1 Nr. 3 TSG (operative Angleichung an das Erscheinungsbild des anderen Geschlechts) als auch § 8 Abs. 1 Nr. 4 TSG (dauerhafte Fortpflanzungsunfähigkeit) mit den Grundrechten unvereinbar sind. Geklagt hatte eine transgeschlechtliche Frau, die zwar bereits den Vornamen an ihre weibliche geschlechtliche Identität angeglichen hatte, aber weder einen geschlechtsangleichenden operativen Eingriff durchführen noch die dauerhafte Fortpflanzungsunfähigkeit herbeiführen wollte, um auch ihren Geschlechtseintrag ändern zu können. Die zum Zeitpunkt der Entscheidung 62-Jährige argumentierte, dass die geschlechtsangleichenden operativen Eingriffe in ihrem Alter mit nicht abzuschätzenden gesundheitlichen Risiken verbunden seien (vgl. BVerfG, 2011, Rn. 44). Darüber hinaus sei es aus wissenschaftlicher Sicht nicht mehr haltbar, „bei der personenstandsrechtlichen Einordnung allein auf eine operative Geschlechtsumwandlung abzustellen und nicht auf das empfundene Geschlecht“ (BVerfG, 2011, Rn. 44). Damit stellte die Beschwerdeführerin die vom BVerfG 1978 in die Rechtsordnung berufene Einheit von Physis und Psyche in Frage und proklamierte, dass dem empfundenen Geschlecht, ergo der geschlechtlichen Identität, die alleinige Relevanz für die Zuordnung zu einem (rechtlichen) Geschlecht zuzubilligen sei.

Wieder gab das BVerfG der transgeschlechtlichen Beschwerdeführerin recht und brachte dabei nicht nur das Allgemeine Persönlichkeits-

recht, sondern diesmal auch das Recht auf körperliche Unversehrtheit gegen die repressiven Körperbilder des TSG in Stellung. Die Tatsache, dass das BVerfG selbst im Jahr 1978 eben diese Körperrnormen für die rechtliche Anerkennung von Transgeschlechtlichkeit in die Rechtsordnung berufen hatte, versuchte das Gericht dadurch zu überwinden, dass es sich maßgeblich auf den seitdem vorangeschrittenen (medizin-)wissenschaftlichen Diskurs stützte.

Das Gericht konstatierte zunächst, dass die primäre Zuordnung zu einem Geschlecht anhand der äußeren Geschlechtsmerkmale bei der Geburt zulässig sei und die Gesetzgebung zur Änderung dieser ursprünglichen Zuordnung „einen auf objektivierte Kriterien gestützten Nachweis verlangen [kann]“ (BVerfG, 2011, Rn. 66). Mit einem solchen würden „beliebige Personenstandswechsel“ ausgeschlossen und die Dauerhaftigkeit und Irreversibilität des rechtlich anzuerkennenden geschlechtlichen Empfindens sichergestellt (BVerfG, 2011, Rn. 66). Die Durchführung einer geschlechtsangleichenden Operation sei in diesem Zusammenhang „ein deutliches Indiz für die Transsexualität einer Person“ (BVerfG, 2011, Rn. 71).

Den gesetzlichen Zwang zur Vornahme der risikobehafteten operativen Eingriffe und die damit verbundenen, mitunter irreversiblen gesundheitlichen Beeinträchtigungen stufte es jedoch als unzumutbaren Eingriff in die körperliche Integrität der Antragstellenden unter dem TSG ein (vgl. BVerfG, 2011, Rn. 70). Ausschlaggebend war dabei insbesondere, dass der medizin- und sexualwissenschaftliche Diskurs im Jahr 2011 nicht länger von einer geschlechtsangleichenden Operation als zwingende Behandlungsmethode bei Transsexualität ausging. Bereits im Jahr 2005 hatte das BVerfG davon Notiz genommen, dass ein nicht unerheblicher Anteil von transgeschlechtlichen Personen keine geschlechtsangleichende Operation durchführen möchte und eine solche für die Anerkennung der Geschlechtszugehörigkeit auch in der Medizin und Sexualwissenschaft zunehmend kritisch gesehen wurde (vgl. BVerfG, 2005, Rn. 25). In der Entscheidung von 2011 konstatierte das Gericht sodann, dass zur Feststellung der Dauerhaftigkeit und Irreversibilität der geschlechtlichen Identität nicht länger auf operative Eingriffe abgestellt werden dürfe. Entscheidend sei vielmehr, „wie konsequent der Transsexuelle in seinem empfundenen Geschlecht lebt und sich in ihm angekommen fühlt“ (BVerfG, 2011, Rn. 71).

Der sozialen Geschlechterrolle, die das BVerfG bereits 1978 mit Blick auf die berufliche Tätigkeit der Beschwerdeführerin herangezogen hatte, wurde somit ab dem Jahr 2011 eine zentralere Bedeutung zugebilligt als einer operativen Veränderung des Geschlechtskörpers. Zu betonen ist allerdings, dass auch die vom BVerfG bemühte Formel körperliche Aspekte nicht gänzlich unberücksichtigt lässt. Das Gericht hatte explizit nur operative Eingriffe für grundrechtswidrig erklärt. Andere körperliche Veränderungen, die etwa mittels Hormonbehandlungen herbeigeführt werden können, waren davon nicht umfasst (vgl. Theilen, 2012, 377). Ausdrücklich erklärte das BVerfG in seiner Entscheidung, dass gesetzliche Anforderungen an das Erscheinungsbild derjenigen, die ihren Geschlechtseintrag ändern lassen möchten, zulässig seien (vgl. BVerfG, 2011, Rn. 68).

Der Schutz der körperlichen Integrität sowie das Allgemeine Persönlichkeitsrecht legen den gesetzlich formulierten Erwartungen an den Geschlechtskörper jedoch Grenzen auf. Das betrifft nicht nur die operative Angleichung an das Erscheinungsbild des anderen Geschlechts, sondern auch das Erfordernis der dauerhaften Fortpflanzungsunfähigkeit. Dieses erklärte das BVerfG in derselben Verfassungsbeschwerde für unvereinbar mit den Grundrechten, soweit damit zugleich „operative Eingriffe zur Voraussetzung gemacht werden“ (BVerfG, 2011, Rn. 73). Im Mittelpunkt stand hierbei eine Abwägung zwischen dem Schutz der körperlichen Integrität sowie der sexuellen und geschlechtlichen Selbstbestimmung einerseits und der Aufrechterhaltung einer heteronormativen Geschlechterordnung andererseits. Dabei billigte das Gericht die gesetzgeberische Intention hinter dem Erfordernis der dauerhaften Fortpflanzungsunfähigkeit. Mit diesem könne ausgeschlossen werden, „dass rechtlich dem männlichen Geschlecht zugehörige Personen Kinder gebären oder rechtlich dem weiblichen Geschlecht zugehörige Personen Kinder zeugen“ (BVerfG, 2011, Rn. 75). Derartige Konstellationen wären ein Widerspruch zum Geschlechterverständnis mit weitreichenden Folgen für die Rechtsordnung (vgl. BVerfG, 2011, Rn. 75). Im Blick waren dabei vor allem die familienrechtlichen Regelungen, welche den rechtlichen Status der Mutter an das Frausein und den des Vaters an das Mannsein knüpfen. Dass das BVerfG dennoch die grundrechtliche Notwendigkeit postulierte, den Geschlechtseintrag auch bei anhaltender Fortpflanzungsfähigkeit ändern zu können, ist insbesondere dem Umstand geschuldet, dass die

rechtlichen Familienbeziehungen von einer Änderung des Personenstands unter dem TSG unberührt bleiben (§ 11 TSG; vgl. BVerfG, 2011, Rn. 77). Konkret bedeutet das, dass Personen nach Änderung ihres Geschlechtseintrages zwar einen ihrer geschlechtlichen Identität angeleglichen Personenstand haben, ihre vergeschlechtlichten Familienbeziehungen rechtlich jedoch nicht angepasst werden. Die Person, die ein Kind geboren hat, ist im rechtlichen Sinne stets „Mutter“ des Kindes, auch wenn sie (inzwischen) einen männlichen Geschlechtseintrag hat und einen männlichen Vornamen trägt. Das Gleiche gilt mit Blick auf die Person, die als „Vater“ eines Kindes in die Geburtsurkunde eingetragen wird, aber nach einem TSG-Verfahren als dem weiblichen Geschlecht angehörig anzusehen ist. An diesem Zustand hat sich bis ins Jahr 2021 nichts geändert: die Anerkennung der geschlechtlichen Identität findet dort ihre Grenze, wo es um die Zuteilung der Elternrolle geht.

Obwohl mit der BVerfG-Entscheidung von 2011 an der Aufrechterhaltung der heteronormativen Zweigeschlechtlichkeit im Recht festgehalten wird, sind die rechtlichen Konsequenzen nicht zu unterschätzen. Die Befugnis der Gesetzgebung, den Geschlechtsstatus von einem bestimmten geschlechtlichen Körperbild und insbesondere der Anpassung des Körpers an den beantragten Geschlechtseintrag abhängig zu machen, wird weitreichend eingeschränkt. Damit kann Geschlecht auf vielfältige Weise verkörpert werden. Gleichzeitig rücken andere Aspekte, wie die soziale Geschlechterrolle und insbesondere die selbstbestimmte geschlechtliche Identität, zunehmend in den Mittelpunkt.

## **4 Jenseits der Binarität: Weitere Geschlechtsoptionen im Recht**

### **4.1 Personenstand ohne Geschlechtseintrag**

Mit der Rechtsprechung des BVerfG zur Transgeschlechtlichkeit wurde die Vorstellung eines unveränderlichen Geschlechtskörpers und eines daran ausgerichteten Geschlechtseintrages zunehmend in Frage gestellt. Dass die Eintragung des Geschlechts in das Personenstandsregister nur die beiden Alternativen weiblich oder männlich zulässt, blieb jedoch eine unangetastete Prämisse. Dies änderte sich im Jahr 2013, als eine neue, wenn auch zunächst unbenannt bleibende Eintra-

gungsvariante Einzug in das PStG fand. Seit Ende der 1990er Jahre hatten intergeschlechtliche Personen zunehmend darauf aufmerksam gemacht, dass die gesellschaftlich und rechtlich vorgegebene Zweigeschlechterordnung massive Auswirkungen auf ihre Lebensrealität hat (vgl. Plett, 2018, 453; Intersexuelle Menschen e.V., XY-Frauen, 2008). Nachdem sich auch der deutsche Ethikrat mit dem Thema beschäftigt hatte (vgl. Deutscher Ethikrat, 2012), reagierte die Gesetzgebung mit einer Änderung des Personenstandsrechts. 2013 wurde § 22 Abs. 3 in das PStG mit folgendem Wortlaut eingeführt:

Kann das Kind weder dem weiblichen noch dem männlichen Geschlecht zugeordnet werden, so ist der Personenstandsfall ohne eine solche Angabe in das Geburtenregister einzutragen.

Mit der Vorschrift nahm die Rechtsordnung zumindest Notiz von der Tatsache, dass die Vorstellung von zwei eindeutig differenzierbaren Geschlechtskategorien nicht der Lebensrealität entspricht. Anstatt eine weitere Geschlechtskategorie positiv zu benennen, ließ die Norm jedoch eine Lücke, indem vorgesehen war, dass die Geschlechtsangabe im Geburtenregister frei bleiben solle. Auch wonach sich die Zuordnung des Kindes zum weiblichen oder männlichen Geschlecht oder zum Weder-noch bemisst, wurde mit der Gesetzesreform nicht geregelt. Diese gesetzgeberische Minimallösung führte schließlich zu einer weiteren Verfassungsbeschwerde, über die das BVerfG im Jahr 2017 entschied und die nicht nur innerhalb der Jurisprudenz für Aufsehen sorgte.

## **4.2 Verfassungsbeschwerde zur dritten Geschlechtsoption**

Beschwerdeführer\*in war diesmal eine intergeschlechtliche Person, die ihre geschlechtliche Identität als weder weiblich noch männlich verortete, diese jedoch auch durch das Offenlassen des Geschlechtseintrages unzureichend dargestellt sah. Die beschwerdeführende Person hatte zunächst beim zuständigen Standesamt die Eintragung des Geschlechts als ‚inter/divers‘, hilfsweise als ‚divers‘ beantragt. Nachdem dieses Anliegen sowohl von der Verwaltungsbehörde als auch von allen gerichtlichen Instanzen zurückgewiesen worden war, machte sie eine Verletzung ihrer Grundrechte vor dem BVerfG geltend. In der Verfassungsbeschwerde wurde argumentiert, dass § 22 Abs. 3

PStG gegen das Allgemeine Persönlichkeitsrecht und das in Art. 3 Abs. 3 S. 1 GG verankerte Geschlechtsdiskriminierungsverbot verstößt. Die geschlechtliche Identität der beschwerdeführenden Person werde in der Rechtsordnung nicht abgebildet, denn mit dem Offenlassen des Geschlechtseintrages werde fälschlicherweise suggeriert, dass die beschwerdeführende Person keinem Geschlecht angehöre (vgl. BVerfG, 2017a, Rn. 16).

Wieder einmal sah das BVerfG die Verfassungsbeschwerde in allen Punkten als begründet an. Im Zusammenhang mit dem Allgemeinen Persönlichkeitsrecht führte das Gericht aus, dass hierunter auch die geschlechtliche Identität von Individuen geschützt werde, „die weder dem männlichen noch dem weiblichen Geschlecht zuzuordnen sind“ (BVerfG, 2017a, Rn. 40). Da das Personenstandsrecht dazu zwingt, ein Geschlecht in das Geburtenregister einzutragen, ohne eine positiv benannte Geschlechtsoption für die beschwerdeführende Person bereitzustellen, werde in das Allgemeine Persönlichkeitsrecht eingegriffen (vgl. BVerfG, 2017a, Rn. 42). Das Gericht folgte der Argumentation der beschwerdeführenden Person und führte aus, dass die Variante ‚fehlende Angabe‘ unzureichend sei, um die selbstbestimmte geschlechtliche Identität jenseits von weiblich und männlich abzubilden. Sehr deutlich machten die Verfassungsrichter\*innen, dass für einen solchen Eingriff keine Rechtfertigung bestehe. Insbesondere sei es aus grundgesetzlicher Sicht überhaupt nicht erforderlich, das Geschlecht im Personenstand rechtlich zu erfassen (vgl. BVerfG, 2017a, Rn. 50).

Ein weiterer bemerkenswerter Aspekt der Entscheidung liegt darin, dass das BVerfG zum ersten Mal das Geschlechtsdiskriminierungsverbot auf Fragen der geschlechtlichen Identität anwandte. Damit ist nun klargestellt, dass das Geschlecht im Sinne von Art. 3 Abs. 3 S. 1 GG nicht nur Frauen und Männer erfasst, „sondern auch Menschen, die sich diesen beiden Kategorien in ihrer geschlechtlichen Identität nicht zuordnen“ (BVerfG, 2017a, Rn. 56). Indem Letzteren eine positive Benennung ihrer geschlechtlichen Identität im Personenstand versagt wird, ist das Geschlechtsdiskriminierungsverbot verletzt (vgl. BVerfG, 2017a, Rn. 56).

Das BVerfG bemühte in seiner Entscheidung von 2017 nicht mehr die vor über 40 Jahren geprägte Formel, dass sich der Geschlechtseintrag nach der physischen und der psychischen Konstitution zu richten hat

(vgl. BVerfG, 1978, Rn. 35). Anders als bei den zuvor entschiedenen Fällen von transgeschlechtlichen Personen, die die Änderung ihres Geschlechtseintrages von männlich zu weiblich oder von weiblich zu männlich einforderten, existiert in Bezug auf intergeschlechtliche Personen kein klar umrissenes Körperbild. Intergeschlechtlichkeit wird meist negativ definiert, nämlich durch das Abweichen vom binären Geschlechtermodell (vgl. Ghattas, 2013, 10). Dies dürfte für das BVerfG allerdings nicht ausschlaggebend gewesen sein, denn in den Mittelpunkt seiner Entscheidung stellte es den grundrechtlichen Schutz der geschlechtlichen Identität. Der Eingriff in das Allgemeine Persönlichkeitsrecht bestand aus Sicht des Gerichts darin, dass der beschwerdeführenden Person eine Anerkennung „in ihrer dem eigenen Empfinden entsprechenden Geschlechtlichkeit“ versagt bleibt (BVerfG, 2017a, Rn. 43). Insofern war nicht das Vorhandensein einer bestimmten körperlichen Konstitution, sondern die von der beschwerdeführenden Person artikulierte, selbstbestimmte geschlechtliche Identität ausschlaggebend (vgl. Helms, 2017, 2055; Jäschke, 2019, 898; Mangold et al., 2020, 50).

### **4.3 Einführung der Geschlechtsoption ‚divers‘**

Das BVerfG setzte der Gesetzgebung eine Frist von einem Jahr, um den verfassungswidrigen Zustand zu beseitigen. Es zeigte dabei zwei Lösungsmöglichkeiten auf: zum einen könne ein weiterer, positiv benannter Geschlechtseintrag im Personenstandsrecht geschaffen werden; zum anderen könne aber auch vollständig auf den Geschlechtseintrag im Personenstandsregister verzichtet werden (vgl. BVerfG, 2017a, Rn. 65). Die zuletzt genannte Variante stand im darauffolgenden Gesetzgebungsverfahren allerdings nicht ernsthaft zur Debatte. Als ausschlaggebendes Argument wurde in den Gesetzesmaterialien angegeben, dass der personenstandsrechtliche Geschlechtseintrag eine wichtige Beweiskraft im Rechtsverkehr entfalte und in einigen Rechtsbereichen nach wie vor an das Geschlecht angeknüpft werde (vgl. Deutscher Bundestag, 2018, 8). Die Tatsache, dass an dieser Stelle lediglich auf internationale Vorgaben zur Gestaltung von Reisepässen und auf eherechtliche Fragen mit Auslandsbezug verwiesen wurde, demonstriert jedoch, dass der personenstandsrechtliche Geschlechtseintrag nur noch sehr punktuelle rechtliche Bedeutung aufweist.

Ungeachtet dessen wurde zum 22.12.2018 die Geschlechtsoption *divers* in das Personenstandsrecht eingeführt, welche die bisherigen Varianten weiblich, männlich und ohne Angabe ergänzt. Für Kinder, die „weder dem weiblichen noch dem männlichen Geschlecht zugeordnet werden [können]“ (§ 22 Abs. 3 PStG) besteht nun ein Wahlrecht zwischen den vier Geschlechtseinträgen. Mit dem darüber hinaus eingeführten § 45b PStG können Personen „mit Varianten der Geschlechtsentwicklung“ ihren Geschlechtseintrag durch Erklärung gegenüber dem Standesamt ändern.

Um die Benennung der dritten positiven Geschlechtsoption wurde im Gesetzgebungsprozess zunächst gerungen, wobei anfangs Bezeichnungen wie ‚anders‘ oder ‚weiteres‘ im Raum standen (vgl. Berndt-Benecke, 2019, 288; Intersexuelle Menschen e.V. Bundesverband, 2018, 2). Die Entscheidung zugunsten von ‚*divers*‘ ist nicht zuletzt zahlreichen Interventionen zivilgesellschaftlicher Organisationen, insbesondere den Verbänden von trans- und intergeschlechtlichen Menschen (vgl. z. B. Intersexuelle Menschen e.V. Bundesverband, 2018; Deutsche Gesellschaft für Transidentität und Intersexualität e.V., 2018), zu verdanken. Dieses Ergebnis ist durchaus bemerkenswert und lässt Raum für eine subversive Deutung des personenstandsrechtlichen Geschlechtseintrages. Denn es kann argumentiert werden, dass sich das Personenstandsrecht damit weiter weg von der Benennung (binärer) Geschlechtskörper hin zu einer Beschreibung unterschiedlicher Geschlechtsidentitäten bewegt. Hätte man mit der neuen Eintragungsvariante einen Geschlechtskörper beschreiben wollen, der als abweichend von weiblich und männlich angesehen wird, wäre wohl eine Bezeichnung wie ‚*inter*‘, ‚*intersexuell*‘ oder ‚*intergeschlechtlich*‘ nahe liegend gewesen. Hingegen scheint ‚*divers*‘ nicht so recht als Beschreibung einer bestimmten Körperlichkeit zu passen. Mit der begrifflichen Offenheit besteht insofern das Potential, *diverse* geschlechtliche Identitäten und die vielfältigen Weisen, auf die diese verkörpert werden, in die Rechtsordnung zu inkludieren (vgl. von Roetteken, 2019, 26).

In diese Richtung weist auch § 45b PStG, mit dem es möglich ist, zwischen allen vier Geschlechtsoptionen zu wählen (vgl. Mangold et al., 2019, 11). Nach der Norm besteht dieses Recht jedoch nur für „Personen mit Varianten der Geschlechtsentwicklung“, wobei eine entsprechende

ärztliche Bescheinigung vorzulegen ist (§ 45b Abs. 3 PStG).<sup>1</sup> Da das Gesetz nicht näher bestimmt, wann eine „Variante der Geschlechtsentwicklung“ vorliegt, ist seit 2019 eine rege Diskussion entbrannt, bei der erneut die Relevanz körperlicher Merkmale für die Geschlechtszuordnung im Mittelpunkt steht.

Die einen argumentieren unter Bezugnahme auf medizinische Definitionen, dass der Begriff durch eine Inkongruenz von Geschlechtschromosomen, genitalen Merkmalen und/oder der Gonaden zu definieren sei (vgl. Berndt-Benecke, 2019, 288; Krömer, 2019, 281; Erbarth, 2020, 30–31; BGH, 2020, Rn. 18). Eine „Variante der Geschlechtsentwicklung“ wird hierbei mit Intergeschlechtlichkeit gleichgesetzt und die neu geschaffenen Gesetzesnormen als Sonderregelungen für Individuen ausgelegt, die von der Norm des binären Geschlechtskörpers abweichen.

Demgegenüber argumentieren andere, dass der Rechtsbegriff im Lichte der verfassungsrechtlichen Entwicklungen auszulegen sei (vgl. Gössl, 2019, 303; Jäschke, 2019, 898). Es müsse die selbstbestimmte geschlechtliche Identität im Zentrum stehen, sodass eine „Variante der Geschlechtsentwicklung“ auch unabhängig von bestimmten körperlichen Merkmalen vorliegen könne (vgl. Mangold et al., 2019; Gössl et al., 2020, 147). Der geschlechtlichen Identifikation des Individuums wird hierbei eine mindestens genauso große Relevanz wie somatisch-biologischen Aspekten eingeräumt.

Die Diskussion schließt an eine Kontroverse an, die nach der Entscheidung des BVerfG zur dritten Geschlechtsoption 2017 entflammt ist: reicht die subjektive geschlechtliche Identität für den Anspruch auf rechtliche Anerkennung aus oder bedarf es weiterer Kriterien, um eine vermeintliche Objektivität des Geschlechts abzusichern (vgl. Rixen, 2018, 320; von Roetteken, 2019, 26; Heß, 2020)? In früheren Entscheidungen hatte das BVerfG Bezug genommen auf den Körper als Grundlage einer verobjektivierten Geschlechtlichkeit. In ähnlicher Weise wird die Begutachtung unter dem TSG als objektiver Nachweis für die geschlechtliche Identität angesehen, welchen das BVerfG bislang nicht beanstandet hat (vgl. BVerfG, 2011, Rn. 67; BVerfG, 2017b, Rn. 10). Je

---

<sup>1</sup> Zwei enge Ausnahmefälle von der Pflicht zur Vorlage einer ärztlichen Bescheinigung sind in § 45b Abs. 3 S. 2 PStG vorgesehen.

stärker jedoch die Selbstbestimmung und der Anspruch auf Gleichberechtigung in den Mittelpunkt rücken, desto drängender wird die Frage, ob solche Voraussetzungen mit dem grundrechtlichen Schutz der geschlechtlichen Identität in Einklang stehen.

## 5 Grundrechtliche Notwendigkeit für ein grundlegendes Umdenken

Bislang wird am Körper als Ausgangspunkt für die Zuordnung zu einem Geschlecht festgehalten. Individuen, die ihre geschlechtliche Identität im personenstandsrechtlichen Geschlechtseintrag nicht abgebildet sehen, müssen für eine Änderung in der Regel Nachweise mit medizinischer bzw. psychologischer Autorität vorlegen. Demgegenüber hat das BVerfG klargestellt, dass die freie Entwicklung und Entfaltung der selbstbestimmten geschlechtlichen Identität durch das Allgemeine Persönlichkeitsrecht geschützt ist und Ungleichbehandlungen am Maßstab von Art. 3 Abs. 3 S. 1 GG zu messen sind.

Hieraus ergibt sich ein Konflikt. Denn die Zuordnung zu einem Geschlecht anhand der körperlichen Merkmale bei der Geburt lässt keinen Raum für die zu diesem Zeitpunkt noch nicht entwickelte geschlechtliche Identität und ist unweigerlich ein Moment der Fremdbestimmung (vgl. Schmidt, 2016, 250; von Roetteken, 2019, 25). Darin liegt zugleich die „Normalitätserwartung“, dass sich die geschlechtliche Identität in Kongruenz mit der aus dem Körper herausgelesenen Geschlechtszugehörigkeit entwickelt (Mangold et al., 2020, 37; vgl. auch Adamietz, 2011, 258). Diejenigen, die der durch das Gesetz aufgestellten Erwartung nicht entsprechen, müssen ein teils langwieriges Änderungsverfahren unter fremdbestimmten Voraussetzungen durchlaufen. Das Gesetz beinhaltet damit eine „Hierarchisierung von vermeintlich normalen und anormalen Geschlechtsidentitäten“ (Mangold et al., 2020, 39), welche sich auf einen als binär gedachten Geschlechtskörper stützt.

Aus diesen Überlegungen heraus argumentiert eine im Juni 2020 beim BVerfG eingereichte Verfassungsbeschwerde, dass bereits die durch das PStG zwingend vorgesehene Zuordnung zu einem Geschlecht bei der Geburt eine Verletzung des Allgemeinen Persönlichkeitsrechts und des Geschlechtsdiskriminierungsverbotes darstellt (vgl. Mangold et al., 2020). Angegriffen werden darüber hinaus die bestehenden res-

triktiven Voraussetzungen bei der Anerkennung der geschlechtlichen Identität unter dem TSG und dem PStG. Es bleibt abzuwarten, ob sich das BVerfG dem anschließen und eine weitere grundlegende Veränderung der Rechtsordnung herbeiführen wird.

In der Zwischenzeit besteht nach wie vor die Möglichkeit, dass die noch anhängige Verfassungsbeschwerde in der nun angebrochenen 20. Legislaturperiode durch die Gesetzgebung überholt wird. Bereits im Juni 2020 haben die Bundestagsfraktionen von Bündnis 90/Die Grünen (vgl. Deutscher Bundestag, 2020a) und der FDP (vgl. Deutscher Bundestag, 2020b) zwei inhaltlich sehr ähnliche Gesetzesentwürfe vorgestellt. Sie gehen zwar nicht so weit, die Geschlechtszuordnung bei Geburt abzuschaffen, zielen aber auf eine weitreichende Implementierung geschlechtlicher Selbstbestimmung ab. Insbesondere soll die Änderung des Geschlechtseintrages niedrigschwellig, ohne externe Begutachtung oder Bescheinigung und vor allem unabhängig von körperlichen Merkmalen ermöglicht werden. Dem Körper käme dann lediglich eine Indizwirkung mit Blick auf die sich entwickelnde geschlechtliche Identität zu, die aber jederzeit durch einfache Erklärung des Individuums gegenüber dem Standesamt widerlegt werden könnte. Zwar sind beide Gesetzesentwürfe im Mai 2021 gescheitert, der Koalitionsvertrag von SPD, Bündnis 90/Die Grünen und FDP vom November 2021 hat jedoch angekündigt, diese Pläne umzusetzen und das TSG durch ein entsprechendes Selbstbestimmungsgesetz zu ersetzen (vgl. SPD et al., 2021, 119).

## **6 Fazit**

In diesem Beitrag wurde aufgezeigt, wie die Grundrechte zur Destabilisierung restriktiver Körperbilder im Zusammenhang mit dem Geschlecht fruchtbar gemacht wurden. Der unveränderliche binäre Geschlechtskörper, der am Ausgangspunkt dieser Entwicklung stand, wurde dabei in mehrfacher Hinsicht dekonstruiert. Der in den Rechtsdiskurs eingeführte Begriff der geschlechtlichen Identität markiert, dass Geschlecht nicht mehr als reine Körpersache verstanden wird. Hinzu kommt die Anerkennung vielfältiger geschlechtlicher Existenzweisen, die zu einem Aufweichen binärer Erklärungsmuster geführt hat. Trotz der enormen Entwicklung innerhalb der letzten vier Jahrzehnte wird auf vergeschlechtlichte Körperbilder jedoch nach wie vor

Bezug genommen: sie bleiben der primäre Referenzpunkt für die Zuordnung eines Geschlechtsstatus. Die im Juni 2020 vor dem BVerfG eingereichte Verfassungsbeschwerde demonstriert, dass die Grundrechte auch in diesem bislang unangetasteten Bereich zu einem rechtlichen wie gesellschaftlichen Umdenken beitragen könnten. Es bleibt zu hoffen, dass diesmal die Gesetzgebung einer durch das BVerfG erzwungenen Rechtsänderung zuvorkommt und die rechtliche Anerkennung geschlechtlicher Vielfalt unabhängig von somatischen Aspekten Realität werden lässt.

## Gerichtsentscheidungen

- BGH 1971 = Bundesgerichtshof, Beschluss v. 21.09.1971 – IV ZB 60/70, zitiert nach Juris.
- BGH 2020 = Bundesgerichtshof, Beschluss v. 22.04.2020 – XII ZB 383/19, zitiert nach Juris.
- BVerfG 1978 = Bundesverfassungsgericht, Beschluss v. 11.10.1978 – 1 BvR 16/72, zitiert nach Juris.
- BVerfG 2005 = Bundesverfassungsgericht, Beschluss v. 06.12.2005 – 1 BvL 3/03, zitiert nach Juris.
- BVerfG 2011 = Bundesverfassungsgericht, Beschluss v. 11.01.2011 – 1 BvR 3295/05, zitiert nach Juris.
- BVerfG 2017a = Bundesverfassungsgericht, Beschluss v. 10.10.2017 – 1 BvR 2019/16, zitiert nach Juris.
- BVerfG 2017b = Bundesverfassungsgericht, Nichtannahmebeschluss v. 17.10.2017 – 1 BvR 747/17, zitiert nach Juris.

## Bibliographie

- Adamietz, L. (2011): *Geschlecht als Erwartung: Das Geschlechtsdiskriminierungsverbot als Recht gegen Diskriminierung wegen der sexuellen Orientierung und der Geschlechtsidentität*. Baden-Baden: Nomos.
- Augstein, M. S. (1981): „Zum Transsexuellengesetz.“ *Das Standesamt*, 34 (1), 10–16.
- Berndt-Benecke, U. (2019): „Die weiteren Geschlechtskategorien im Geburtenregister.“ *Neue Zeitschrift für Verwaltungsrecht*, 38 (5), 286–290.
- Deutsche Gesellschaft für Transidentität und Intersexualität e.V. (2018): *Stellungnahme zu dem Entwurf eines Gesetzes zur Änderung der in das Geburtenregister einzutragenden Angaben*. Online unter <https://web.archive.org/web/20200404081736/https://www.dgti.org/images/pdf/BMI-PStG-180703.pdf>. Zugriff am 02.08.2022.

- Deutscher Bundestag (1979): *Drucksache 8/2947. Gesetzesentwurf der Bundesregierung. Entwurf eines Gesetzes über die Änderung der Vornamen und die Feststellung der Geschlechtszugehörigkeit in besonderen Fällen (Transsexuellengesetz – TSG)*. Online unter <https://dserver.bundestag.de/btd/08/029/0802947.pdf>. Zugriff am 24.11.2021.
- Deutscher Bundestag (2018): *Drucksache 19/4669. Gesetzesentwurf der Bundesregierung. Entwurf eines Gesetzes zur Änderung der in das Geburtenregister einzutragenden Tatsachen*. Online unter <https://dserver.bundestag.de/btd/19/046/1904669.pdf>. Zugriff am 11.05.2022.
- Deutscher Bundestag (2020a): *Drucksache 19/19755. Entwurf eines Gesetzes zur Aufhebung des Transsexuellengesetzes und Einführung des Selbstbestimmungsgesetzes*. Online unter <https://dip21.bundestag.de/dip21/btd/19/197/1919755.pdf>. Zugriff am 24.11.2021.
- Deutscher Bundestag (2020b): *Drucksache 19/20048. Entwurf eines Gesetzes zur Stärkung der geschlechtlichen Selbstbestimmung*. Online unter <https://dserver.bundestag.de/btd/19/200/1920048.pdf>. Zugriff am 26.11.2021.
- Deutscher Ethikrat (2012): *Intersexualität: Stellungnahme*. Online unter [https://www.ethikrat.org/fileadmin/Publikationen/Stellungnahmen/deutsch/DER\\_StnIntersex\\_Deu\\_Online.pdf](https://www.ethikrat.org/fileadmin/Publikationen/Stellungnahmen/deutsch/DER_StnIntersex_Deu_Online.pdf). Zugriff am 24.11.2021.
- Erbarth, A. (2020): „Transidente bzw. transsexuelle Menschen unterfallen allein dem TSG, nicht dem PStG.“ *Familien-Rechtsberater*, 2020 (1), 28–31.
- Ghattas, D. C. (2013): *Menschenrechte zwischen den Geschlechtern: Vorstudie zur Lebenssituation von Inter\*Personen*. Online unter [https://www.boell.de/sites/default/files/menschenrechte\\_zwischen\\_den\\_geschlechtern\\_2.pdf?dimension1=ds\\_feminismus](https://www.boell.de/sites/default/files/menschenrechte_zwischen_den_geschlechtern_2.pdf?dimension1=ds_feminismus). Zugriff am 26.11.2021.
- Gössl, S. L. (2019): „Das dritte Geschlecht. Personenstandsrechtliche Erfassung intersexueller Personen aus rechtsvergleichender Perspektive.“ *Forum Familienrecht*, 78 (7), 298–305.
- Gössl, S. L., Dannecker, S., Schulz, A. (2020): „Was sollte nach der Einführung des ‚dritten Geschlechts‘ weiter geregelt werden? Eine erste Bestandsaufnahme.“ *Neue Zeitschrift für Familienrecht*, 7 (4), 145–150.
- Helms, T. (2017): „Anmerkung zu BVerfG, 1. Senat, Beschluss v. 10.10.2017 – BvR 2019/16.“ *Zeitschrift für das gesamte Familienrecht*, 64 (24), 2054–2056.
- Heß, R. (2020): *Geschlechtliche Selbstbestimmung im Recht umsetzen: Eine Dekonstruktion der bestehenden Widerstände*. Online unter <https://verfassungsblog.de/geschlechtliche-selbstbestimmung-im-recht-umsetzen>. Zugriff am 26.11.2021.
- Intersexuelle Menschen e.V. Bundesverband (2018): *Gemeinsame Stellungnahme von Intersexuelle Menschen e.V., den Landesverbänden und*

- den angeschlossenen Selbsthilfegruppen zum Referentenentwurf: *Referentenentwurf des Bundesministeriums des Inneren, für Bau und Heimat VIII-20103/7#6*. Online unter [https://im-ev.de/pdf/2018\\_07\\_16\\_Stellungnahme\\_IMeV\\_Referentenentwurf\\_Aenderung\\_PStG.pdf](https://im-ev.de/pdf/2018_07_16_Stellungnahme_IMeV_Referentenentwurf_Aenderung_PStG.pdf). Zugriff am 24.11.2021.
- Intersexuelle Menschen e.V., XY-Frauen (2008): *Schattenbericht zum 6. Staatenbericht der Bundesrepublik Deutschland zum Übereinkommen der Vereinten Nationen zur Beseitigung jeder Form der Diskriminierung der Frau (CEDAW)*. Online unter [https://im-ev.de/pdf/Schattenbericht\\_CEDAW\\_2008-Intersexuelle\\_Menschen\\_e\\_V.pdf](https://im-ev.de/pdf/Schattenbericht_CEDAW_2008-Intersexuelle_Menschen_e_V.pdf). Zugriff am 24.11.2021.
- Jäschke, M. L. (2019): „Überlegungen zur Abschaffung des Transsexuellengesetzes (TSG): Zugleich eine Kritik am Referentenentwurf eines Gesetzes zur Neuregelung der Änderung des Geschlechtseintrages vom 8.5.2019.“ *Neue Zeitschrift für Familienrecht*, 6 (20), 895–900.
- Krömer, K. (2019): „Anwendungsbereich des § 45b PStG neu: Wer fällt unter den Begriff ‚Personen mit Varianten der Geschlechtsentwicklung?‘“ *Das Standesamt*, 72 (9), 280–282.
- Mangold, A. K., Boll, F., Niedenthal, K. (2020): *Verfassungsbeschwerde*. 15.06.2020. Online unter <https://legacy.freiheitsrechte.org/home/wp-content/uploads/2020/06/2020-06-16-Verfassungsbeschwerde-Personenstandsgesetz-anonymisiert.pdf>. Zugriff am 23.11.2021.
- Mangold, A. K., Markwald, M., Röhner, C. (2019): *Rechtsgutachten zum Verständnis von „Varianten der Geschlechtsentwicklung“ in § 45b Personenstandsgesetz*. Online unter <https://eufbox.uni-flensburg.de/index.php/s/WwkHJkHaEaHpkQk#pdfviewer>. Zugriff am 23.11.2021.
- Plett, K. (2018): „Registrierung von Geschlecht künftig mit dritter Option: Zu einer neuen personenstandsrechtlichen Regelung.“ *Gender und Rechtspolitik*, 54 (4), 452–456.
- Rixen, S. (2018): „Geschlechtertheorie als Problem der Verfassungsauslegung: Anmerkungen zum Beschluss des BVerfG v. 10. 10. 2017 – 1 BvR 2019/16 zur geschlechtlichen Diversität.“ *JuristenZeitung*, 73 (7), 317–368.
- Roetteken, T. von (2019): „Das ‚dritte‘ Geschlecht: Auswirkungen auf das Gleichstellungsrecht.“ *Gleichstellung in der Praxis*, 15 (3), 23–33.
- Schmidt, A. (2016): „Das Recht ‚auf Anerkennung der selbstbestimmten geschlechtlichen Identität‘ gemäß Art. 2 I, 1 I GG im Hinblick auf den geschlechtlichen Personenstand.“ In: Schochow, M., Gehrman, S., Steger, F. (Hrsg.), *Inter\*- und Trans\*Identitäten. Ethische, soziale und juristische Aspekte*. Gießen: Psychosozial-Verlag, 231–256.
- Silva, A. de (2018): *Negotiating the Borders of the Gender Regime: Developments and Debates on Trans(sexuality) in the Federal Republic of Germany*. Bielefeld: transcript.

- SPD, Bündnis 90/Die Grünen, FDP (2021): *Mehr Fortschritt wagen: Bündnis für Freiheit, Gerechtigkeit und Nachhaltigkeit: Koalitionsvertrag 2021 – 2025 zwischen der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands (SPD), BÜNDNIS 90 / DIE GRÜNEN und den Freien Demokraten (FDP)*. Online unter [https://www.spd.de/fileadmin/Dokumente/Koalitionsvertrag/Koalitionsvertrag\\_2021-2025.pdf](https://www.spd.de/fileadmin/Dokumente/Koalitionsvertrag/Koalitionsvertrag_2021-2025.pdf). Zugriff am 26.11.2021.
- Spickhoff, A. (2018): „Gesetz über die Änderung der Vornamen und der Feststellung der Geschlechtszugehörigkeit in besonderen Fällen (Transsexuellengesetz – TSG).“ In: Spickhoff, A. (Hrsg.), *Medizinrecht*. München: C.H. Beck.
- Theilen, J. (2012): „Der Schutz Transsexueller in der Rechtsprechung des Europäischen Gerichtshofs für Menschenrechte und des Bundesverfassungsgerichts: Ein Vergleich.“ *Zeitschrift für Europarechtliche Studien*, 15 (3), 363–386.
- Völzmann, B. (2019): „Postgender im Recht? Zur Kategorie ‚Geschlecht‘ im Personenstandsrecht.“ *JuristenZeitung*, 74 (8), 381–390.
- Wielpütz, S. (2012): *Über das Recht, ein anderer zu werden und zu sein: Verfassungsrechtliche Probleme des Transsexuellengesetzes*. Baden-Baden: Nomos.



# Gleich und Gleich gesellt sich gern? Zum Zusammenhang von Freundschaft und Geschlecht

## 1 Einleitung

„An keinem anderen Phänomen lässt sich die fragwürdige Kulturhoheit des Patriarchalismus so gut studieren wie an dem der Freundschaft“ (Bovenschen, 2009, 15). Tugendfreunde, Männerbünde, Big Boys Networks und die Kumpels auf der einen Seite, die beste Freundin, Mädelsabende und Frauenrunden, die sich über Männer austauschen, auf der anderen Seite. In der Populärkultur wird nach wie vor ein stereotypisches Bild gezeichnet, wenn es um Freundschaften geht. Die Kultserie *Sex and the City* ist dafür ein anschauliches Beispiel: Vier gleichaltrige, gleichgebildete, beruflich erfolgreiche und finanziell unabhängige Frauen in New York reden von Episode zu Episode in wechselnden Lokalisationen beim Frühstück, Lunch oder Dinner über Männer und Sex und ihre Wünsche nach dauerhaften Liebesbeziehungen mit dem perfekten Mann. Auch in dem Reboot der Serie *And Just like That* werden die (Dauer)Gespräche und ironischen Kommentierungen der nun älteren Protagonistinnen fortgesetzt. Wieder geht es darum, in Kommunikation mit den anderen die Enttäuschungen des Lebens zu verarbeiten. Dabei stehen diese Freundinnen paradigmatisch für den gesellschaftlichen Modernisierungsprozess und die damit einhergehenden Veränderungen im (nicht nur, aber vor allem auch) weiblichen Lebenslauf: Durch Bildungsaufstieg und Erwerbsbeteiligung, finanzielle Unabhängigkeit und neue Spielräume jenseits von Ehe und Familie sind diese Frauen die Avantgarde der gesellschaftlichen Verhältnisse und der modernen Lebensführung (vgl. Bude 2015).

Auch jenseits dieser filmischen Inszenierung spricht einiges dafür, dass Geschlecht als ordnendes Prinzip in persönlichen Beziehungen wie Ehe, Familie und eben auch Freundschaft kaum an Bedeutung verloren hat. Und das, obwohl die Geschlechterordnung insgesamt in Bewe-

gung geraten ist, Grenzen zwischen den Geschlechtern aufbrechen und auch die geschlechtliche Codierung der Körper insgesamt ihre vormalige polare Eindeutigkeit zu verlieren scheint (vgl. Feldmann et al., 2020; Meuser, 2010). Auch gegenwärtig lassen sich Freundschaften als exklusive Gelegenheiten interpretieren, in denen Vergemeinschaftung über Geschlecht möglich und auch kulturell festgeschrieben wird. Dass sich Frauen mit Frauen und Männer mit Männern befreunden, darf dabei nicht in einer essentialistischen Verkürzung als Ausdruck typisch weiblicher oder typisch männlicher Motive, Affekthaushalte oder Interessenlagen interpretiert werden. Eine solche geschlechtsspezifische Freundschaftspraxis, so unsere zentrale Annahme, lässt sich vielmehr als Folge gemeinsam geteilter Lebenszusammenhänge und einer strukturidentischen Alltagspraxis interpretieren, die nach wie vor geschlechterdifferenz sind. Die Geschlechterdifferenz hat ihre eigene „somatische Kultur“, wie es Boltanski (1976, 154) formuliert, und gemeint sind damit die „Kodes der guten Sitten für den Umgang mit dem Körper, der tief verinnerlicht und allen Mitgliedern einer bestimmten sozialen Gruppe gemeinsam ist“ (Boltanski, 1976, 154). Diese Kodes umfassen das Erleben des eigenen Körpers, die Wahrnehmung des ‚anderen‘ Geschlechtskörpers sowie körpergebundene Geschlechterdarstellungen (vgl. Meuser, 2010, 132). Geschlecht resp. die kulturelle Codierung der Geschlechtskörper wirkt individuell identitätsstiftend, zugleich ist Geschlecht als soziale Strukturkategorie in Differenzierungen alltäglicher Vorstellungen und gesellschaftlich-organisatorischer Regelsysteme eingelagert und entfaltet entsprechende Wirkmacht. Mit diesem sozial-konstruktivistischen Blick auf Freundschaften als vergeschlechtlichte Beziehungspraxis wird eine Analyse des Zusammenhangs zwischen interaktivem Handeln in Beziehungen und (Gesellschafts)Struktur möglich. Nicht Geschlecht ist der Ausgangspunkt für einen Blick auf die Freundschaftskultur, sondern in Freundschaftsbeziehungen werden gemeinsame Lebensrealitäten und -erfahrungen eingefangen und verarbeitet, die nach wie vor eng verzahnt sind mit Geschlecht und Geschlechtszugehörigkeit.

Für diese Sicht auf Freundschaft und Geschlecht wird das Konzept der Intersektionalität relevant, weil damit die Frage beantwortet werden kann, ob und wie miteinander in Wechselwirkung stehende Strukturierungsprozesse und Differenzdimensionen in spezifischen (zeitgeschichtlichen und kulturspezifischen) Kontexten das Phänomen

Freundschaft konstituieren und transformieren (vgl. Hearn, 2010, 105). Zugleich schützt eine solche intersektionale Perspektive vor essentialistischen Engführungen: sie weitet den Blick für die gesellschaftlichen (institutionellen und organisatorischen) Rahmenbedingungen, unter denen Geschlecht und Geschlechtszugehörigkeit dominant werden, und sensibilisiert zugleich für die Bedingungen, unter denen Geschlecht eben keine Rolle mehr spielt und/oder sich mit anderen (ungleichheitsgenerierenden) Dimensionen wie Alter, Bildung und soziale Herkunft verschränkt, überlagert und als eigenständige Differenzkategorie wirksam wird (vgl. Lutz et al., 2010, 17). Im Idealfall werden diese Dimensionen nicht a priori festgelegt, sondern sie ergeben sich während der Untersuchung. So kann eine Reifikation von Geschlecht vermieden und die *body politics* der Freundschaft rekonstruiert werden. Um die Wirkmechanismen verkörperter Dimensionen sozialer Ungleichheit im Sinne einer *body politic* in Bezug auf das Phänomen Freundschaft theoretisch adressierbar zu machen, benötigt es ein Instrumentarium, das die Mikroebene der Praxis im Alltag der Freundschaft mit der Makroebene der Sozialstruktur zu verbinden vermag. In der Soziologie hat sich hier das Konzept des Habitus als analytisches Konzept bewährt: Bourdieu (1979; 1982) erklärt die je nach sozialem Milieu unterschiedliche Lebensführung seiner Mitglieder über biographisch erworbene und tief bis in die körperliche Praxis eingeschriebenen Verhaltensmuster. Zugleich verweist der Habitus auf eine spezifische, von anderen geteilte Soziallage, deren Strukturen sich in den inkorporierten Schemata des Habitus niederschlagen. Menschen mit ähnlichen Lebensrealitäten und -erfahrungen entwickeln einen ähnlichen Habitus, verfügen über das gleiche unhinterfragte Wissen, bewegen sich in den gleichen sozialen Räumen sicher, müssen ihre Gewohnheiten, Gesten und Weltanschauungen nicht mühsam aufeinander abstimmen und reflexiv hinterfragen, sondern erleben in ihren spontanen Begegnungen, was für den Beginn einer Freundschaft nur allzu förderlich erscheint: Man versteht sich ohne Worte und es ist, als würde man sich schon jahrelang kennen (vgl. Bourdieu, 2001). Die Inkorporierung sozialer Ordnung, die im Zentrum des Habitus-Konzepts von Bourdieu steht, liefert somit wichtige Anhaltspunkte dafür, dass die verkörperte soziale Struktur der Freundschaftspraxis (auch) an Geschlechtlichkeit gebunden ist.

Im Folgenden geben wir zunächst eine generelle Einführung in die soziologische Auseinandersetzung mit dem Phänomen der Freundschaft sowie der homogenen Freundschaftswahl, bevor wir uns im Speziellen der Frage nach Geschlecht und Freundschaft zuwenden. In einem historischen Rückblick über die gesellschaftlichen Deutungen von Männer- und Frauenfreundschaften werden die Essentialismen deutlich, die bis in die Gegenwart Vorstellungen von geschlechtsexklusiven Freundschaftszusammenhängen prägen. Demgegenüber stellen wir eine sozialkonstruktivistische Sichtweise vor, welche das Entstehen von Frauen- und Männerfreundschaften als Ergebnis biographischer Erfahrungen und strukturidentischer Lebenszusammenhänge zu erklären vermag. Die soziale Nähe in Freundschaften wird dabei als habituelle und in diesem Sinne auch verkörperte Nähe erklärbar. Abschließend diskutieren wir vor diesem Hintergrund Freundschaft als Moment der Reproduktion sozialer Ungleichheit.

## **2 Die Bestimmung der Freundschaft in der Soziologie: Zwischen Individualisierung und Strukturiertheit**

Die Soziologie sieht in der Freundschaft eine frei wählbare, auf Gegenseitigkeit basierende, relativ dauerhafte, dyadisch-persönliche Beziehungsform mit unterschiedlichen Nähegraden. Gedacht wird Freundschaft als reziproke Beziehungsform (vgl. Nötzoldt-Linden, 1994), die unter den Bedingungen moderner Gesellschaften der „Vergewisserung des Selbst“ (Stiehler, 2019, 10) dient. Obwohl die Freundschaft – anders als etwa die Liebe – kein Gefühl ist, sondern eine genuine Form persönlicher Beziehungen (vgl. Lenz, 2019, 45), basieren Freundschaftsbeziehungen auf einer subjektiv gefühlten Zusammengehörigkeit, auf Zuneigung und Sympathie. Sie stützen sich auf einen gemeinsamen Wissensbestand und ein eigenes Werte-Regelgefüge (vgl. Stiehler, 2009, 384; Auhagen, 1991). In einer „durch Vorbehaltlosigkeit gekennzeichneten Interaktionssphäre“ (Nötzoldt-Linden, 1994, 79) liefert die Beziehung selbst die internen Kriterien für den Gebrauch des Begriffes Freund oder Freundin. Damit beruht Freundschaft nicht auf äußeren Zuschreibungen; vielmehr ist sie ein Produkt von Eigenleistungen, in die die Beteiligten aktiv involviert sind. Die Freundschaftspraxis bedeutet gemeinsame Weltaneignung (vgl. Kracauer, 1971), dient der

Verwirklichung gemeinsamer Interessen, bietet Hilfe und Unterstützung in sozialer und emotionaler Hinsicht. Mit Hartmut Rosa formuliert, eröffnet Freundschaft Resonanzhorizonte (vgl. Rosa, 2018, 335–362). Langjährige Freundschaftsbeziehungen verbinden uns mit unserer Biographie, sie vermögen im Durchleben und Durchleiden schwieriger Lebensphasen ein Moment der Kontinuität und Kohärenz zu stiften. Zugleich lässt sich Freundschaft über den Aspekt der Moralität erschließen, und zwar über eine Moralität, die nicht aus allgemeinen, universalistischen Ethiken deduziert werden kann, sondern die Besonderheit der Personen und ihre wechselseitige Bezugnahme aufeinander in den Blick nimmt (vgl. Honneth, Rössler, 2016; Spencer, Pahl, 2006). Loyalität, Vertrauenswürdigkeit und Verpflichtung gehören zur sozialen Grammatik, mit welcher Freundschaft von jeher als moralisch eigensinnige Beziehungsform von anderen Interaktionsverhältnissen abgegrenzt werden kann. Für Marilyn Friedman (2016, 157) ist das Gut der Freundschaft das des „moralischen Wachstums“. Gerade weil sich Freund\*innen wechselseitig für vertrauenswürdig halten, wird es möglich, an den jeweiligen moralischen Perspektiven des oder der anderen zu partizipieren: „Freundschaft ermöglicht uns, die Erfahrungen und Standpunkte unserer Freunde aus deren eigener Sicht kennenzulernen“ (Friedman, 2016, 158).

Freundschaft als Beziehungstyp ist graduell mit anderen Beziehungsformen verwoben. Paare bezeichnen ihr Verhältnis als freundschaftlich und auch Geschwister können Freundschaften pflegen. Einen wichtigen Hinweis darauf, was Freundschaften von Liebesbeziehungen unterscheidet, gibt Seel mit der „Wechselseitigkeit“ (Seel, 2012, 65). Während eine Freundschaft nur dann möglich ist, wenn sich die Freund\*innen zueinander bekennen (ich kann nicht heimlich mit jemandem befreundet sein), kann eine Liebesbeziehung auch auf Einseitigkeit beruhen. Im Gegensatz zur exklusiven Liebesbeziehung im Sinne einer romantisch-erotischen Liebesbeziehung ist Freundschaft ein „inklusive Kommunikationscode“ (Lenz, 2019, 51). Man kann mit mehreren Menschen befreundet sein. Folglich werden über Freundschaften Vernetzungen möglich, die zum Aufbau von sozialem Kapital beitragen. Schließlich werden Freundschaften ohne Sexualität und Erotik gedacht, denn diese sind für Liebe und Paarbeziehungen reserviert. In aktuelleren Untersuchungen wird diese Annahme aber auch in Frage gestellt und darauf verwiesen, dass Freundschaften sexuelle

Interaktion durchaus miteinschließen können (vgl. Heuser, Schobin et al., 2016).

In der frühen soziologischen Zeitdiagnose wird Freundschaft mit der Erwartung verknüpft, das individualisierte (freigesetzte) und verunsicherte Individuum einer enttraditionalisierten Gesellschaft aufzufangen. Waren in vormodernen Gesellschaften die verschiedenen Lebensbereiche vernetzt und waren sie zudem von denselben Weltordnungen durchzogen – hatte man noch das Gefühl, in der ‚gleichen Welt‘ zu leben (vgl. Berger et al., 1975, 60) –, so fehlt mit der fortschreitenden Ausdifferenzierung der einzelnen Lebensbereiche ein solches integratives und auch stabilisierendes Element. Die „differenzierte Freundschaft“ als Beziehungsform ist für Georg Simmel (1992 [1908], 401) die Folge einer vormals einheitlichen Lebenswelt, die sich in viele Lebensbereiche auffächert und in der nur mehr Ausschnitte der Person zur Geltung kommen können. Darauf aufbauend argumentiert auch Tenbruck (1964), dass Freundschaft, Individualität und sozialer Wandel einen Zusammenhang bilden. Freundschaften gewinnen als Beziehungsform an Bedeutung, wenn sich Gesellschaften im Hinblick auf die Formen ihrer Sozialintegration wandeln. In seinen Ausführungen vergleicht er die Epochen der Romantik (ca. 1750–1850) und der griechischen Antike und kommt zu dem Schluss, dass die Freistellung des Menschen im Zuge des Wandels und die Heterogenität der sozialen Welt der Nährboden für ein Bedürfnis nach Freundschaft sind. Freundschaft ist ihm zufolge „die Ergänzung einer inkompletten sozialen Struktur“ (Tenbruck, 1964, 453).

Eine ähnliche Argumentationslinie, wenn auch unter anderen gesellschaftlichen und zeitgeschichtlichen Vorzeichen, lässt sich feststellen, wenn es um die Frage geht, welche Rolle Freundschaften im Kontext aktueller Veränderungsprozesse moderner Gegenwartsgesellschaften spielen. In den Fokus rücken nun (wieder) die Ambivalenzen und Kontingenzen der modernen (westlichen) Gegenwartsgesellschaft (vgl. Wagner, 1995; Baumann, 1995; Giddens, 1995). Diesen Gesellschaftsanalysen gemeinsam ist der Versuch, aktuelle Transformationsprozesse als „Modernisierung moderner Gesellschaften“ (Zapf, 1991, im Titel) zu beschreiben und empirisch zu fassen: Individualisierung, eine zunehmende Flexibilisierung und Deregulierung von Erwerbsarbeit, verdichtete Leistungsanforderungen, Subjektivierung von Erwerbsarbeit sowie eine zunehmende Entgrenzung von Arbeit und Leben (vgl.

Schier, Szymenderski, 2007). All dies hat im Verlauf der letzten Jahrzehnte zu erheblichen Veränderungen in der Art und Weise geführt, wie Menschen ihr Leben planen und wie sie es gestalten. Auch die Bewältigung des Alltags selbst ist zu einer komplexen Leistung geworden (vgl. u. a. Jurczyk, 2020). In diesem Zusammenhang wird diskutiert, dass die Bedeutung von Freundschaften zunimmt. Sie werden gleichsam zum Fluchtpunkt sozialer Hoffnungen (vgl. Bude, 2008), zur genuinen Beziehungsressource und zum wahrscheinlichsten Beziehungstyp der Zukunft erkoren. Wo sich Ehe- und auch Familienbeziehungen auflösen oder brüchig werden, sich verändern und vervielfältigen, scheint die Freundschaft eine in vielerlei Hinsicht adäquate Form persönlicher Beziehung zu sein. Freundschaften überdauern nicht selten Partnerschaften, Nachbarschaften und Organisationsmitgliedschaften (vgl. Bude, 2017). Mit Freund\*innen scheint es möglich, den Zumutungen durch Individualisierung, Subjektivierung und Entgrenzung Paroli zu bieten (vgl. Stiehler, 2019, 10).

### **3 Gleich und Gleich gesellt sich gern? Zur Homogenität der Freundschaft**

Freundschaft gründet auf Individualisierung und zugleich ist sie eine Beziehungsform, mit der die Folgen der Individualisierung bearbeitet werden können. Die Wertschätzung der Freundschaft erfährt allerdings unter den Bedingungen moderner Gesellschaften eine pragmatische Auslegung: sie wird funktionalisiert, instrumentalisiert und profanisiert. Hier zeigt sich die Kehrseite der „differenzierten Freundschaft“ im Sinne Simmels: Die individualisierten Individuen der Moderne begegnen sich kaum mehr in ihrer Gesamtheit und damit als Vertraute, denn in einer sich in viele Lebensbereiche auffächernden Lebenswelt können jeweils nur mehr Ausschnitte der Person zur Geltung kommen. Die moderne Freundschaft wird damit „hochgradig zweckmäßig und notwendig“ (Schmidl, 2017, 179). Die Freundschaft der Gegenwartsgesellschaft, so Schinkel (2003, 21), wird gar „ein Mittel zum Zweck der kalkulierten Nutzenmaximierung“. Analysiert wird eine Entwicklung „von der gemeinsamen Selbstverwirklichung zum Beziehungsmanagement“ (Schinkel, 2003, im Titel). Dies wird in Teilaspekten auch in der Untersuchung von Allewelt (2013) bestätigt. Mit der These einer „Profanisierung der Freundschaft“ (Allewelt, 2013, 17) wird der Wandel von Freundschaften im Zusammenhang mit gesell-

schaftlichen Entwicklungen gesehen, in der die Entgrenzung der Lebenssphären das Freundschaftserleben nicht unberührt lässt. Die Anforderungen der Arbeits- und Lebenswelt machen es zunehmend schwerer, Freundschaften als einen gemeinsamen Erfahrungsraum zu (er)leben. Dies führt dazu, dass Freundschaftsbeziehungen äußerlich und oberflächlich bleiben müssen.

Auch die soziale Strukturiertheit von Freundschaft konterkariert die Idee der prinzipiell frei wählbaren Freundschaftsbeziehungen. Die wenigen Studien zur sozialstrukturellen Betrachtung von Freundschaft stützen die Homogenitätsthese und verdeutlichen damit die gesellschaftliche Vermitteltheit von Freundschaftsbeziehungen der Gegenwartsgesellschaft. Ähnlich wie (Liebes)Paarbeziehungen verbindet Freundschaft meist Menschen mit ähnlichen soziodemographischen Merkmalen (vgl. Alleweldt, 2016; Knecht, Schobin et al., 2016; Tenbruck, 1964). Sie sind in allen wesentlichen klassischen sozialstrukturellen Hinsichten über das Maß des statistisch Erwartbaren hinaus homogen mit Blick auf Klasse und Milieu, Alter und Lebensphase, Geschlecht, Bildung, Beruf und Status. Statt Seelenverwandtschaft, Einmaligkeit und Freiwilligkeit werden Restriktionen und Zwänge offenkundig. Eine Sozialstrukturierung von Freundschaft stellt sich meist hinter dem Rücken der Beteiligten ein. Damit wird auch die Ungleichheitsrelevanz von Freundschaft offenkundig, weil so tendenziell die Schichten und Klassen unter sich bleiben und eine soziale Durchmischung seltener ist (vgl. Alleweldt, 2016, 114; Adams, McCullough, 2009; Allan, 1989).

Im Rahmen der Homogamie- resp. der Homophilie these (vgl. Lazarsfeld, Merton, 1954)<sup>1</sup> wird der Frage nachgegangen, weshalb Individuen dazu neigen, solche Personen als Freund\*innen (oder auch Liebespartner\*innen) zu wählen, die ihnen selbst möglichst ähnlich sind. Während sozialpsychologische Ansätze Homogamie im Rahmen von Attraktionstheorien gemäß dem Motto ‚Gleich und Gleich gesellt sich gern‘ mit individuellen Eigenschaften erklären, fokussieren soziologische Ansätze auf sozialstrukturelle Merkmale. Der Grund für eine

---

<sup>1</sup> Das Wort *homophil* (griechisch) bedeutet Liebe zum Gleichen. Da damit bereits eine Annahme zur Entstehung von homogamen Beziehungen transportiert wird, bevorzugen wir den deskriptiven Begriff der Homogamie oder Homogenität.

homogene Freundschaftswahl ist dem Umstand geschuldet, dass Menschen typischerweise in ähnlichen Settings und in sich überschneidenden Aktivitätsfeldern entstehen. Da die sozialen Lebenskreise bereits sozial strukturiert sind, ist die Wahrscheinlichkeit hoch, auf Menschen zu treffen, die sich mit Blick auf sozialstrukturelle Merkmale ähnlich sind. Für Freundschaften gilt, dass sie jenseits des Zufalls eine Struktur besitzen (vgl. Wolf, 1996), die vor allem in Bezug auf Klasse, Alter und Geschlecht selektiert (einen Überblick dazu geben Alleweldt, 2016; Schobin et al., 2016; Stiehler, 2009).

Die soziale Strukturiertheit und gesellschaftliche Vermitteltheit von Freundschaft soll im Folgenden mit Blick auf Geschlecht genauer beschrieben und diskutiert werden.

#### **4 Freundschaft und Geschlecht: ein historischer Rückblick**

Freundschaften galten lange Zeit als eine Angelegenheit unter Männern und die Geschichte der Freundschaft kann zu Recht als eine Geschichte der Männerfreundschaft gelesen werden (vgl. u. a. Labouvie, 2009). Männerfreundschaften finden sich im Mythos, der Literatur, der Geschichte und scheinen dem alltäglichen Beziehungsgeschehen enthoben. Frauen hingegen wurden die Charaktereigenschaften und die geistigen Fähigkeiten zur Freundschaftsführung abgesprochen, ihre Verbindungen bewertete man als strategisch, von Neid und Missgunst bestimmt, bestenfalls überlebensnotwendig. Hier spiegelt sich auch der männliche Blick auf Frauen, der von der Antike bis in die Moderne asymmetrische Machtstrukturen in kulturelle Missgunst übersetzte. Die Frau erscheint als Hexe und Zauberin, als Heilige und Hure, als Mutter Erde und als das Tor zur Hölle, ein Wesen der Finsternis. Im Blick der Männer ist sie alles Mögliche, aber stets „alles Andere“ (de Beauvoir, 1968, 205). Das Aussagesystem über die Wesensunterschiede der Geschlechter hat Karin Hausen (1976) anhand von Konversationslexika untersucht. Sie zeigt, wie sich im 18. Jahrhundert allmählich ein Aussagesystem über polare „Geschlechtscharaktere“ (Hausen, 1976, 363) etabliert, das auf das ‚Innere‘ des Menschen gerichtet ist, um so die Natur bzw. das Wesen von Mann und Frau über den Körper zu erfassen. Die Aussagen über Wesensunterschiede erweisen sich als ein Gemisch aus Biologie, Bestimmung und Wesen (vgl. auch Frevert,

1995; Honegger, 1991). Während beim Mann Geschlechtlichkeit ausgeblendet wurde, reduzierte man die Frau immer stärker auf ihren Körper und auf ihre Reproduktionsfähigkeit.<sup>2</sup> Die bekannten Gegenüberstellungen von männlichen und weiblichen Eigenschaften gewinnen Gestalt in der neuen geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung und legitimieren diese als natürliche Ordnung.

Die Wurzeln der unterschiedlichen Zuschreibungen an Männer- und Frauenfreundschaften liegen also tief und sie lassen sich bis in die antike Philosophie zurückverfolgen, deren Vorstellungen den Freundschaftsdiskurs und die Ausgestaltung von Freundschaftsbeziehungen bis ins 20. Jahrhundert hinein prägen. So wird Freundschaft im antiken Diskurs im Kontext von Tugenden und des Gemeinwohls diskutiert und folglich als Beziehung unter gleichen Männern gedacht. Auf die antike Tradition Bezug nehmend spricht etwa Michel de Montaigne den Frauen schlichtweg das Vermögen zur Freundschaftsführung ab. Freundschaft bleibt den Männern vorbehalten, weil

[...] das geistige Vermögen der Frauen gewöhnlich den Anforderungen des engen Gedankenaustauschs und Umgangs nicht gewachsen ist, aus denen der heilige Bund der Freundschaft hervorgeht; auch scheint ihre Seele nicht stark genug, den Druck eines so fest geknüpften und dauerhaften Bandes zu ertragen. (de Montaigne, 2000, 70)

In den Begründungslogiken der soziologischen Klassiker der Freundschaftsforschung wie u. a. Georg Simmel, Siegfried Kracauer oder Friedrich Tenbruck werden die Geschlechterunterschiede hingegen weniger in den Eigenschaften und (Un)Fähigkeiten, sondern in den gesellschaftlichen Opportunitätsstrukturen und in der Stellung der Frau

---

<sup>2</sup> Claudia Honegger (1991) beschreibt detailliert, wie sich das Interesse der neuen Wissenschaften im Laufe des 18. Jahrhunderts immer stärker auf die Frauen verlagerte und wie sich eine weibliche Sonderanthropologie herausbildete, in der die Frau als Sonderfall dem Grundmodell des Mannes als Menschen gegenübergestellt wurde. Der wissenschaftliche Blick richtete sich dabei vor allem auf die Reproduktionsorgane und die Ovarien wurden endgültig „zum Kristallisationspunkt der weiblichen Psycho-Physiologie“ (Honegger, 1991, 210). Wie sehr die Frau über ihre Reproduktionsfähigkeit bestimmt wurde, hat der wohl bekannteste Arzt des 19. Jahrhunderts, Rudolf Virchow, in die Worte gefasst: „Alles, was wir an dem wahren Weibe Weibliches bewundern und verehren, ist nur eine Dependenz des Eierstocks“ (zit. nach Honegger, 1991, 210).

in der Gesellschaft gesehen. Während Ferdinand Tönnies (1931) darauf hinweist, dass sich für Frauen kaum Gelegenheiten für Freundschaften boten und schon deshalb Freundschaftsbeziehungen unter Frauen lediglich eine Ausnahmerecheinung seien, analysiert Simmel (1992 [1908]) die Unterschiede in der andersartigen Individualisierung von Männern und Frauen. Er vermerkt im ausgehenden 19. und anfangs des 20. Jahrhunderts, dass Frauen „der Freundschaft im allgemeinen weniger zugänglich sind als Männer“, weil sie das „unindividuellere Geschlecht“ (Simmel, 1992 [1908], 117) seien. Auch bei Tenbruck (1964) findet sich diese Argumentationslogik. Für ihn steht allerdings das mindere Freundschaftsinteresse der Frauen im Vordergrund. Er geht wie Simmel davon aus, dass die notwendige Individualität der Freundschaft nur durch die Einbindung in gesellschaftliche Prozesse erworben wird. Der gesellschaftliche Freisetzung- und Individualisierungsprozess bedeutet für Frauen und Männer allerdings Unterschiedliches und die Trennung von Öffentlichkeit und Privatheit als konstituierendes Kriterium der Neuzeit hatte zur Folge, dass Frauen auch bei wachsender gesellschaftlicher Heterogenität noch lange vor allem auf Familie, Haus und Nachbarschaft beschränkt waren und von daher auch keine Vereinsamung und Vereinzelung und somit auch kein Bedürfnis nach Freundschaft verspüren konnten. Ihr Ausschluss aus dem Produktionsprozess (gemeint sind hauptsächlich die bürgerlichen Frauen) und die Beschränkung auf die privatisierte Häuslichkeit (vgl. Hausen, 1978) führten dazu, dass Frauen ungleich länger als Gattungswesen und nicht als souveränes, autonomes Subjekt betrachtet wurden und als solches agieren konnten (vgl. Bublitz, 1993). Diese Gegenüberstellung der Geschlechter, in der das Männliche als primär gesellschaftlich-kulturell gefasst wird und dem Weiblichen als dem Organisch-Naturgegebenen gegenübersteht, zieht sich wie ein roter Faden durch die wissenschaftlichen Abhandlungen. Tendenziell tritt der Mann als der moderne, individualisierte Mensch auf, die Frau dagegen wird als das quasi vormoderne, naturhafte und einheitlichere Wesen konzipiert.

Am Realitätsgehalt solcher Behauptungen ist zu zweifeln, weil die Deutung selbst eine hegemoniale Sicht deutlich werden lässt. Selbst Simmel und Tenbruck konstatieren, dass sich mit dem fortschreitenden gesellschaftlichen Differenzierungsprozess auch die Möglichkeiten für Frauen erweiterten, Freundschaften zu führen: „Wo allerdings

in Einzelfällen die Emanzipation der Frau Programm wird, da findet man denn auch die Vertreterinnen in Formen der Freundschaft und geistigen Zirkel festgelegt“ (Tenbruck, 1964, 446). Das ‚unindividuellere‘ Geschlecht der Frau ist demnach nicht wesensmäßig, auch sie kann Freundschaften entwickeln, wenn ihr dazu die Gelegenheiten zur Verfügung stehen.

Im Rahmen historischer Studien ist belegt, dass es selbstverständlich Frauenfreundschaften gab und dass sie auch kultiviert wurden (vgl. Labouvie, 2009; Nötzoldt-Linden, 1998). Der Historiker Lawrence Stone etwa formuliert für das späte 18. Jahrhundert: „Many very close friendships developed, closer in many cases than those with husbands“ (Stone, 1977, 402). Da die Beziehungen der Frauen privat und auf den häuslichen Umkreis beschränkt blieben (vgl. Meyer-Krentler, 1991, 21), liegen die freundschaftlichen Traditionen unter Frauen allerdings nicht offen zutage. Wie in der gesamten Geschlechtergeschichte bedarf es auch hier noch immer einer mühsamen Spurensuche, um Bedingungen, Formen und Funktionen weiblicher Freundschaften zu finden, zu beschreiben und zu analysieren. Die wenigen historischen Rückblicke zeigen allerdings, dass es seit dem 18. Jahrhundert vor allem Freundschaftsbeziehungen waren, die – neben der Familie – zum geeigneten Ort für weibliche Selbst- und Gruppenerfahrung avancierten. Es entwickelte sich auch ein regelrechter Freundschaftskult, auch zwischen Männern und Frauen (vgl. Labouvie, 2009, 12; Baumgärtel, 1989). Empfindungen wie Seelenverwandtschaft und Herzensfreundschaft galten als die neuen Leitideen für nahe Beziehungen. Aus Briefen und Tagebüchern von amerikanischen Frauen der Mittelschicht zwischen 1760 und 1880 zieht Smith-Rosenberg (1984) den Schluss, dass die Freundinnen keineswegs nur isolierte Zweiergrüppchen bildeten; vielmehr gehörten sie gut vernetzten Freundeskreisen an. Die Freundschaften der Frauen waren meist lebenslange, gefühlbetonte Bindungen und sie lassen sich als eigenständige Strategien der Lebensbewältigung interpretieren, in denen Männer nur eine periphere Rolle spielten: „Frauen, deren Stellenwert und Einfluß in der weiten Welt der Männergeschäfte nur gering waren, besaßen Stellenwert und Einfluß im Leben und in der Welt der anderen Frauen“ (Smith-Rosenberg, 1984, 275).

Bei der Spurensuche nach Frauenfreundschaften lässt sich am Beispiel der von der Romantik inspirierten Pädagogin Caroline Rudolphi expli-

zieren, dass die Frauen um 1800 durchaus in der Lage waren, ihren Ausschluss aus der Öffentlichkeit und das damit im Zusammenhang stehende Vorurteil der fehlenden Freundschaftsfähigkeit zu analysieren und kritisch zu hinterfragen. In ihrem Text „Ist auch Freundschaft unter den Weibern?“ von 1805 reflektiert Rudolphi das Freundschaftsideal der Zeit mit Blick auf die Trennung zwischen Privatheit und Öffentlichkeit und legt dar, dass man Frauen nicht an der Öffentlichkeit partizipieren lässt, um ihnen dann postwendend Freundschaftsunfähigkeit zu attestieren (vgl. Rudolphi, 1805, 80; Baader, 2008, 57).

Sieht man von den bekannten und immer wieder genannten Frauenfreundschaften ab, wie etwa zwischen den bedeutenden Dichterinnen der Romantik Bettina von Arnim (1785–1859) und Karoline von Günderrode (1780–1806) oder zwischen Rahel Varnhagen (1771–1833) und Pauline Wiesel (1778–1848), so erfüllen Freundschaften unter Frauen erst an der Schwelle zum 20. Jahrhundert das, was für eine gesellschaftliche Wahrnehmung von Freundschaft vorausgesetzt wird, nämlich „das Postulat einer öffentlichen Repräsentanz“ (Meyer-Krentler, 1991, 21). Auf eine weitere Veränderung weist Alleweldt (2013, 144) hin: Die Erosion äußerer Rollenzuschreibungen hat das Freundschaftsverständnis verändert und der Möglichkeitsraum von Freundschaften hat sich gerade auch für Frauen erweitert. Seit den 60er Jahren des 20. Jahrhunderts sind Freundschaften auch zu einer schichtübergreifend genutzten Form der persönlichen Beziehung geworden (vgl. Honneth, 2011, 245). Zumindest prinzipiell, denn wie noch zu zeigen sein wird, sind Freundschaften auch heute noch milieuspezifisch gebunden. Und sie sind nach wie vor nach Geschlechtern differenziert. Damit zeigt sich auch in einer *longue durée* die Statusdifferenzierung von Freundschaft. Waren es vormals explizite Vorgaben, so sind heute implizite Regeln am Werk, die über Sozialisation, soziale Nähe und habituelle Übereinstimmung, gemeinsame Lebenslagen und Erfahrungen wirksam werden und Freundschaften strukturieren.

## 5 Gemeinsame Erfahrungsräume: Die Geschlechterdifferenzierung in gegenwärtigen Freundschaftsbeziehungen

Auch in aktuelleren Studien werden Freundschaften im Lichte einer zweigeteilten Geschlechterwelt untersucht. Ein solcher geschlechter-

vergleichender Blick birgt von jeher die Gefahr, Unterschiede zu poin-  
tieren und auch da fortzuschreiben, wo sie nicht mehr zu finden sind.  
Bereits vor knapp 30 Jahren bemerken Yvonne Schütze und Frieder  
Lang: „Findet man keine Unterschiede, wird dies kommentarlos über-  
gangen, findet man sie, werden sie ad hoc mit Verweis auf Typisches  
erklärt“ (Schütze, Lang, 1993, 209). Als typisch gilt dann meist das, was  
bereits in anderen Studien über geschlechtsspezifische Freundschafts-  
muster berichtet wurde. Prominent wurde vor allem die Unterschei-  
dung von Paul H. Wright (1982) in *face-to-face*- und *side-by-side*-  
Freundschaften. Der Tendenz nach sind Frauen in Freundschaften  
mehr aufeinander, Männer hingegen mehr miteinander auf ein Drittes  
bezogen (vgl. Auhagen, 1991, 8). Für das junge und mittlere Lebensalter  
gelte, dass Männer stärker an einem aktivitätsbezogenen Engagement  
innerhalb von Freundschaftsbeziehungen interessiert seien, wohinge-  
gen Frauen mehr Wert auf Emotionalität und einen wechselseitigen  
Austausch ihrer privaten Angelegenheiten legten. Bevorzugte Ge-  
sprächsthemen unter Frauen seien die Freundinnen selbst. Ihre  
Freundschaftsbeziehungen werden als intimer beschrieben als die von  
Männern (vgl. Wheeler et al., 1983). Frauen führen in Freundschaften  
Gespräche, die einem therapeutischen Setting gleichen (vgl. Argyle,  
Henderson, 1990), während Männer Freundschaften im gemeinsamen  
Tun leben. Bemerkenswert ist, dass die Qualität von Freundschaftsbe-  
ziehungen heute an sogenannten weiblichen Beziehungsmaßstäben  
festgemacht wird: „Es hat den Anschein, als ob Frauen das freund-  
schaftsfähigere Geschlecht seien“ (Stiehler, 2019, 160). Damit hat sich  
das Blatt gewendet, obgleich nach wie vor der Verein oder andere Orte  
der Soziabilität männerdominiert sind.

Gestützt werden diese geschlechterspezifischen Unterscheidungen in  
empirischen Arbeiten, die die emotionale Qualität, die Intimität und  
den hohen Stellenwert von persönlichen Gesprächen in Frauenfreund-  
schaften herausstellen (vgl. u. a. Hollstein, 2001). In einer psychoana-  
lytischen Perspektive etwa gilt die Mutter-Tochter-Beziehung als  
Modell für eine enge Frauenfreundschaft. Mit den geschlechtstypisch  
unterschiedlichen Formen der frühen Mutterbeziehung hat sich Nancy  
Chodorow (1990) beschäftigt. Da Mütter dazu neigen, ihre Töchter als  
sich selbst ähnlicher und kontinuierlicher zu erleben, verbleiben Mäd-  
chen „Teil der dyadischen, primären Mutter-Kind-Beziehung“. Mäd-  
chen sind demzufolge fortgesetzt „mit Fragen der Verschmolzenheit

und Loslösung“ konfrontiert. Söhne hingegen werden von Anfang an als „männliche Gegenstücke“ erlebt. Gezwungenermaßen sind sie „mehr mit einer eher einfühlenden Loslösung und Individuation und einer stärker abwehrenden Errichtung erkennbarer Ich-Grenzen beschäftigt“ (Chodorow, 1990, 216).

Die Kontrastierung von Frauen- und Männerfreundschaften findet allerdings in empirischen Untersuchungen keine eindeutige Bestätigung. Beispielsweise kommt Auhagen (1993, 224) zu dem Ergebnis, dass die Geschlechterunterschiede abnehmen, je länger und enger Freundschaften sind. Mit Ausnahme der Kindheit und der frühen Jugend gäbe es keinen empirischen Rückhalt für die Annahme, dass Freundschaften different erlebt werden. Auch die Untersuchung von Schütze und Lang (1993) kann zeigen, dass sich das Freundschaftsverhalten der Männer dem der Frauen im Alter angleicht. Männer demonstrieren nicht weniger emotionale Nähe als Frauen. Gleiches gilt auch für soziales Beisammensein, emotionale Unterstützung und instrumentellen Austausch.

Aktuellere Studien untersuchen geschlechtlich differenzierte Freundschaftsrealitäten mit Blick auf die sozialen Kontexte, die sie strukturieren und in denen sie entstehen und auch gelebt werden. Erwähnenswert sind hier vor allem Untersuchungen, die ihren Schwerpunkt stärker auf gesellschaftliche Strukturen legen, um geschlechtsspezifische Formen von Freundschaften zu erklären. Sie kommen zu dem Schluss, dass nicht Geschlecht der ausschlaggebende Faktor für eine unterschiedliche Freundschaftsführung und ein unterschiedliches Freundschaftserleben ist, sondern dass die nach wie vor unterschiedlichen Lebenssituationen und -erfahrungen von Männern und Frauen Freundschaften nach Geschlecht plausibilisieren. In der Untersuchung über „Die differenzierten Welten der Frauenfreundschaften“ von Erika Alleweldt (2013) werden Bedeutung und Funktion von Freundschaften vor dem Hintergrund gesellschaftlicher Anforderungsstrukturen der Arbeitswelt und der Individualisierung der Lebenswelt aufgespannt. Freundschaften werden als Teil der Lebenspraxis der Individuen konzipiert, wodurch subjektive Sinndeutungen und strukturelle Bedingungen ins Verhältnis gesetzt werden können. Untersucht wurden die Vorstellungen und Praktiken in Frauenfreundschaften in unterschiedlichen sozialen Milieus (Journalistinnen, Sozialarbeiterinnen und Verkäuferinnen). Die Studie gibt einen Einblick in das Spannungsver-

hältnis, in dem sich Freundschaften bewegen: zum einen das ideale, ganzheitliche Freundschaftsverständnis, zum anderen die Freundschaftsrealität, in dem die Diskrepanz zwischen Wunsch und Wirklichkeit verarbeitet werden muss. So gelten Freundschaften über alle Untersuchungsgruppen hinweg als wichtig und erstrebenswert – alle Frauen projektieren ein ganzheitliches Freundschaftsideal, wünschen sich Intimität und Aufgehobensein in Freundschaftsbeziehungen –, zugleich sind die Frauen überfordert, wenn es darum geht, solche Freundschaftsbeziehungen auch zu führen, weil die Ausdifferenzierung und Pluralisierung moderner Alltagswelten und Lebenspraktiken es erschweren, Freundschaften als gemeinsamen Lebensraum zu (er)leben. Mit der These einer „Profanisierung der Freundschaft“ (Allewoldt, 2013, 224) wird pointiert, dass das Freundschaftsverständnis immer weniger von der normativen Frage nach der ‚guten‘ Freundschaft bestimmt wird; vielmehr sehen sich die Interviewpartnerinnen einem verdichteten Alltag mit den vielfältigen Anforderungen des Erwerbslebens ausgesetzt. Dominant werden der Organisationsaufwand (einen Termin für ein Treffen zu finden) sowie das Beziehungsmanagement (Treffen werden zu Terminen unter anderen, die es abzuarbeiten gilt).

Der Erwerbsarbeitswandel und die damit einhergehende Entgrenzung von Arbeit und Freizeit beeinflussen Freundschaften. Das ist auch ein Befund der Studie über Männerfreundschaften von Steve Stiehler (2009; 2019). Er spricht von einer zunehmenden Fragmentierung von lebensabschnittsbezogenen Freundschaften unter Männern (vgl. Stiehler, 2019, 172). Homosozialität wird dabei als ein eigenes Regel- und Beziehungsgefüge in Männerfreundschaften wirksam und die Beteiligten erfahren die Freundschaft als einen Ort, wo authentisches Handeln (noch) möglich ist. Gemeinsame Aktivitäten haben einen Wirkungsraum, „in dem Freunde sich über das Miteinander aufeinander konzentrieren“ (Stiehler, 2019, 165). Im Freundschaftsverlauf führe dies und das geteilte (und mithin auch idealisierte) Wissen aus gemeinsamen Aktivitäten zu durchaus intimen Beziehungen. In der Kommunikation unter Männern geht es beispielsweise weniger um einen Konsens, sondern um die Möglichkeit, sich offen äußern zu können und dabei vorbehaltlos Verständnis zu finden (vgl. Stiehler, 2009, 395). Die Form der Kommunikation unter Freunden wird als „Vermeidung von Direktheit“ (Stiehler, 2009, 395) analysiert. Vermieden wer-

den Fragen nach Befindlichkeiten und Problemen, um dem anderen die Möglichkeit zu geben, von sich aus Probleme zu thematisieren (oder eben nicht).

In der wissenssoziologischen Untersuchung über weibliche Gemeinschaften von Renate Liebold (2009; 2020) wird gefragt, welche Beweggründe Frauen haben, sich mit anderen Frauen zu vergemeinschaften, und welche Rolle bei der sozialräumlichen Segregation Geschlecht und Geschlechtszugehörigkeit spielen. Untersucht werden Gruppen, in denen Frauen zeitweilig und freiwillig ‚unter sich‘ sind, etwa um gemeinsame Themen in Vereinen, Verbänden, Selbsthilfegruppen oder Clubs zu bearbeiten, aber auch, um weite Teile ihrer Freizeit miteinander zu verbringen. Auch auf privat-informeller Ebene gibt es unterschiedlichste Frauengruppen, die miteinander befreundet sind, die u. a. regelmäßig miteinander Sport treiben, Musik machen, gemeinsam essen gehen. Anhand von Gruppendiskussionen wird die Art und Weise rekonstruiert, in der die soziale Identität dieser Gemeinschaften hergestellt wird. Als Ergebnis lässt sich festhalten: Als Gemeinsamkeit über alle Gruppen hinweg gilt ein „identitätslogischer Konstruktionsmodus von Differenz“ (Liebold, 2009, 236). Auch wenn die Gegenüberstellung von ‚weiblich‘ und ‚männlich‘ meist diffus ist und auch inhaltlich variiert, steht fest, dass am Unterscheiden und an den Unterschieden auch dann festgehalten wird, wenn sich die sozialen Bedingungen ändern. Die weibliche Gemeinschaft ist für ihre Mitglieder eine Möglichkeit, sich als Einheit in der Differenz zu erfahren; sie fungiert als sozialer Raum, „in dem Zu(sammen)gehörigkeit über die Ressource Geschlecht und Geschlechtszugehörigkeit möglich und auch: fundamentalisiert wird“ (Liebold, 2009, 237). Im Gegensatz zu anderen Kategorien sozialer Strukturierung wie soziale Herkunft, Ethnizität und Alter ist die Geschlechterunterscheidung *das* identifikatorische Moment der Gemeinschaft. Empirisch konkretisiert sich diese Vereinheitlichung, in dem sich die Frauen(gruppen) vor der Vergleichsfolie des Mannes, männlichen Verhaltensweisen und Lebenslagen als anders und andere und in dieser Andersartigkeit als gleich und als Gleichgesinnte projizieren. Diese vergeschlechtlichte Weltsicht lässt sich anhand von vier Perspektiven kenntlich machen: Erstens sehen die Frauen die Vereinbarkeits-Perspektive als ein inhärentes Moment weiblicher Lebensführung. Die eigene Lebensführung wird in Antizipation von Erwerbsarbeit, Partnerschaft und Familie gestaltet. Zweitens wird der Alltag als

Referenz einer vermeintlich weiblichen Weltsicht gedeutet. Mit der sog. Alltagsperspektive interpretieren die Frauen die Welt aus der Sicht von Nutzerinnen und taxieren Wissen im Hinblick auf Verwertbarkeit. Drittens formulieren die Frauen für sich eine Verantwortungsperspektive. Diese wurzelt vor allem in der Erfahrung von Mutterschaft und korrespondiert mit einer Lebensnähe, die Männern abgesprochen wird. Viertens schließlich sehen sich die Frauen über eine Perspektive der Betroffenheit und Parteilichkeit mit anderen Frauen verbunden, vor allem mit denjenigen Frauen, denen ein besonderer Nachteil aus der herrschenden Geschlechterordnung widerfährt (vgl. Liebold, 2009, 181–192). Insgesamt verweisen diese verschiedenen Beziehungsdimensionen auf gemeinsame biographische und kollektivbiographische Hintergründe und auf annähernd strukturidentische Lebenslagen. In den verschiedenen Dimensionen kommt die gemeinsame Grundlage von Wissen und Erfahrung zur Geltung: ein spezifisches Geworden-Sein und auch ein spezifisches ‚Sich-In-Beziehung-Setzen‘ (vgl. Dau-sien, 1996, 569).

Insgesamt wurde deutlich, dass Fragen nach einer gesellschaftlichen Kontextualisierung von Freundschaft und damit zusammenhängend auch Fragen nach dem Herstellungsprozess sozialer Wirklichkeit die Perspektive auf Männer- und Frauenfreundschaften verändert haben. Geschlecht und etwaige Zuschreibungen an Kompetenzen und Fähigkeiten zur Freundschaftsführung, aber auch das Suchen nach Unterschieden, sind obsolet geworden – zumindest sind sie in den Hintergrund getreten. Vielmehr wird in dieser Sichtweise Geschlecht als zentrales Ordnungsmerkmal von Gesellschaft relevant, als eine Strukturkategorie, die darauf verweist, dass Frau-Sein oder Mann-Sein über die Zuschreibung als Persönlichkeitseigenschaft hinaus wirksam ist. Insgesamt ergibt sich daraus die These, dass Freundschaften auf gemeinsamen Lebensrealitäten und -erfahrungen gründen und dass das Beziehungsgefüge Freundschaft über gemeinsame strukturidentische Lebenslagen beschrieben werden kann. Daraus ergeben sich auf der Seite der Akteure generative Praxisformen und Dispositionen. Soziale Positionen werden verinnerlicht und wirken als körpergebundene Wirklichkeiten. Wie soziale Ordnungen auch über den Körper reproduziert werden, dazu liegt mit dem Werk von Bourdieu ein elaborierter Erklärungsansatz vor. Der Körper ist Speicher von Wissen, genauer von inkorporiertem, implizitem Orientierungs- und Handlungswissen.

So haben nicht nur frühkindlich, sondern über den gesamten Lebensverlauf hinweg die soziale Herkunft und das Milieu den Habitus der Akteure geprägt, Sprachstil und Vorlieben, Wertgefüge und Weltanschauung, Handlungsweisen bis hinein in kleinste Gesten und Mimiken vorgeformt – und sie prägen damit auch die Möglichkeiten und Dispositionen zur Freundschaft. Freundschaft ist im Alltag vor allem als implizites Wissen und Regelrepertoire wirksam, tagtäglich muss sie – im Sinne eines *doing friendship* – praktisch vollzogen und aktualisiert werden. Verfügen Akteure über einen ähnlichen Habitus, ist es ungleich leichter, routinierte Praxen in einer Freundschaft auszubilden und diese am Leben zu erhalten.

## 6 Schlussbetrachtung: Freundschaft und soziale Ungleichheit

Ogleich sich Freundschaften als individuelle und hoch individualisierte Beziehungsform bestimmen lassen, sind sie zugleich immer auch Ausdruck gesellschaftlicher Strukturen. Wie diese Interdependenz von Individualisierung und Strukturierung wirksam wird, wird hinsichtlich des Zusammenhangs von Freundschaft und Geschlecht besonders deutlich. Gerade mit Blick auf die sich ändernden Geschlechterverhältnisse und deren Deutung entfaltet Freundschaft das ihr zugeschriebene „seismographische Potenzial“ (Alleweldt, 2019, 144). So zeigt der Blick in historische und gegenwärtige Freundschaftsarrangements, dass die Frage nach den Unterschieden von Männer- und Frauenfreundschaften nicht nur stets unter der Bedingung der je vorherrschenden Gesellschafts- und Machtverhältnisse beantwortet werden muss; schon allein die Frage ist mit dem Problem der Reifizierung (vgl. Degele, 2008, 133) belastet. Sie setzt als Bedingung voraus, was doch gesellschaftlich erst hervorgebracht wird, und führt Kategorien ein, die es eigentlich zu entschlüsseln und zu rekonstruieren gilt. So ist nicht nach den qualitativen Unterschieden von Frauen- und Männerfreundschaften zu fragen, sondern vielmehr nach den Strukturen, die eine homogame Freundschaftswahl wahrscheinlicher machen als eine andere. Freundschaft ist Teil einer gemeinsamen Lebenspraxis und diese ist begründet in strukturidentischen Lebensweltkonstellationen. Die Geschlechterdifferenzierung in Freundschaften ist Ausdruck davon, wie Geschlecht nach wie vor als Strukturkategorie dominant wird und Lebenschancen bestimmt. Damit ist die Homogamie von Freundschafts-

beziehungen auch ein Mechanismus zur Reproduktion sozialer Ungleichheit, weil so tendenziell die Schichten und Klassen unter sich bleiben, eine soziale Durchmischung durch Freundschaften (wie auch Paarbildung) seltener ist (vgl. Bourdieu, 1982) und damit auch soziale Ungleichheit zementiert wird. So zeigt die Studie von Liebold nicht nur die Gemeinsamkeiten von weiblichen Zusammenschlüssen, die auf je strukturidentische Lebenslagen verweisen. Gleichzeitig finden – qua Lebenslage – die weiblichen Mitglieder in diesen Gruppen auch nach Status-, Alters- und Milieuzugehörigkeit zusammen (vgl. Liebold, 2009). Nicht nur die Geschlechter, sondern auch die Milieus bleiben ‚unter sich‘. In Freundschaften als Form persönlicher Beziehungen zeigt sich damit nicht nur, wie strukturelle Ungleichheiten bis tief in die private Lebensführung wirken und dort körperlich habitualisiert werden, sondern auch, wie gerade die Wechselwirkung dieser Ebenen intersektionale Ungleichheiten hervorbringt.

Wie gezeigt werden konnte, sind Freundschaften über Status- und Milieugrenzen hinweg eher die Ausnahme als die Regel. Damit ist *Sex and the City* in diesem Aspekt näher an der empirischen Realität als mancher Feelgood-Movie über die alles überwindende Kraft wahrer Freundschaft. Dafür stellen sich mit Blick auf Cast und Setting andere Fragen der öffentlichen Inszenierung und der Repräsentation von Freundschaften – mithin einer ‚fragwürdigen Kulturhoheit‘ der schönen, wohlhabenden, konsum- und erfolgsorientierten Weißen, die ihren New Yorker Großstadt-Alltag besprechen. Auf eine harte Probe stellt das die Freundschaft nicht: Man bleibt unter sich.

## Bibliographie

- Adams, R. G., McCullough, B. M. (2009): „Friendships in Middle Adulthood.“ In: Reis, H., Sprecher, S. (Hrsg.), *Encyclopedia of Human Relationships, Vol. 2*. Thousand Oaks, C.A.: Sage, 731–735.
- Allan, G. (1989): *Friendship: Developing a Sociological Perspective*. Hemel Hempstead: Harvester Wheatsheaf.
- Alleweldt, E. (2013): *Die differenzierten Welten der Frauenfreundschaften: Eine Berliner Fallstudie*. Weilerswist: Velbrück.
- Alleweldt, E. (2016): „Sozialstrukturierung von heute.“ In: Schobin, J., Leuschner, V., Flick, S., Alleweldt, E., Heuser, E. A., Brandt, A. (Hrsg.), *Freundschaft heute. Eine Einführung in die Freundschaftssoziologie*. Bielefeld: transcript, 107–116.

- Alleweldt, E. (2019): „Frauenfreundschaften: Mythen und Realitäten.“ In: Stiehler, S. (Hrsg.), *Zur Zukunft der Freundschaft. Freundschaft zwischen Idealisierung und Auflösung*. Berlin: Frank & Timme, 143–157.
- Argyle, M., Henderson, M. (1990): *Die Anatomie menschlicher Beziehungen. Spielregeln des Zusammenlebens*. Paderborn: Junfermann.
- Auhagen, A. E. (1991): *Freundschaft im Alltag. Eine Untersuchung mit dem Doppeltagebuch*. Bern: Huber.
- Auhagen, A. E. (1993): „Freundschaft unter Erwachsenen.“ In: Auhagen, A. E., Salisch, M. von (Hrsg.), *Zwischenmenschliche Beziehungen*. Hogrefe: Verlag für Psychologie, 215–234.
- Baader, M. S. (2008): „Freundschaft zwischen Ideal, Geschlecht und sozialer Aushandlung.“ In: Baader, M. S., Bilstein, J., Wulf, C. (Hrsg.), *Die Kultur der Freundschaft. Praxen und Semantiken in anthropologisch-pädagogischer Perspektive*. Weinheim, Basel: Beltz Juventa, 47–59.
- Baumann, Z. (1995): *Moderne und Ambivalenz. Das Ende der Eindeutigkeit*. Frankfurt a. M.: Fischer-Taschenbuch-Verlag.
- Baumgärtel, B. (1989): „Freiheit - Gleichheit - Schwesterlichkeit. Der Freundschaftskult der Malerin Angelika Kauffmann.“ In: Schmidt-Linsenhoff, V. (Hrsg.), *Sklavin oder Bürgerin? Französische Revolution und neue Weiblichkeit 1760-1830*. Marburg: Jonas, 325–339.
- Beauvoir, S. de (1968): *Das andere Geschlecht. Sitte und Sexus der Frau*. Hamburg: Rowohlt.
- Berger, P. L., Berger, B., Kellner, H. (1975): *Das Unbehagen in der Modernität*. Frankfurt a. M.: Campus.
- Boltanski, L. (1976): „Die soziale Verwendung des Körpers.“ In: Kamper, D., Rittner, V. (Hrsg.), *Zur Geschichte des Körpers. Perspektiven der Anthropologie*. Wien, München: Hanser, 138–183.
- Bourdieu, P. (1979): *Entwurf einer Theorie der Praxis*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Bourdieu, P. (1982): *Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Bourdieu, P. (2001): *Meditationen. Zur Kritik der scholastischen Vernunft*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Bovenschen, S. (2009): *Schlimmer machen, schlimmer lachen. Aufsätze und Streitschriften*. Frankfurt a. M.: Fischer-Taschenbuch-Verlag.
- Bublitz, H. (1993): „Geschlecht.“ In: Korte, H., Schäfers, B. (Hrsg.), *Einführung in die Hauptbegriffe der Soziologie*. Opladen: Leske + Budrich, 59–78.
- Bude, H. (2008): „Die Aktualität der Freundschaft.“ *Mittelweg*, 36 (3), 6–16.
- Bude, H. (2015): „Das Versprechen der Freundschaft.“ In: Deutsches Hygiene-Museum Dresden (Hrsg.), *Freundschaft. Das Buch*. Berlin: Matthes & Seitz, 38–54.
- Bude, H. (2017): „Soziologie der Freundschaft.“ *Berliner Journal für Soziologie*, 27 (3), 547–557.

- Chodorow, N. (1990): *Das Erbe der Mütter. Psychoanalyse und Soziologie der Geschlechter*. München: Verlag Frauenoffensive.
- Dausien, B. (1996): *Biographie und Geschlecht. Zur biographischen Konstruktion sozialer Wirklichkeit in Frauenlebensgeschichten*. Bremen: Donat.
- Degele, N. (2008): *Gender, queer Studies. Eine Einführung*. Paderborn: Fink.
- Feldmann, D., Keilhauer, A., Liebold, R. (Hrsg.) (2020): *Zuordnungen in Bewegung: Geschlecht und sexuelle Orientierung quer durch die Disziplinen*. Erlangen: FAU University Press.
- Frevert, U. (1995): „Mann und Weib, und Weib und Mann“. *Geschlechterdifferenzen in der Moderne*. München: Beck.
- Friedman, M. (2016): „Freundschaft und moralisches Wachstum.“ In: Honneth, A., Rössler, B. (Hrsg.), *Von Person zu Person. Zur Moralität persönlicher Beziehungen*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 148–167.
- Giddens, A. (1995): *Konsequenzen der Moderne*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Hausen, K. (1976): „Die Polarisierung der „Geschlechtscharaktere“ – Eine Spiegelung der Dissoziation von Erwerbs- und Familienleben.“ In: Conze, W. (Hrsg.), *Sozialgeschichte der Familie in der Neuzeit Europas*. Stuttgart: Klett, 363–393.
- Hausen, K. (1978): „Technischer Fortschritt und Frauenarbeit im 19. Jahrhundert. Zur Sozialgeschichte der Nähmaschine.“ *Geschichte und Gesellschaft*, 4 (2), 148–169.
- Hearn, J. (2010): „Vernachlässigte Intersektionalitäten in der Männerforschung: Alter(n), Virtualität, Transnationalität.“ In: Lutz, H., Herrera Vivar, M. T., Supik, L. (Hrsg.), *Fokus Intersektionalität. Bewegungen und Verortungen eines vielschichtigen Konzeptes*. Wiesbaden: VS Verlag, 105–123.
- Heuser, E. A., Schobin, J. (2016): „Freundschaft, Körperlichkeit und Sexualität.“ In: Schobin, J., Leuschner, V., Flick, S., Alleweldt, E., Heuser, E. A., Brandt, A. (Hrsg.), *Freundschaft heute. Eine Einführung in die Freundschaftssoziologie*. Bielefeld: transcript, 185–196.
- Hollstein, B. (2001): *Grenzen sozialer Integration. Zur Konzeption informeller Beziehungen und Netzwerke*. Opladen: Leske + Budrich.
- Honegger, C. (1991): „Die Ordnung der Geschlechter. Die Wissenschaften vom Menschen und das Weib 1750–1850.“ Frankfurt a. M.: Campus.
- Honneth, A. (2011): *Das Recht der Freiheit*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Honneth, A., Rössler, B. (2016): „Einleitung: Von Person zu Person: Zur Moralität persönlicher Beziehungen.“ In: Honneth, A., Rössler, B. (Hrsg.), *Von Person zu Person. Zur Moralität persönlicher Beziehungen*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 9–25.
- Jurczyk, K. (2020): *Doing und Undoing Family. Theoretische und empirische Entwicklungen*. Weinheim: Beltz Juventa.

- Knecht, A., Schobin, J. (2016): „Die Homogenität der Freundschaft.“ In: Schobin, J., Leuschner, V., Flick, S., Alleweldt, E., Heuser, E. A., Brandt, A. (Hrsg.), *Freundschaft heute. Eine Einführung in die Freundschaftssoziologie*. Bielefeld: transcript, 107–116.
- Kracauer, S. (1971): *Über die Freundschaft*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Labouvie, E. (2009): *Schwestern und Freundinnen. Zur Kulturgeschichte weiblicher Kommunikation*. Köln, Weimar, Wien: Böhlau.
- Lazarsfeld, P., Merton, R. K. (1954): „Friendship as Social Process: A Substantial and Methodological Analysis.“ In: Berger, M., Abel, T., Page, C. H. (Hrsg.), *Freedom and Control in Modern Society*. Toronto: Van Nostrand, 18–66.
- Lenz, K. (2019): „Liebe und Freundschaft – Annäherung der Semantiken?“ In: Stiehler, S. (Hrsg.), *Zur Zukunft der Freundschaft. Freundschaft zwischen Idealisierung und Auflösung*. Berlin: Frank & Timme, 35–63.
- Liebold, R. (2009): *Frauen „unter sich“. Eine Untersuchung über weibliche Gemeinschaften im Milieuvvergleich*. Wiesbaden: Springer VS.
- Liebold, R. (2020): „Wissen – Milieu – Geschlecht: Die Perspektive der soziologischen Geschlechterforschung.“ In: Feldmann, D., Keilhauer, A., Liebold, R. (Hrsg.), *Zuordnungen in Bewegung: Geschlecht und sexuelle Orientierung quer durch die Disziplinen*. Erlangen: FAU University Press, 107–128.
- Lutz, H., Herrera Vivar, M. T., Supik, L. (Hrsg.) (2010): *Fokus Intersektionalität. Bewegungen und Verortungen eines vielschichtigen Konzeptes*. Wiesbaden: VS Verlag.
- Meuser, M. (2010): *Geschlecht und Männlichkeit. Soziologische Theorie und kulturelle Deutungsmuster*. Wiesbaden: Springer VS.
- Meyer-Krentler, E. (1991): „Freundschaft im 18. Jahrhundert. Zur Einführung in die Forschungsdiskussion.“ In: Mauser, W., Becker-Cantarino, B. (Hrsg.), *Frauenfreundschaft – Männerfreundschaft. Literarische Diskurse im 18. Jahrhundert*. Tübingen: Niemeyer, 1–21.
- Montaigne, M. E. de (2000): *Über die Freundschaft*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Nötzoldt-Linden, U. (1994): *Freundschaft. Zur Thematisierung einer vernachlässigten soziologischen Kategorie*. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Nötzoldt-Linden, U. (1998): „Freundschaftsmuster. Studien zur Soziologie weiblicher Solidarität.“ In: Eickenrodt, S., Rapisarda, C., Pott, U. (Hrsg.), *Querelles. Jahrbuch für Frauenforschung 1998. Band 3: Freundschaft im Gespräch*. Wiesbaden: Springer VS, 105–124.
- Rosa, H. (2018): *Resonanz. Eine Soziologie der Weltbeziehung*. Berlin: Suhrkamp.
- Rudolphi, C. (1805): „Ist auch Freundschaft unter den Weibern?“ In: Voß, A. (Hrsg.), *Schriftlicher Nachlaß von Caroline Rudolphi*. Heidelberg: Mohr, 67–80.

- Schier, M., Szymenderski, P. (2007): *Arbeitsbedingungen im Einzelhandel und in der Film- und Fernsehproduktion. Rahmenbedingungen für die familiäre Alltagsgestaltung*. EntAF – Arbeitspapier (1). Chemnitz: Technische Universität Chemnitz.
- Schinkel, A. (2003): *Freundschaft. Von der gemeinsamen Selbstverwirklichung zum Beziehungsmanagement. Die Verwandlungen einer sozialen Ordnung*. Freiburg: Karl Alber.
- Schmidl, A. (2017): „Freundschaft: Der Wunsch nach sozialer Stabilität in der pluralisierten Lebenswelt.“ In: Walser, A. (Hrsg.), *Freundschaft im interdisziplinären Dialog. Perspektiven aus Philosophie, Theologie, Sozialwissenschaften und Gender Studies*. Innsbruck: Tyrolia Verlag, 175–184.
- Schobin, J., Leuscher, V., Flick, S., Alleweldt, E., Heuser, E., Brandt, A. (Hrsg.) (2016): *Freundschaft heute. Eine Einführung in die Freundschaftssoziologie*. Bielefeld: transcript Verlag.
- Schütze, Y., Lang, F. (1993): „Freundschaft, Alter und Geschlecht.“ *ZfS*, 22 (3), 209–220.
- Seel, M. (2012): *III Tugenden, III Laster. Eine philosophische Revue*. Frankfurt a. M.: Fischer-Taschenbuch-Verlag.
- Simmel, G. (1992 [1908]): *Soziologie: Untersuchungen über die Formen der Vergesellschaftung*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Smith-Rosenberg, C. (1984): „Weibliche Hysterie. Geschlechtsrollen und Rollenkonflikt in der amerikanischen Familie des 19. Jahrhunderts.“ In: Honegger, C. (Hrsg.), *Listen der Ohnmacht. Zur Sozialgeschichte weiblicher Widerstandsformen*. Frankfurt a. M.: Syndikat, 191–275.
- Spencer, L., Pahl, R. (2006): *Rethinking Friendship. Hidden Solidarities Today*. Princeton: Princeton University Press.
- Stiehler, S. (2009): *Männerfreundschaften. Grundlagen und Dynamiken einer vernachlässigten Ressource*. Weinheim, München: Beltz Juventa.
- Stiehler, S. (Hrsg.) (2019): *Zur Zukunft der Freundschaft. Freundschaft zwischen Idealisierung und Auflösung*. Berlin: Frank & Timme.
- Stone, L. (1977): *Family, Sex and Marriage in England, 1500–1800*. New York: Harper & Row.
- Tenbruck, F. (1964): „Freundschaft. Ein Beitrag zu einer Soziologie der persönlichen Beziehungen.“ *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, 16 (3), 431–456.
- Tönnies, F. (1931): *Einführung in die Soziologie*. Stuttgart: Enke.
- Wagner, P. (1995): *Soziologie der Moderne. Freiheit und Disziplin*. Frankfurt a. M.: Campus.
- Wheeler, L., Reis, H., Nezlek, J. B. (1983): „Loneliness, Social Interaction, and Sex Roles.“ *Journal of Personality and Social Psychology*, 45, 943–953.

- Wolf, C. (1996): *Gleich und gleich gesellt sich. Individuelle und strukturelle Einflüsse auf die Entstehung von Freundschaften*. Hamburg: Verlag Dr. Kovač.
- Wright, P. H. (1982): „Men’s Friendship, Women’s Friendship and the Alleged Inferiority of the Latter.“ *Sex Roles*, 8 (1), 1–20.
- Zapf, W. (Hrsg.) (1991): *Die Modernisierung moderner Gesellschaften*. Frankfurt a. M., New York: Campus.



# Die Räume der ‚Anderen‘ in Schule und Unterricht.

## Zu Praktiken der Platzierung und Körper-Epistemologien im Kontext sogenannter ‚Türkenklassen‘

### 1 Einleitung

Im Jahr 1973 wird in Bayern ein pädagogisches Segregationskonzept entworfen, das die Beschulung von „Kinder[n] ausländischer Arbeitnehmer“ (KMK, 1976, 1) in sogenannten „Ausländer- und Nationalklassen“ (Nohl, 2014, 24; vgl. Karakaşoğlu et al., 2019) vorsieht. Das Bayerische Staatsministerium für Unterricht und Kultus formuliert das damit verbundene Konzept wie folgt:

Ausländische Schüler mit gleicher Muttersprache können in Ballungsgebieten ausländischer Arbeitnehmer in Klassen unterrichtet werden, in denen, ggfs. nach besonderen Lehrplänen, Lerninhalte der Jahrgangsstufe auch in der Muttersprache der Schüler vermittelt werden. (KMK, 1976, 5, zit. nach Röhr-Sendlmeier, 1992, 311)

Dieser Beitrag zielt darauf ab, relationale Subjektbildungsprozesse ehemaliger Schüler\*innen sogenannter ‚Ausländer- und Nationalklassen‘ bzw. ‚Türkenklassen‘ (Tramsen, 1973, 8; Engel, Nohl, 2022, 278) anhand der videobasierten Rekonstruktion von Subjektpositionierungen innerhalb der damaligen Schul- und Unterrichtsräume zu untersuchen. Das Verhältnis zwischen segregierenden Praktiken der Platzierung und der Konstruktion rassifizierter Körper in Schule und Unterricht soll dabei kritisch reflektiert werden. In Anlehnung an Sarah Ahmeds Arbeit zu „experiences of inhabiting a white world as a non-white body“ (Ahmed, 2007, 149; siehe auch Fanon, 2021 [1952], 92) soll die (Re-)Artikulation impliziter Orientierungen videografisch

analysiert und somit der Körper in seiner relationalen Dimension intersektional befragt werden.

Zunächst wird das Konzept ‚Türkenklassen‘ im Rahmen von Denk- und Argumentationsfiguren der Anfang der 1960er Jahre entwickelten ‚Ausländerpädagogik‘ historisch kontextualisiert (vgl. Nohl, 2014; Puskeppelit, Krüger-Potratz, 1999). Anschließend soll Ahmeds Arbeit zu einer „Phänomenologie des Weißseins“ (2007) als theoretischer Ausgangspunkt der empirischen Untersuchung vorgestellt und mit einer subjektivierungsanalytischen Perspektive verknüpft werden. Auf der Grundlage von biografischen Interviews und *videographic walks* werden biografisches Wissen und Subjektpositionierungen ehemaliger Schüler\*innen sogenannter ‚Türkenklassen‘ sodann empirisch rekonstruiert und intersektionell perspektiviert, um der Frage nachgehen zu können: Wie lässt sich körperbezogenes Wissen im Rahmen erziehungswissenschaftlicher Forschung zu Differenzbildungsprozessen konzeptualisieren?

Zum einen eröffnet dieser Ansatz hegemoniekritische Perspektiven auf Körper, die die Qualität von Subjektpositionierungen und deren Verschränkung mit Raum, Biografie und Wissenspolitik in der Erziehungswissenschaft fokussieren (Spies, 2017; Engel, 2022), und zum anderen befragt er die damaligen Erfahrungen ehemaliger Schüler\*innen sogenannter ‚Türkenklassen‘ auf ihre Relevanz für aktuelle Erlebensmuster (Schütze, 1982; Schütze, 1983) als biografische Muster. Der Beitrag ist im disziplinären Schnittfeld der Qualitativen Bildungs- und Biografieforschung, Visual Culture Studies und Migrationsforschung angesiedelt.

## **2 Explizite Körper, implizite Bedingungen der Subjektwerdung: Von der Bezeichnung ‚Gastarbeiter‘ zur Konstruktion sogenannter ‚Türkenklassen‘**

Der Begriff ‚Gastarbeiter‘ wurde bereits Anfang des 20. Jahrhunderts im deutschsprachigen Raum verwendet, um Arbeitsmigrant\*innen zu bezeichnen, die nach Deutschland gewandert sind (vgl. Amenda, Rass, 2012; Rass, 2012; Rass, 2020; Ha, 2003; Ha, 2009). Die Untersuchung der migrationstheoretischen Implikationen dieses Begriffs geht somit weit

über die Anwerbung ausländischer Arbeitskräfte, die 1955 offiziell begann, hinaus. Während des NS-Regimes wurde der Begriff „zur Herstellung einer rassistischen Hierarchie, die jede Gleichheit oder Zugehörigkeit der ‚Gastarbeiter‘ zur ‚Volksgemeinschaft‘ ausschloss [...]“ eingesetzt (Rass, 2020). Maria Alexopoulou analysiert in diesem Zusammenhang, inwiefern die Wiederverwendung der Bezeichnung ‚Gastarbeiter‘ in den 1950er Jahren sich vom Begriff ‚Fremdarbeiter‘ und somit vom Nachhall nationalsozialistischer Argumentationslogiken zu entfernen versucht (vgl. Alexopoulou, 2021). So werden dominierende Diskurse zur Arbeitsmigration ab den 1960er Jahren im Hinblick auf die fehlende kritische Auseinandersetzung mit der Vergangenheit als eine Form der Amnesie, eine „Stunde Null“ (Alexopoulou, 2016, 474), ein „Mythos des Neuanfangs“ (Ha, 2003, 56) charakterisiert. Alexopoulou fasst die Konsequenz dieses soziopolitisch und institutionell bedingten langwierigen Prozesses der Unterlassung wie folgt zusammen: „Thus, since the concept ‚race‘ is not used in the German historiography on immigration, it seems that racism is absent in this context, too“ (Alexopoulou, 2019, 45). Die Abwesenheit des Begriffes ‚race‘ im deutschsprachigen erziehungswissenschaftlichen und bildungstheoretischen Diskurs ist auch von Anke Wischmann systematisch untersucht worden (vgl. Wischmann, 2018). Die Autorin kommt hierbei unter anderem zu dem Schluss, dass eine kritische Analyse des Begriffes *Bildung* im Sinne der Critical Race Theory (CRT) dazu beitragen könnte, die defizitorientierten Perspektiven, die bestimmte Menschen als ‚bildungsfern‘ markieren, in Frage zu stellen (vgl. Wischmann, 2018, 472; siehe auch Karakayali, Heller, 2022b; Messerschmidt, 2022; Jording, Messerschmidt, 2022).<sup>1</sup>

---

<sup>1</sup> Des Weiteren ist die diskursive Konstruktion von Migrationsanderen im deutschsprachigen erziehungswissenschaftlichen Diskurs – u. a. im Anschluss an poststrukturalistische Theorien – untersucht worden (vgl. u. a. Mecheril, 2004; Mecheril et al., 2010; Rose, 2012; Kleiner, Rose, 2014; Karakaşoğlu et al., 2019). In Anlehnung sowohl an die postkoloniale Theoriebildung (vgl. Spivak, 1994) als auch an die Cultural Studies (vgl. Hall, 2004 [1997]; Hall, 2021) ist zudem die Herausbildung hegemonialer Wissensregime und männlich dominierter weißer Perspektiven auf Bildung und Pädagogik kritisch reflektiert worden (siehe u. a. Mecheril, 2009; Mecheril, 2015; Castro Varela, 2016; Castro Varela, 2017; Wischmann, 2018; Messerschmidt, 2022; Boger, Castro Varela, 2023). Das Verhältnis zwischen kolonialistischen Narrativen und Praktiken und

Die nordamerikanische Reeducation-Politik der Nachkriegsjahre hat in Deutschland bis heute wirkende „Langzeiteffekte“ (Gerund, Paul, 2015, 7) hinterlassen, die sich unter anderem im Bereich der Schul- und Bildungspolitik nachspüren lassen, „etwa in Form von Amerikahäusern und Deutsch-Amerikanischen Instituten oder des Sozialkundeunterrichts an deutschen Schulen“ (Gerund, Paul, 2015, 7; siehe auch Sirois, 2015). Ein Aspekt, der dennoch bisher selten in den Blick genommen wurde, ist die Vorbildfunktion von in den Vereinigten Staaten geltenden segregierenden Beschulungsformen als institutionelle und schulpolitische Maßnahmen – und zwar mit Fokus auf die Verschränkung zwischen den Differenzkategorien ‚race‘ und Klasse bzw. im Hinblick darauf, dass die sogenannte ‚Rassentrennung‘ in den Vereinigten Staaten in vielen Bereichen, inklusive den schulischen, bis 1964, nach der Verabschiedung der Bürgerrechtsgesetze durch den Kongress, fortbesteht (vgl. Posner, 1996).<sup>2</sup>

Um eine Denklinie zwischen der Bezeichnung ‚Gastarbeiter‘ und der Hervorbringung ethnisch-codierter Differenzkonstruktionen, die ab den 1970er Jahren sowohl auf einer schulpädagogischen als auch auf einer soziopolitischen Ebene in Schule und Unterricht etabliert wurden, nachzuzeichnen, können die Argumentationslogiken fokussiert werden, anhand derer die sogenannten ‚Ausländerklassen‘ bzw. ‚Türkenklassen‘ legitimiert wurden. Ausgangspunkt von Argumentationsfiguren der Ausländerpädagogik waren Arnd-Michael Nohl zufolge zum einen die Sprachdefizite bzw. die angenommene Existenz eines „(sprachlichen) Standard[s] in den deutschen Klassen“, an den die sogenannten ‚Gastarbeiterkinder‘ angepasst werden sollten (Nohl, 2014, 24). Der Autor verweist darauf, dass dabei ein impliziter „Zusammenhang zwischen sprachlicher und kognitiver Entwicklung“ angenommen wurde (Nohl, 2014, 30). Zum anderen wurde Nohl zufolge eine defizitäre Primärsozialisation in der Familie vorausgesetzt, die sowohl auf den „(national-)kulturellen Hintergrund“ als auch auf die „Schichtzugehörigkeit“ der Familien zurückgeführt wurde (Nohl, 2014, 28; siehe auch Czock, 1993; Van Wyck, 2017; Holert, 2021). Dabei war

---

Diskursen schulischer Segregation ist dennoch noch nicht dezidiert in den Blick genommen worden (vgl. Diz Muñoz et al., 2022).

<sup>2</sup> Die *Cleveland High School* in Cleveland (Mississippi) war die letzte Schule, die im Jahr 2016 in den Vereinigten Staaten die sogenannte ‚Rassentrennung‘ aufhob (vgl. Donnor, 2021).

Türkisch weder für alle Schüler\*innen die erste Sprache, noch eine Sprache, die alle konnten. Nohl betont des Weiteren die widersprüchliche Gleichzeitigkeit eines Assimilierungsanspruchs und einer Segregationspraxis seitens der damaligen Schulpolitik (vgl. Nohl, 2014). Gemeint ist damit ein ambivalentes (Selbst-)Verständnis, das das „*allgemeine Paradox des Rassismus*, das aus der ambivalenten Gleichzeitigkeit von Aneignung und Ablehnung [...] besteht“, wiederholt (Ha, 2003, 83).

Der Bezug auf Klassenverhältnisse stellt sich in diesem Hinblick als notwendig dar, um Diskriminierungsprozesse im Kontext von Migration in ihrer Komplexität analysieren zu können (vgl. Diehm, Messerschmidt, 2013).<sup>3</sup> Unter anderem aus migrationspädagogischer Perspektive wird die Konstruktion von Klasse entlang von Dominanzrelationen untersucht, die sich in menschlichen Körpern verdichten und dennoch nicht als individuelles Merkmal, sondern als Folge von sozial und gesellschaftlich determinierten Prozessen, aufgefasst werden können (vgl. Winker, Degele, 2009). Hierbei stellt sich die Objektivierung des Körpers als charakteristisch für die diskursive und materielle Ausgestaltung marginalisierter Positionen dar. María do Mar Castro Varela und Sabine Mohamed argumentieren in diesem Sinne: „For people with experiences of migration and/or racism, the body – their body– is an unavoidable issue. Often enough, their body is the bone of contention“ (Castro Varela, Mohamed, 2021, 57). Es handelt sich um einen Otheringprozess, der laut Hall in die Oberfläche des Körpers geschrieben ist, da der Autor den Körper als einen Text versteht, der etwas bedeutet: „And we are all readers of it“ (Hall, 1997, 15).

Die daraus resultierenden subjektivierenden Konsequenzen werden unter anderem in migrationspädagogischen Ansätzen machtkritisch diskutiert. Anh-Mai Boger argumentiert beispielsweise wie folgt: „Arbeiterkind\*-Sein [...] ist eine Teilidentität *politischer* Wesen, die sich zu der Position in der sozialen Struktur verhalten müssen, in die sie hineingeboren wurden“ (Boger, 2015, 107; siehe auch Boger, 2019). Diese Klassismuserfahrung wird nach Juliane Karakayali und Birgit zur

---

<sup>3</sup> bell hooks reflektiert die Relevanz dieser Verhältnissetzung wie folgt: „It is impossible to talk meaningfully about ending racism without talking about class [...]. Acknowledging class difference destabilizes the notion that racism affects us all in equal ways“ (hooks, 2000, 7–8).

Nieden am Beispiel von Einordnungsmustern im Arbeitsmarkt greifbar, und zwar dadurch, dass dort „Eingewanderte zumeist die unteren Positionen einnehmen“ (Karakayali, zur Nieden, 2013, 63). Aus erziehungswissenschaftlicher Perspektive wird sowohl im Kontext von Arbeitsmigration als auch im Kontext schulischer Segregation die Verkörperung von Differenz im Hinblick auf ethnisch-codierte und klassenbezogene Dominanzverhältnisse kritisch reflektiert (vgl. Karakayali, Heller, 2022a; Karakayali, Heller, 2022b). Der Körper wird dabei nicht mehr als Objekt begriffen, sondern als Analysefokus, um die Verwobenheit von Kategorien sozialer Ungleichheit beforschen zu können.

Die folgende empirische Analyse basiert auf Ahmeds Entwicklung einer „Phänomenologie des Weißseins“ bzw. auf einem darin entwickelten Verständnis von menschlichen Körpern, die durch die Art und Weise geformt werden, wie sie Räume besetzen und mit Dingen in Kontakt kommen können (vgl. Ahmed, 2007). Ahmed zufolge erhalten Vertrautheit und Gewohnheit – bedingt durch Wiederholung – eine grundlegende Bedeutung, da sie bestimmen, inwiefern „the world is available as a space for action“ (Ahmed, 2007, 153). Weißsein wird hier verstanden als „an effect of what coheres rather than the origin of coherence“ und bestimmt daher, wie sich Körper entlang „institutional lines“ bewegen (oder nicht bewegen) können (Ahmed, 2007, 159). Diese Konzeption ist für die hier dargestellten Betrachtungen insofern fruchtbar, als die Hervorbringung rassifizierter Körper in Schule und Unterricht aus einer subjektivierungstheoretischen Perspektive analysiert und interpretiert werden kann, die die Konstruktion von ‚Weißsein‘ sowohl auf einer sprachlichen als auch auf einer nicht-sprachlichen Ebene befragt. In Anlehnung an Arbeiten von Frantz Fanon sowie David Macey, Linda Martin Alcoff und Lewis R. Gordon begreift Ahmed ‚Weißsein‘ in diesem Sinne als eine Form der Orientierung, die weit über die weiße Haut hinausgeht (vgl. Ahmed, 2007; siehe auch Ahmed, 2002; Ahmed, 2006). Körperbezogenes Wissen soll hierbei in seiner relationalen Dimension als Paradigma einer intersektionalen Untersuchung von Bildungsungleichheiten in den Blick genommen werden.

### 3 Methodologische Überlegungen und Empirie

Die folgenden empirischen Beispiele diskutieren Ergebnisse eines drittmittelgeförderten Forschungsprojekts (Exzellenzförderung „Emerging Talents Initiative“ FAU Erlangen-Nürnberg) zum Thema *Biografie und Raum*, insbesondere zur Verortung des „Anderen“ (Hall 2004 [1997]) in Schule und Unterricht. Forschungsgegenstand sind (Bildungs-)Biografien ehemaliger Schüler\*innen sogenannter ‚Türkenklassen‘ im süddeutschen Raum. Hierzu werden sowohl der sozialhistorische und gesellschaftspolitische Kontext der Arbeitsmigration in Deutschland Anfang der 1960er Jahre als auch das damit verbundene schulische Segregationsprinzip, das 1973 eingesetzt wurde und bis 1998 andauerte, fokussiert.

Im Rahmen des Forschungsprojekts wurden biografische Interviews videografiert, um auch die Artikulation non-verbalen Wissens erheben zu können, sowie *videographic walks* durchgeführt, bei denen die ehemaligen Schüler\*innen selbst und die Forscher\*innen die Schul- und Unterrichtsräume, die damals besucht wurden, interaktiv videografieren, um die Positionierungen der ehemaligen Schüler\*innen im Raum als Artikulation impliziten Wissens zugänglich zu machen (vgl. Pink, 2007a; Pink, 2007b; Pink, 2008). Der menschliche Körper wurde dabei in seiner Verwobenheit mit biografischem Wissen und dessen räumlicher Konstitution in den Blick genommen.

#### **Sichtbare Körper, unsichtbare Räume: *videographic walks* als Zugang zu impliziten biografischen Orientierungen**

Statt mit dem bewegten Bild als Aufnahme und damit als Beweismittel zu arbeiten, wird hier die videografische Aufzeichnung als Reflexionsfigur zugrunde gelegt, „not only as an access to visibility, but also as an access to an apparently *invisible* visibility“ (Silverman, 1993, 4). Vor dem Hintergrund dieser Doppelfigur einer ‚unsichtbaren Sichtbarkeit‘ wurden *videographic walks* auf dem Schulhof, in den Fluren und in den Klassenzimmern durchgeführt, um biografisches Wissen rekonstruieren zu können, das nicht nur in Körpern hervorgebracht wird, sondern sich in Beziehung zu den Räumen und zu den Dingen artikuliert.

And I make all these moves, not out of habit, but by implicit knowledge. A slow construction of my self as a body in a spatial and temporal world – such seems to be the schema. It is not imposed on me; it is rather a definitive structuring of my self and the world – definitive because it creates a genuine dialectic between my body and the world. (Fanon, 2021 [1952], 91)

Ausgehend von Judith Butlers Ansatz, dass Subjektivierungsprozesse durch Machtstrukturen bedingt werden, die auf einer impliziten Ebene angesiedelt sind (vgl. Butler, 1993; Butler, 1997a; Butler, 1997b; Butler, 2004; Butler, 2020), sollen die folgenden vier Dimensionen der subjektivierenden Artikulation impliziten Wissens herangezogen werden, um Subjektivierungsprozesse empirisch erfassen zu können: (1) räumliche, (2) soziomaterielle, (3) verbale und (4) fotografische Dimensionen (vgl. Engel, 2019; Engel, Diz Muñoz, 2022a; Engel, Diz Muñoz, 2022b). Diese Perspektivierung ermöglicht es, die Hervorbringung von Subjektpositionierungen auf einer diskursiv-materiellen Ebene der räumlichen Platzierung zu analysieren, in denen Körper erkannt und somit intelligibel werden können (vgl. Butler, 1993, 10). Die Materialität des menschlichen Körpers wird hier als untrennbar mit der Inkorporierung einer regulativen Norm verbunden verstanden, die keine feste Entität ist, sondern relational hervorgebracht (vgl. Butler, 2015), materiell-diskursiv geformt (vgl. Barad, 2003) und als affektiv-sinnlicher Resonanzraum konzipiert wird (vgl. Göbel, Prinz, 2015).

Körper-Epistemologien lassen sich somit erstens *räumlich* bzw. unter Berücksichtigung ihrer räumlichen Verortung befragen und reflektieren. Zweitens werden neue Räume *sozio-materiell*, also im Kontakt mit den Dingen, generiert, oder in Ahmeds Worten „What you come into contact with is shaped by what you do: bodies are orientated when they are occupied in time and space“ (Ahmed, 2007, 152). Drittens können durch die Analyse der *verbalen* Ebene explizite und implizite Dimensionen des Gesagten und der hierbei zum Tragen kommenden Performanz fokussiert werden. Und viertens platzieren sich die – mit einer Kamera und einem Mikrofon ausgestatteten – ehemaligen Schüler\*innen sogenannter ‚Türkenklassen‘ einerseits *fotografisch* und andererseits positionieren sie sich dadurch auf eine bestimmte Art und Weise im Raum.

Dieser Ansatz ermöglicht es sodann, sowohl verbale als auch non-verbale Dimensionen zu berücksichtigen, indem hier nicht nur sprachli-

che, sondern auch räumliche (bzw. relationale), materielle (Kontakt mit den Dingen) und performative (wie Gestik, Mimik) Praktiken in den Blick genommen werden. Zudem können Blickregime kritisch reflektiert werden, da sie mit hegemonialen visuellen Codes verwoben sind (vgl. Silverman, 1997), um der Frage nachzugehen, inwiefern damalige Felder des Sichtbaren heute von den Forschungssubjekten erschlossen, verschlossen und bestimmt werden können.<sup>4</sup>

### **Transkript**

IV: Und-wo hast du (.) du hast gesagt die Parallelklassen-klasse habt ihr hier getroffen? Was habt ihr dann hier gemacht ?

Aylin: Ich weiß-es garnich mehr so genau (.) ich hab mich jetzt-an (Name 1) (lachen) mal ( ) weil ich diesen Platz gesehen hab (.); ä::hm mit den ich weiß garnich mehr was wir gespielt ham aber wir warn mit den zusammen ,

IV: L//Ja//J

Aylin: die ein::e (Name 2) oder (Name 2.2) hieß die glaub-ich ; (.) ähm doch also wahrscheinlich den Kontakt zu den andern gesucht schon DAMALS (lachen); auch wenn sie mich nicht gewollt haben ; NEE DES STIMMT Garnicht , also mit der (Name 1) wenn ich die sehe also dann unterhalten wir uns schonoch. (3) Ne aber sonst weiß ich auch nicht mehr. (kann mich nicht) Schüler erinnern (.) ja (Ende)

Auf einer performativen Ebene gibt die Forscherin hier einen Impuls, indem sie die Frage stellt: „Was habt ihr dann hier gemacht?“. In dieser Adressierung wird implizit ein Subjektstatus („ihr“) vorausgesetzt – es wird angenommen, dass jemand dort etwas getan hat. Und auf diese Frage ist Aylins Antwort, im Gegensatz zu anderen Passagen, unsicher, sie stockt. Es gibt eine Suchbewegung, die in dem Moment endet, in dem sie sich an jemanden erinnert, mit dem sie gespielt hat. Bis dahin bleibt sie im Ungewissen und auf der Suche.

*Aus einer räumlichen Perspektive* (1) bewegt sich Aylin in dieser Passage nicht. Sie bleibt wie an einer unsichtbaren Grenze stehen und betritt

---

<sup>4</sup> Johanna Schaffer (2008) begreift in diesem Sinne Sichtbarkeit und Unsichtbarkeit als zwei Begriffe, die zur selben diskursiven Ordnung gehören: „Denn in jeder Sichtbarkeitsproduktion wird Unsichtbarkeit hergestellt, und neue Sichtbarkeiten verdrängen und löschen alte Sichtbarkeiten“ (Schaffer, 2008, 161).

den Sport- und Spielplatz nicht.<sup>5</sup> Auf der Ebene *soziomaterieller und performativer Dimensionen der Subjektpositionierung* (2) ist zu bemerken, dass sie hier, im Gegensatz zu anderen Momenten, ihre Kamera nicht einschaltet, sondern diese auf den Boden gerichtet lässt. Im Unterschied zu anderen Szenen hält Aylin die Kamera nicht als Erweiterung ihrer Subjektpositionierung (vgl. Latour, 2001; Nohl, 2018; Engel, 2022), sondern distanziert, sie bringt damit Ablehnung zum Ausdruck. *Auf einer verbalen Ebene* (3) antwortet sie explizit auf die Frage, dass sie sich nicht erinnern könne, und beginnt mit einer Suche, in deren Folge sie sich ‚nur‘ an eine Person erinnert, mit der sie damals gespielt hat. Implizit steht ihre Erinnerung im Zusammenhang mit der Anerkennung, die sie damals erhielt, nämlich dadurch, dass sie als Subjekt anerkannt wurde. *Fotografisch* (4) wird sie nur von der Kamera der Forscherin gefilmt, die somit ein sichtbares Bild der Abwesenheit erzeugt.

Hier zeigt sich eine spezifische Qualität der Subjektpositionierung, die durch unsichtbar begrenzende Erfahrungen bedingt ist: Die Erinnerung an die damalige Unsichtbarkeit bringt Aylin in einen Modus des Stillstands. Durch den Fokus auf die non-verbale Dimension der Artikulation biografischen Wissens wird das anerkennende Gesehenwerden und der hierbei erzeugte Subjektstatus virulent. Bis dahin verweilt Aylin in der Suche. Suchende Bewegungen sind der *modus operandi*, in dem sich Dethematisierungen zeigen – bzw. wird die damalige Unsichtbarkeit verbal (durch Schweigen) und non-verbal (durch Stillstand) dethematisiert.<sup>6</sup> Die Qualität der Subjektpositionierung ist unbeweglich, begrenzt, unsichtbar und abhängig vom (An-)Erkanntwerden. Indem Aylin die Kamera nicht benutzt, wird es möglich, einen dialogischen, sogar konfrontativen Modus der Reproduktion von Unsichtbarkeit zu rekonstruieren, der implizit die Ambivalenz des Sehens als eine dem Forschungssetting inhärente Praxis anspricht: Die Qualität der Subjektpositionierung könnte sodann und zudem als eine des

---

<sup>5</sup> Auf der Grundlage von komparativen Analysen ist festzuhalten, dass es sich hierbei um ein umstrittenes Territorium handelt, auf dem es zu einem „Kampf“ um Plätze und Tore kam (vgl. Diz Muñoz et al., 2022).

<sup>6</sup> Der Begriff „modus operandi“ (Bohnsack, 2003, 255) liegt Pierre Bourdieus Denk- und Handlungsschemata zugrunde und bezeichnet den individuellen oder kollektiven Habitus (vgl. Bohnsack, 2010, 60) bzw. implizite Orientierungen (vgl. Nohl, 2006; Nohl, 2013; Engel, 2019).

Widerstands interpretiert werden, die sich gegen eine explizite Thematisierung verhält.

Die Fokussierung auf räumliche, soziomaterielle, verbale und fotografische Dimensionen von Subjektpositionierung eröffnet hier einen Zugang zu der Art und Weise, wie sich bestimmte Körper zu Feldern des Sichtbaren verhalten (können) – damals und heute. In diesem Zusammenhang wird ein spezifisches Verhältnis zu Intelligibilitätsfeldern zugänglich gemacht, das als Positionierung eines unsichtbaren Subjekts in einem sichtbaren Raum rekonstruiert wurde. Dies ist ein fallübergreifend relevantes Ergebnis, so dass der Zusammenhang zwischen Praktiken der Platzierung sowie Intelligibilitätsräumen im Sinne von „white spaces“ (vgl. Ahmed, 2007) an einem weiteren Beispiel, einem mit Aylin durchgeführten biografischen Interview, verfolgt werden soll.

### Transkript

B: ähm JA äh [sehr ernst] ich finds schade dass man halt ähm nicht so viel (.) Kontakt hatte und hinter=her so ((mit verstellter Stimme 1)) Ach echt du kommst aus [Ort] und in welche Schule warst du? [Schulname] (.) JA ICH AUCH (.) Ja in welche Klassen? Wo warst DU? (so Daunt-) Hä ich hab dich NIE GESEHN (.) ((verstellte Stimme 2)) so HMM JA.

I: //mhm//  
//mhm// J

Auf einer expliziten Ebene betont Aylin, dass sie damals nicht gesehen wurde, und verbindet diese Erfahrung auf einer impliziten Ebene damit, dass sie auch heute nicht erkannt wird. Auch heute noch trifft sie in der Stadt auf ehemalige Schüler\*innen, die sie nicht (er-)kennen. Es zeigt sich hier eine Orientierung an biografischen Erfahrungen der Unsichtbarkeit. So erscheint es zudem relevant, wie sie ihre damalige Unsichtbarkeit in der Gegenwart der Forscher\*innen erneut *vor einer Kamera* explizit macht. Ähnlich wie beim *videographic walk* versucht Aylin hier und in anderen Passagen implizit Räume der Sichtbarkeit und Unsichtbarkeit zu vermitteln, indem sie ihre eigene Ohnmacht durch dialogische und konfrontative Praktiken verarbeitet und (re-)produziert. Aus einer subjektivierungsanalytischen Perspektive lässt sich die Ambivalenz markieren, dass Intelligibilität (vgl. Butler, 1997b; Butler, 2004) Sichtbarkeit voraussetzt, aber nur eine ganz bestimmte Sichtbarkeit – keine rassistisch konnotierte. Insofern lässt sich

zeigen, auf welche Weise damalige Erfahrungen der räumlichen Segregation auch in der Gegenwart biografische Relevanz gewinnen und wie sie auf vier Ebenen als räumliche Praktiken der Subjektivierung mit biografischer Relevanz rekonstruiert werden können.

## 4 Schlussfolgerungen

Im ersten Abschnitt dieses Beitrags wurde der Begriff ‚Türkenklassen‘ historisch mit Fokus auf Körper-Epistemologien und die diskursiven und materiellen Räume, in denen sie produziert und reproduziert werden, kontextualisiert. Im zweiten Teil hat die Analyse der empirischen Ergebnisse die Relevanz der räumlichen Dimension in den Blick genommen, um Formen der Reproduktion von Körperwissen zu rekonstruieren und zu artikulieren. Durch die Fokussierung auf räumliche, sozio-materielle, verbale und fotografische Dimensionen wurde eine methodologische Perspektivierung entwickelt, die es zum einen erlaubt, sprachliche und nicht-sprachliche Elemente in ihrer Relationalität zu berücksichtigen. Zum anderen ermöglicht sie es, Subjektivierungsprozesse im Kontext institutioneller Praktiken der schulischen Segregation als verschränkt mit Differenzkonstruktionsprozessen im Sinne von Machtverhältnissen zu begreifen und (Un-)Sichtbarkeit als soziokulturell bestimmtes und institutionell reproduziertes körperbezogenes Wissen zu befragen (vgl. Aktaş, 2020).

### 4.1 Zur Hervorbringung rassifizierter Körper in Schule und Unterricht

Vor dem Hintergrund der anfangs gestellten Forschungsfrage, wie körperbezogenes Wissen im Hinblick auf Differenzbildungsprozesse in Schule und Unterricht konzeptualisiert werden kann, lässt sich kritisch reflektieren, inwiefern Subjektivierungsprozesse, die epistemische Gewalt (Spivak, 1994) fokussieren, untersucht werden können, ohne dass dabei Ungleichheit reproduziert wird (vgl. Said, 2019 [1978]; Mohanty, 1984; Thompson, Weiß, 2008). Diese Ambivalenz ist Thema des Beitrags. Verdeutlicht werden soll die Gefahr eines wiederholten *Otherings*, die Forschungsprozesse betrifft, die das Erfahrungswissen marginalisierter Subjektpositionierungen untersuchen und die parallele Kritik ihrer Entstehungsbedingungen ausüben möchten (vgl. Karakayali, Heller, 2022a).

Die Konstruktion von ‚Anderen‘ impliziert die Existenz eines ‚Wir‘ (vgl. Hall, 2004 [1997]); Wynter, 2003; Wynter, McKittrick, 2015; Mecheril, 2009; Mecheril, 2015). Im Hinblick auf die Untersuchung von Differenzbildungsprozessen in Schule und Unterricht kann daraus abgeleitet werden, dass die institutionelle Reproduktion körperbezogener Differenzkategorien diskursiv-materielle Denkrahmen hervorbringt, die wiederum die Konstitution normativer Ordnungen bestimmen. Aylin macht eine biografische Erfahrung der Unsichtbarkeit, weil die Schule, die sie besucht, als ein ‚weißer Raum‘ konstruiert ist, in dem nur als weiß gelesene Menschen gesehen werden. Die erfahrene Unsichtbarkeit ihres Körpers ist bedingt durch die Hervorbringung von Weißsein in der Schule und im Klassenzimmer. In anderen Worten: Nicht-weiße Körper können nur in Bezug auf das etablierte ‚Weiß‘ verständlich werden, d. h. als „unspecified stranger[s]“ (Ahmed, 2000, 29) bzw. als das ‚Andere‘ einer etablierten Norm (vgl. Hall, 2004 [1997]). Mit Ahmed gedacht müssen die Körper ehemaliger Schüler\*innen sogenannter ‚Türkenklassen‘ „[...] inhabit whiteness, if they are to get ‚in“ (Ahmed, 2007, 157).

Die Konstitution von ‚Türkenklassen‘ impliziert sodann die Hervorbringung eines sichtbaren ‚Wir‘ und reduziert zugleich die Möglichkeit des Intelligibelwerdens ehemaliger Schüler\*innen auf die Position des (rassifizierten) ‚unsichtbaren Anderen‘ – eine Bedingung, die wiederum die scheinbare Existenz eines ‚sichtbaren Weißseins‘ legitimiert. Infolgedessen lässt sich weiter spezifizieren, dass nicht-weiße Körper nur dann als solche gelesen werden können, wenn die implizit bekannte Welt ‚weiß‘ ist. In diesem Sinne kann die Untersuchung körperbezogenen Wissens im Rahmen eines erziehungswissenschaftlichen Forschungsfeldes zu Differenzbildungsprozessen zunächst als unmittelbar verwickelt mit hegemonialen Logiken kontextualisiert werden.

## **4.2 Formen der Visualisierung und Felder des (Un-)Sichtbaren**

Ausgehend vom Verständnis der Dominanz des visuellen Registers als koloniale Logik (Chow, 2010; Alli, 2020; Bottici, 2021) kann das Verhältnis von Sichtbarkeit und Intelligibilität (Ricken, 2016; Traue et al., 2019;

Sturm, 2021) kritisch in Bezug auf Zeitlichkeit reflektiert werden.<sup>7</sup> Ehemalige Schüler\*innen sogenannter ‚Türkenklassen‘ (re-)artikulieren Erfahrungen der Unsichtbarkeit, die sie bis heute alltäglich prägen. Insbesondere die videobasierte Rekonstruktion ihrer Subjektpositionierung deutet darauf hin, dass die frühere räumliche Segregation biografische Spuren der damaligen Erfahrung der Unsichtbarkeit hinterlässt, die sie heute prägt, und die sie im Rahmen von Subjektivierungsprozessen verhandeln und verschieben.

Aus dieser Perspektive und im Hinblick auf körperbezogenes Wissen im Rahmen erziehungswissenschaftlicher Forschung zu Differenzbildungsprozessen können „Feld[er] des Sichtbaren“ (Silverman, 1997, 41) als Räume der Anerkennung und damit der Wissensproduktion bzw. Sichtbarkeit als epistemische Dimension untersucht werden. Jules Sturm arbeitet in diesem Sinne mit dem Konzept der Abwesenheit „as a tool to analyze the link between bodies and their absences, which is to say their images“ (Sturm, 2021, 35). Abwesenheit wird bei Sturm als Präsenz aufgefasst, die vom Sprechen und Gehörtwerden ausgeschlossen wird und daher nicht verständlich, aber dennoch vorhanden ist (vgl. Sturm, 2014). Diese Auffassung steht mit Ahmeds Beschreibung der Konstruktion der Kategorie ‚stranger‘ im Einklang, „as a category within knowledge, rather than coming into being in an absence of knowledge“ (Ahmed, 2000, 55). Auch Gail Lewis konzeptualisiert den Begriff Anwesenheit, um verschiedene Arten zu analysieren, wie schwarze Frauen als Figur und als „embodied/sentient subject“ diskursiv an- oder abwesend gemacht werden (vgl. Lewis, 2017). Aylin verhandelt ihre Unsichtbarkeit, indem sie implizit den Blick und die Position des\*der Forschers\*in in der Forschungssituation konfrontiert. In diesem Sinne kann Aylins verbale und performative Aussage auf einer impliziten Ebene als eine „declaration of presence“ (Lewis, 2017, 2) interpretiert werden, also als eine Aussage, die den Anspruch auf Sichtbarkeit und damit auf Zugang zu Feldern des Sichtbaren – vor der Kamera – miteinbezieht. Eine Aussage, die als eine Form der Visualisierung gedeutet werden kann, die Weißsein als „effect of what coheres“ (Ahmed, 2007, 159) bzw. Weißsein als verortet „at the centre

---

<sup>7</sup> Bottici beschreibt diese Dominanz wie folgt: „Classifying bodies on the basis of their sex, as well as classifying them on the basis of their race, implies, among other things, a primacy of the visual register“ (Bottici, 2021, 228).

and commander of all human and non-human life“ (Lewis, 2017, 15) in Frage stellt. Diese Form der Visualisierung, die eine Infragestellung etablierter Verständnisse von Feldern der (Un-)Sichtbarkeit ist, kann sodann als Bildungsprozess reflektiert werden.

## Bibliographie

- Ahmed, S. (2000): *Strange Encounters. Embodied Others in Post-Coloniality*. London, New York: Routledge.
- Ahmed, S. (2002): „Racialized Bodies.“ In: Evans, M., Lee, E. (Hrsg.), *Real Bodies. A Sociological Introduction*. London: Palgrave Macmillan, 46–63.
- Ahmed, S. (2006): *Queer Phenomenology: Orientations, Objects, Others*. Durham: Duke University Press.
- Ahmed, S. (2007): „A Phenomenology of Whiteness.“ *Feminist Theory*, 8 (2), 149–168.
- Aktaş, U. (2020): „Verwundbare Körper. Ästhetik und Bildung der Differenz.“ In: Aktaş, U. (Hrsg.), *Vulnerabilität. Pädagogisch-ästhetische Beiträge zu Korporalität, Sozialität und Politik*. Bielefeld: transcript, 7–22.
- Alexopoulou, M. (2016): „Vom Nationalen zum Lokalen und zurück? Zur Geschichtsschreibung in der Einwanderungsgesellschaft Deutschland.“ *Archiv für Sozialgeschichte*, 56, 463–484.
- Alexopoulou, M. (2019): „‘Ausländer’ – A Racialized Concept? ‘Race’ as an Analytical Concept in Contemporary German Immigration History.“ In: Arghavan, M., Hirschfelder, N., Kopp, L., Motyl, K. (Hrsg.), *Who Can Speak and Who Is Heard/Hurt? – Facing Problems of Race, Racism and Ethnic Diversity in the Humanities in Germany*. Bielefeld: transcript, 45–67.
- Alexopoulou, M. (2021): „Ignoring Racism in the History of the German Immigration Society: Some Reflections on Comparison as an Epistemic Practice.“ *Journal for the History of Knowledge*, 2, 1, 1–13.
- Alli, S. (2020): „Ariella Aïsha Azoulay: It Is Not Possible to Decolonize the Museum without Decolonizing the World.“ *Guernica*, 12.03.2020. Online unter <https://www.guernicamag.com/miscellaneous-files-ariella-aisha-azoulay/>. Zugriff am 21.10.2022.
- Amenda, L., Rass, C. (2012): „Fremdarbeiter, Ostarbeiter, Gastarbeiter. Semantiken der Ungleichheit und ihre Praxis im „Ausländereinsatz“.“ In: Kramer, N., Nolzen, A. (Hrsg.), *Ungleichheiten im „Dritten Reich“: Semantiken, Praktiken, Erfahrungen*. Göttingen: Wallstein Verlag, 90–117.
- Barad, K. (2003): „Posthumanist Performativity: Toward an Understanding of How Matter Comes to Matter.“ *Gender and Science: New Issues*, 28 (3), 801–831.

- Boger, M.-A. (2015): „Zur (De-)Thematisierung des Arbeiterkinds.“ In: Rheinländer, K. (Hrsg.), *Ungleichheitssensible Hochschullehre*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, 103–121.
- Boger, M.-A. (2019): „Wer partizipiert an wessen Bildung? – Einsatzpunkte einer universalismuskritischen Bildungstheorie.“ *Zeitschrift für internationale Bildungsforschung und Entwicklungspädagogik*, 42 (3), 4–10.
- Boger, M.-A., Castro Varela, M. d. M. (2023): *Postkoloniale Pädagogik. Affirmativ-sabotierende Relektüren des pädagogischen Kanons*. Weinheim: Beltz Juventa.
- Bohnsack, R. (2003): *Rekonstruktive Sozialforschung – Einführung in qualitative Methoden*. Opladen: Barbara Budrich.
- Bohnsack, R. (2010): *Rekonstruktive Sozialforschung – Einführung in qualitative Methoden*. Opladen: Barbara Budrich.
- Bottici, C. (2021): *A Feminist Mythology*. London: Bloomsbury Publishing.
- Butler, J. (1993): *Bodies that Matter. On the Discursive Limits of "Sex"*. London, New York: Routledge.
- Butler, J. (1997a): *Excitable Speech. A Politics of the Performative*. London, New York: Routledge.
- Butler, J. (1997b): *The Psychic Life of Power: Theories in Subjection*. Redwood City: Stanford University Press.
- Butler, J. (2004): *Undoing Gender*. London, New York: Routledge.
- Butler, J. (2015): *Notes Toward a Performative Theory of Assembly*. Cambridge: Harvard University Press.
- Butler, J. (2020): *The Force on Non-Violence. An Ethico-Political Bind*. New York: Verso Books.
- Castro Varela, M. d. M. (2016): „Von der Notwendigkeit eines epistemischen Wandels. Postkoloniale Betrachtungen auf Bildungsprozesse.“ In: Geier, T., Zaborowski, K. U. (Hrsg.), *Migration: Auflösungen und Grenzziehungen. Perspektiven einer erziehungswissenschaftlichen Migrationsforschung*. Wiesbaden: Springer Fachmedien, 43–59.
- Castro Varela, M. d. M. (2017): „(Un-)Wissen. Verlernen als komplexer Lernprozess.“ *migrazine*, 1. Online unter [www.migrazine.at/artikel/unwissen-verlernen-als-komplexer-lernprozess](http://www.migrazine.at/artikel/unwissen-verlernen-als-komplexer-lernprozess). Zugriff am 21.10.2022.
- Castro Varela, M. d. M., Mohamed, S. (2021): „Bodies on the Outside: Artistic Imagination in Afrofuturism.“ In: Neugebauer, D. (Hrsg.), *Counter Readings of the Body*. Leipzig: Spector Books, 57–63.
- Chow, R. (2010): „Film as Ethnography; or, Translation between Cultures in the Postcolonial World.“ In: Bowman, P. (Hrsg.), *The Rey Chow Reader*. New York: Columbia University Press, 148–171.
- Czock, H. (1993): *Der Fall Ausländerpädagogik. Erziehungswissenschaftliche und bildungspolitische Codierung der Arbeitsmigration*. Frankfurt am Main: Cooperative-Verlag.

- Diehm, I., Messerschmidt, A. (2013): „Einleitung. Das Geschlecht der Migration – Bildungsprozesse in Ungleichheitsverhältnissen.“ In: Diehm, I., Messerschmidt, A. (Hrsg.), *Das Geschlecht der Migration – Bildungsprozesse in Ungleichheitsverhältnissen*. Opladen: Barbara Budrich, 9–20.
- Diz Muñoz, C., Engel, J., Fritzsche, B., Köpfer, A. (2022): „Inklusive Bildung im Spiegel kolonialismuskritischer Ansätze.“ In: Sturm, T., Balzer, N., Budde, J., Hackbarth, A. (Hrsg.), *Erziehungswissenschaftliche Grundbegriffe im Spiegel der Inklusionsforschung*. Opladen: Barbara Budrich, 61–78.
- Donnor, J. K. (2021): „White Fear, White Flight, the Rules of Racial Standing and Whiteness as Property: Why Two Critical Race Theory Constructs are Better than One.“ *Educational Policy*, 35(2), 259–273.
- Engel, J. (2019): „Zum sichtbar Unsichtbaren. Relationale Praktiken der Subjektivierung in der Videographieforschung.“ In: Demmer, C., Fuchs, T., Kreitz, F., Wiezorek, C. (Hrsg.), *Das Erziehungswissenschaftliche qualitative Forschung*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, 61–85.
- Engel, J. (2022): „The Materiality of Biographical Knowledge – Ethnography on Aesthetic Practices.“ *Cultural Sedimentations – Ethnography on the Materiality and Historicity of Aesthetic Practices, Journal Ethnography and Education (EE)*, 15(3), 377–393.
- Engel, J., Diz Muñoz, C. (2022a): „On the (In)Visibility of Postcolonial Subjectivation – Educational Videography Research in Glocalised Classrooms.“ In: Kraus, A., Wulf, C. (Hrsg.), *Handbook of Embodiment and Learning*. London: Palgrave Macmillan, 457–477.
- Engel, J., Diz Muñoz, C. (2022b): „Erziehungswissenschaftliche Ansätze einer postkolonialen Subjektivierungsforschung.“ In: Bosančić, S., Brodersen, F., Pfahl, L., Schürmann, L., Spies, T., Traue, B. (Hrsg.), *Following the Subject: Grundlagen und Zugänge empirischer Subjektivierungsforschung (Subjektivierung und Gesellschaft)*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, 103–145.
- Engel, J., Nohl, A.-M. (2022): „Assimilation und Segregation. Zur erziehungswissenschaftlichen, gesellschaftlichen und biographischen Reflexion einer problematischen Schulungsform.“ In: Reintjes, C., Kunze, I. (Hrsg.), *Reflexion und Reflexivität in Unterricht, Schule und Lehrer:innenbildung*. Bad Heilbrunn: Verlag Julius Klinkhardt, 277–294.
- Fanon, F. (2021 [1952]): *Black Skin, White Masks*. London: Penguin Books Modern Classics.
- Gerund, K., Paul, H. (2015): „Einleitung.“ In: Gerund, K., Paul, H. (Hrsg.), *Die amerikanische Reeducation-Politik nach 1945: Interdisziplinäre Perspektiven auf „America’s Germany“*. Bielefeld: transcript, 7–18.

- Göbel, H. K., Prinz, S. (Hrsg.) (2015): *Die Sinnlichkeit des Sozialen. Wahrnehmung und materielle Kultur*. Bielefeld: transcript.
- Ha, K. N. (2003): „Die kolonialen Muster deutscher Arbeitsmigrationspolitik.“ In: Steyerl, H., Gutiérrez Rodríguez, E. (Hrsg.), *Spricht die Subalterne deutsch? Migration und postkoloniale Kritik*. Münster: Unrast Verlag, 56–107.
- Ha, K. N. (2009): „Deutsche Integrationspolitik als koloniale Praxis.“ In: Dietze, G., Brunner, C., Wenzel, E. (Hrsg.), *Kritik des Okzidentalismus*. Bielefeld: transcript, 137–150.
- Hall, S. (1997): *Race, The Floating Signifier. Featuring Stuart Hall*. Transkript aus einem Interview mit Stuart Hall. Online unter <https://www.mediaed.org/transcripts/Stuart-Hall-Race-the-Floating-Signifier-Transcript.pdf>. Zugriff am 20.10.2022.
- Hall, S. (2004 [1997]): „The Spectacle of the ‘Other’.“ In: Hall, S., Open University (Hrsg.), *Cultural Representations and Signifying Practices*. London: Sage, 223–291.
- Hall, S. (2021): „Nineteen Race, the Floating Signifier: What More is There to Say about Race?“ In: Gilroy, P., Gilmore, R. (Hrsg.), *Selected Writings on Race and Difference*. New York: Duke University Press, 359–373.
- Holert, T. (2021): *Open Plan and Limited Access. Politics of Learning, Politics of Space*. Berlin: De Gruyter.
- hooks, b. (2000): *Where We Stand: Class Matters*. New York: Taylor & Francis.
- Jording, J., Messerschmidt, A. (2022): „Rassismuskritik.“ In: Feldmann, M., Rieger-Ladich, M., Voß, C., Wortmann, K. (Hrsg.), *Schlüsselbegriffe der Allgemeinen Erziehungswissenschaft. Pädagogisches Vokabular in Bewegung*. Weinheim: Beltz Juventa, 343–350.
- Karakaşoğlu, Y., Linnemann, M., Vogel, D. (2019): *Schulischer Umgang mit transnationaler Migration und Mobilität. Rückschlüsse aus Empfehlungen der Kultusministerkonferenz seit den 1950er-Jahren*. TraMiS-Arbeitspapier 2. Universität Bremen. Fachbereich 12. Arbeitsbereich Interkulturelle Bildung.
- Karakayali, J., Heller, M. (2022a): „Rassismus und Segregation.“ In: Siouti, I., Spies, T., Tuidar, E., Unger, H. von, Yildiz, E. (Hrsg.), *Othering in der postmigrantischen Gesellschaft*. Bielefeld: transcript, 179–201.
- Karakayali, J., Heller, M. (2022b): „Nicht-separierte Beschulung von neu zugewanderten Schüler\*innen: ein Beispiel für migrationsgesellschaftliche Professionalität?“ In: Ivanova-Chessex, O., Steinbach, A., Shure, S. (Hrsg.), *Lehrer\*innenbildung. (Re)Visionen für die Migrationsgesellschaft*. Weinheim: Beltz, 295–309.
- Karakayali, J., Nieden, B. zur (2013): „Rassismus und Klassen-Raum. Segregation nach Herkunft an Berliner Grundschulen.“ *suburban*, (2), 47–67.

- Kleiner, B., Rose, N. (2014): *(Re-)Produktion von Ungleichheiten im Schulalltag. Judith Butlers Konzept der Subjektivierung in der erziehungswissenschaftlichen Forschung*. Opladen u. a.: Barbara Budrich.
- KMK (1976): *Neufassung der Empfehlungen der Kultusministerkonferenz „Unterricht für Kinder ausländischer Arbeitnehmer“*. Beschluss der Kultusministerkonferenz vom 8.4.1976. Bonn: Kultusministerkonferenz.
- Latour, B. (2001): *Das Parlament der Dinge. Für eine politische Ökologie*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Lewis, G. (2017): „Questions of Presence.“ *Feminist Review*, 117 (1), 1–19.
- Mecheril, P. (2004): *Einführung in die Migrationspädagogik*. Weinheim: Beltz.
- Mecheril, P. (2009): „Der doppelte Mangel, der das Schwarze Subjekt hervorbringt.“ In: Eggers, M. M., Kilomba, G., Piesche, P., Arndt, S. (Hrsg.), *Mythen, Masken und Subjekte. Kritische Weißseinsforschung in Deutschland*. Münster: Unrast Verlag, 73–79.
- Mecheril, P. (2015): „Das un-mögliche Subjekt. Ein Blick durch die erkenntnispolitische Brille der Cultural Studies.“ In: Keupp, H., Hohl, J. (Hrsg.), *Subjektdiskurse im gesellschaftlichen Wandel: Zur Theorie des Subjekts in der Spätmoderne*. Bielefeld: transcript, 119–142.
- Mecheril, P., Castro Varela, M. d. M., Dirim, I., Kalpaka, A., Melter, C. (Hrsg.) (2010): *Migrationspädagogik BACHELOR | MASTER*. Weinheim: Beltz.
- Messerschmidt, A. (2022): „Rassismus- und Antisemitismuskritik – mit Geschichtsbewusstsein eine migrationsgesellschaftliche Perspektive ausbilden.“ In: Füllekruss, D., Kourabas, V., Krenz-Dewe, D., Natarajan, R., Ohm, V., Rangger, M., Schitow, K., Shure, S., Streicher, N. (Hrsg.), *Migrationsgesellschaft – Rassismus – Bildung*. Weinheim: Beltz Juventa, 75–89.
- Mohanty, J. (1984): *Educational Broadcasting. Radio and Television in Education*. New York: Sterling Publishing.
- Nohl, A.-M. (2006): *Interview und dokumentarische Methode. Anleitungen für die Forschungspraxis*. Wiesbaden: VS Verlag.
- Nohl, A.-M. (2013): *Interview und dokumentarische Methode. Anleitungen für die Forschungspraxis*. Wiesbaden: VS Verlag.
- Nohl, A.-M. (2014): *Konzepte interkultureller Pädagogik: Eine systematische Einführung*. Bad Heilbrunn: Verlag Julius Klinkhardt.
- Nohl, A.-M. (2018): „Die empirische Rekonstruktion materieller Artefakte mit der Dokumentarischen Methode.“ In: Tervooren, A., Kreitz, R. (Hrsg.), *Dinge und Raum in der qualitativen Bildungs- und Biographieforschung*. Opladen u. a.: Barbara Budrich, 37–55.
- Pink, S. (2007a): „Walking with Video.“ *Visual Studies*, 22(3), 240–252.
- Pink, S. (2007b): *Visual Interventions: Applied Anthropology*. New York: Berghahn.

- Pink, S. (2008): „Mobilising Visual Ethnography: Making Routes, Making Place and Making Images.“ *Forum Qualitative Sozialforschung / Forum: Qualitative Social Research*, 9(3), Art. 36.
- Posner, D. (1996): „The Idea of American Education in West Germany during the 1950s.“ *German Politics & Society*, 14 (2), 54–74.
- Puskeppeleit, J., Krüger-Potratz, M. (1999): *Bildungspolitik und Migration. Texte und Dokumente zur Beschulung ausländischer und ausgesiedelter Kinder und Jugendlicher. 1950 – 1999*. Münster: Arbeitsstelle Interkulturelle Pädagogik, WWU Münster.
- Rass, C. (2012): „Staatsverträge und ‚Gastarbeiter‘ im Migrationsregime des ‚Dritten Reiches‘. Motive, Intentionen und Kontinuitäten.“ In: Oltmer, J. (Hrsg.), *Nationalsozialistisches Migrationsregime und ‚Volksgemeinschaft‘*. Paderborn: Ferdinand Schöningh, 159–183.
- Rass, C. (2020): „Gastarbeiter“. Zur Geschichte eines Schlüsselbegriffs der Produktion von Migration.“ *Wissenschaftsblog der Abteilung NGHM (Universität Osnabrück)*. Online unter <https://nghm.hypotheses.org/2388>. Zugriff am 01.12.2022.
- Ricken, N. (2016): „Die Macht des pädagogischen Blicks: Erkundungen im Register des Visuellen.“ In: Schmidt, F., Schulz, M., Graßhoff, G. (Hrsg.), *Pädagogische Blicke*. Weinheim: Beltz Juventa, 40–53.
- Röhr-Sendlmeier, U. M. (1992): „Der Schulunterricht für Migranten in Deutschland – Maßnahmen und bildungspolitische Konzepte von 1950 bis 1990.“ In: Macha, H., Roth, H.-J. (Hrsg.), *Bildungs- und Erziehungsgeschichte im 20. Jahrhundert*. Frankfurt: Lang, 297–321.
- Rose, N. (2012): *Migration als Bildungsherausforderung. Subjektivierung und Diskriminierung im Spiegel von Migrationsbiographien*. Bielefeld: transcript.
- Said, E. W. (2019 [1978]): *Orientalism*. London: Penguin Books.
- Schaffer, J. (2008): *Ambivalenzen der Sichtbarkeit. Über die visuellen Strukturen der Anerkennung*. Bielefeld: transcript.
- Schütze, F. (1982): „Narrative Repräsentation kollektiver Schicksalsbetroffenheit.“ In: Lämmert, F. (Hrsg.), *Erzählforschung: Ein Symposium*. Stuttgart: Metzler, 568–590.
- Schütze, F. (1983): „Biographieforschung und narratives Interview.“ *Neue Praxis*, Heft 3/1983, 283–293.
- Silverman, K. (1993): „What Is a Camera? or: History in the Field of Vision.“ *Discourse*, 15(3), 3–56.
- Silverman, K. (1997): „Dem Blickregime begegnen.“ In: Kravagna, C., Graw, I., Silverman, K., Williams, L. K., De Lauretis, T., Stabile, C. A., Jay, M., Tagg, J., Colomina, B., Solomon-Godeau, A. (Hrsg.), *Privileg Blick. Kritik der visuellen Kultur*. Berlin, Amsterdam: Ed. ID-Archiv, 41–64.
- Sirois, H. (2015): „Reeducation im Zeichen des US Information and Educational Exchange Act of 1948 (Smith-Mundt Act).“ In: Gerund,

- K., Paul, H. (Hrsg.), *Die amerikanische Reeducation-Politik nach 1945: Interdisziplinäre Perspektiven auf „America's Germany“*. Bielefeld: transcript, 19–34.
- Spies, T. (2017): „Subjektpositionen und Positionierungen im Diskurs. Methodologische Überlegungen zu Subjekt, Macht und Agency im Anschluss an Stuart Hall.“ In: Spies, T., Tuider, E. (Hrsg.), *Biographie und Diskurs. Methodisches Vorgehen und Methodologische Verbindungen*. Wiesbaden: Springer Fachmedien, 69–90.
- Spivak, G. C. (1994): „Can the Subaltern Speak?“ In: Williams, P., Chrisman, L. (Hrsg.), *Colonial Discourse and Post-Colonial Theory: A Reader*. Hertfordshire: Harvester Wheatsheaf. New York: Routledge, 90–105.
- Sturm, J. (2014): *Bodies We Fail. Productive Embodiments of Imperfection*. Bielefeld: transcript.
- Sturm, J. (2021): „Literacy Embodied.“ In: Neugebauer, D. (Hrsg.), *Counter\_Readings of the Body*. Leipzig: Spector Books, 27–38.
- Thompson, C., Weiß, G. (Hrsg.) (2008): *Bildende Widerstände – widerständige Bildung. Blickwechsel zwischen Pädagogik und Philosophie*. Bielefeld: transcript.
- Tramsen, G. (1973): *Gastarbeiterin im Schuldienst - Türkenklasse*. Wuppertal: Jugenddienst-Verlag.
- Traue, B., Blanc, M., Cambre, C. (2019): „Visibilities and Visual Discourses: Rethinking the Social with the Image.“ *Qualitative Inquiry*, 25 (4), 327–337.
- Van Wyck, B. (2017): „Guest Workers in the School? Turkish Teachers and the Production of Migrant Knowledge in West German Schools, 1971–1989.“ *Geschichte und Gesellschaft*, 43 (3), 466–491.
- Winker, G., Degele, N. (2009): *Intersektionalität. Zur Analyse sozialer Ungleichheiten*. Bielefeld: transcript.
- Wischmann, A. (2018): „The Absence of ‘Race’ in German Discourses on Bildung. Rethinking Bildung with Critical Race Theory.“ *Race Ethnicity and Education*, 21 (4), 471–485.
- Wynter, S. (2003): „Unsettling the Coloniality of Being: Power, Truth, Freedom: Towards the Human, After Man, Is Overrepresentation. An Argument.“ *CR: The New Centennial Review*, 3(3), 257–337.
- Wynter, S., McKittrick, K. (2015): „Unparalleled Catastrophe for Our Species? Or, to Give Humanness a Different Future: A Conversation.“ In: McKittrick, K. (Hrsg.), *Sylvia Wynter. On Being Human as a Praxis*. Durham: Duke University Press, 8–89.



Miriam Damrow und Heinz-Jürgen Voß

# Differenzsetzungen: interdisziplinäre Fokussierungen auf Körper in der Sexualpädagogik und der Prävention sexueller/sexualisierter Gewalt

Im vorliegenden Beitrag werden vor dem Hintergrund von Sexualpädagogik, Sexueller Bildung und der Prävention sexueller/sexualisierter Gewalt interdisziplinär zu verankernde intersektionale Perspektiven auf Körper in den Blick genommen. Dabei wird im ersten Teil des Beitrags auf praxistheoretische Verortungen eingegangen (z. B. beim Rahmenkonzept des Burgenlandkreises), während im Anschluss stärker theoretische Rahmungen angesprochen werden. In beiden Teilen werden übergreifend Fragen der Subjektivierung, der Re- und De-Adressierung und notwendiger Voraussetzungen für interdisziplinäre und intersektionale Fokussierungen auf Körper (als Teil disziplin- und professionsübergreifender Beforschung von Körperpolitiken) adressiert.

## 1 Einstieg: Heterogenität wahrnehmen lernen

Stereotype Vorannahmen durchziehen pädagogische Angebote zu Sexualpädagogik und Sexueller Bildung (vgl. Voß, 2020). Das wurde besonders deutlich, als im Jahr 2015 durch den Krieg in Syrien einige Geflüchtete mehr als zuvor Schutz in Deutschland suchten (vgl. Hark, Villa, 2017). Im öffentlichen Diskurs wurden alte Stereotype einer potenziell größeren sexuellen Übergriffigkeit *Schwarzer*<sup>1</sup> Männer aufgewärmt (vgl. Hark, Villa, 2017), zugleich wurden die geflüchteten Menschen insgesamt – und damit auch die Kinder und Jugendlichen – als homogene Gruppe wahrgenommen. In der pädagogischen Arbeit

---

<sup>1</sup> *Schwarz* wird hier auch in der adjektivischen Form konventionsgemäß großgeschrieben, um hervorzuheben, dass es sich nicht um ein essentialistisches Merkmal handelt, sondern um eine Zuschreibung, mit der Marginalisierungen und Diskriminierungen einhergehen.

tauchten Fragen auf, ob man mit diesen Jugendlichen und jungen Erwachsenen sexualpädagogisch arbeiten könne und welche Art pädagogischer Intervention sie benötigen würden. Es dauerte, bis Pädagogik und Soziale Arbeit feststellten: Die Herkünfte der Schutzsuchenden sind so vielfältig wie sie selbst; ihre Aufwuchsbedingungen, Elternhäuser, ‚kulturellen Hintergründe‘ sind höchst different. Nicht zuletzt wurde den Fachkräften deutlich, dass die geschlechtlichen Identitäten, sexuellen Orientierungen und Wertvorstellungen auch in dieser Zielgruppe heterogen sind. Klar wurde, „dass zwischen Kindern und Jugendlichen mit und ohne Flucht- und Migrationserfahrung kaum bzw. keine Unterschiede in den Themen und Anlässen Sexueller Bildung bestehen“ (Haase, 2017, 340). Und: „Geflüchtete junge Menschen beschäftigen sich genauso mit ihrem Körper und seinen Veränderungen, mit Gefühlen wie Liebe und Verliebtsein, sexuellem Verlangen, sexueller Orientierung und eigener persönlicher Identität, ihrem ersten Mal, dem äußeren Erscheinungsbild und ihrer psychosexuellen Entwicklung“ (Schmidt, Sielert, 2012, 33f.).

Entsprechend brauchte Sexualpädagogik per se keine Neuorientierung, da sie stets mit heterogenen Zielgruppen arbeitet und daran gewöhnt ist, die Heterogenität im Bildungsprozess produktiv zu machen, sodass die Kinder oder Jugendlichen voneinander lernen. Hinderlich sind stereotype Zuschreibungen. Sie behindern den Bildungsprozess, da die Vorannahmen der anleitenden Fachkraft die Heterogenität der Zielgruppe übersehen lassen und das gemeinsame Arbeiten zwischen Fachkraft und Klient\*in erschwert wird. Dabei ist es wichtig wahrzunehmen, dass stereotype Zuschreibungen im Allgemeinen nicht böswillig erfolgen – niemand ist gern rassistisch oder antisemitisch. Vielmehr sind stereotype Annahmen tief in den europäischen und deutschen gesellschaftlichen Vorstellungen verwurzelt. Seit dem ausgehenden 19. Jahrhundert wurde Juden oft zugeschrieben, besonders ‚weiblich‘ (effeminiert) und ‚unberechenbar‘ zu sein; arabische und muslimische Männer wurden wahlweise als besonders effeminiert oder als besonders ‚männlich‘ und/oder ‚bedrohlich‘ angesehen (vgl. Voß, Wolter, 2013). Diese Zuschreibungen kamen auch um das Jahr 2015 wieder medial zum Vorschein (vgl. Hark, Villa, 2017) und verstellten eine unvoreingenommene Sicht auf die klassische sexualpädagogische Arbeit. Selbstreflexion und Hinterfragen von ‚Gewissheiten‘ ist der zentrale und notwendige erste Schritt, um sich angemessen einer

gelingenden interkulturellen und intersektionalen Sexualpädagogik zu widmen.

Neben der grundlegenden Notwendigkeit, den Blick auf die Ähnlichkeit der sexualpädagogischen Anliegen der jeweiligen Altersgruppen zu richten und die Heterogenität von Perspektiven zuzulassen, sind einige Merkmale für die Gruppe Schutzsuchender dennoch besonders. Spezifisch – aber ebenfalls individuell verschieden – können Belastungen sein, die mit der Kriegssituation bzw. Verfolgung im Herkunftsland, die zur Flucht führen, verbunden sind. Auch die Flucht selbst ist risikoreich und oft mit Erfahrungen von Gewalt und auch sexualisierter Gewalt verbunden (vgl. Linke et al., 2018). Dabei ist zu beachten, dass mittlerweile auch Jungen und Männer im Zusammenhang mit kriegerischen Konflikten oft sexuellen Demütigungen und sexualisierter Gewalt ausgesetzt sind (vgl. Linke et al., 2018). Schließlich waren für viele der Schutzsuchenden auch die Aufnahmebedingungen in Deutschland gewaltvoll und sie konnten hier sowohl in den Aufnahmeeinrichtungen, zum Beispiel von Seiten des Sicherheitspersonals, aber auch im hierarchievollen Umgang mit der Ausländerbehörde Gewalt und sexualisierter Gewalt ausgesetzt sein (vgl. Linke et al., 2018).

Konkret gelten mit Blick auf pädagogische Angebote allgemein und sexualpädagogische Angebote im Besonderen die folgenden Spezifika für zahlreiche Personen der betreffenden Zielgruppe:

- 40 % der Schutzsuchenden weisen behandlungsbedürftige Traumatisierungen auf; ein Großteil – auch der Männer – hat im Kriegsgeschehen sexualisierte Gewalt erlebt.
- Familienangehörige und Freund\*innen fehlen. Sie sind im Herkunftsland zurückgeblieben, über sie ist nichts bekannt oder sie sind gestorben.
- Individuell spezifisch können in Deutschland marginale kulturelle und religiöse Hintergründe eine Rolle spielen. Hieraus können Diskriminierungserfahrungen resultieren.
- Junge Geflüchtete können Angst haben, mit Erreichen des 18. Lebensjahrs abgeschoben zu werden.
- Im jeweiligen Herkunftsland kann Sexuelle Bildung weniger institutionalisiert stattfinden, sodass das Thema ‚Sexualität in der Schule‘ überrascht.

Dass etwaige Traumatisierungen professionell bearbeitet werden, ist eine Grundbedingung für gelingende sexualpädagogische Angebote. Ebenso ist es bedeutsam, dass Kindern und Jugendlichen zumindest partiell die Sorge vor einer möglichen Abschiebung genommen werden kann – sei es durch die Aussicht auf eine Ausbildungsförderung, die auch nach dem 18. Lebensjahr greift, oder regional spezifische Zusicherungen, die erfahrungsgemäß gerade dann gewährt werden, wenn es regional an Fachkräften für Industrie und Handwerk fehlt. Auf viele dieser Aspekte haben Fachkräfte, die sexualpädagogisch arbeiten, keinen Einfluss – es ist wichtig, sie präsent zu haben, weil sie Auswirkungen darauf haben, ob Interessierte an entsprechenden Angeboten überhaupt teilnehmen können sowie sicherlich auch auf die Motivation zur aktiven Teilnahme.

## 2 Intersektionalität und der wichtigste Schritt: Selbstreflexion

İpek İpekçioğlu, eine bekannte DJ aus Berlin, schildert im Buch *Westberlin: ein sexuelles Porträt* ihre Perspektive auf Homosexualität und Trans\* in Deutschland. Sie schreibt:

Perception of Westberlin. Bülent Ersoy war gerade da, im Krankenhaus. Da habe ich sie einmal besucht, also meine Mutter hat sie mit mir besucht. Oder Hatay Engin, Berliner Pendant zu Zeki Müren. Damals war der ›Türkische Basar‹ im Hochbahnhof Bülowstraße. Da habe ich die ersten Belly Dance machenden Männer gesehen. In Berlin, in Westberlin, habe ich über die türkische Community die Genderreisen schon mitbekommen. Das waren die wichtigen Personen der türkischen ersten und zweiten Generation. *Also wir haben damals schon Transgender-Personen gekannt, als es in Deutschland noch gar kein Thema war. Und wir haben schon mit dieser Genderfluidness gelebt.* Was es heute im Vergleich zu früher einfacher macht, ist, dass wir heute mehr Begriffe haben, um etwas zu beschreiben, wie Genderfluidness. (İpekçioğlu, 2021, 50; Hervorh. durch d. Verf.)

Für viele Personen mit einer mehrheitsdeutschen Biografie, die also keinen Migrationshintergrund haben, ist diese Perspektive schwer nachvollziehbar, da der allgemein in Deutschland erzählte Emanzipationsdiskurs anders läuft: Hier wird auf die (west)deutsche Frauen- und Lesbenbewegung sowie die Schwulenbewegung im Hinblick auf die Emanzipation des Sexuellen und Geschlechtlichen geblickt. Die

emanzipatorischen Bezüge zu den anders gelagerten Erfahrungen türkei- und kurdischstämmiger Personen gehen unter und müssen erst ins Bewusstsein gerückt werden. Denn tatsächlich ist es so, wie es İpekçioğlu (2021) subjektiv wahrnimmt. So konnte Yener Bayramoğlu (2018) im Vergleich der Boulevardzeitungen *Bild* (Deutschland) und *Hürriyet* (Türkei) nachweisen, dass Trans\* in der türkischen *Hürriyet* schon breit diskutiert wurde, als in Deutschland darüber noch kaum gesprochen wurde. Verbunden mit der Transition Bülent Ersoys wird Trans\* in der *Hürriyet* seit 1980 – nicht selten ‚progressiv‘ (im Rahmen der Möglichkeiten von Boulevardmedien) – aufgegriffen, hingegen in der *Bild* erst seit den 2000ern. Eine Verschiebung der Perspektive kann also ertragreich sein.

Das gilt im Übrigen auch für ostdeutsche Sichtweisen, die in Bezug auf schwule Geschichte oft aus dem Blick geraten, weil Geschlechtergeschichte und Homosexuellengeschichte in Deutschland oft rein westdeutsch gedacht wird. Überraschend scheint so, dass etwa der Jugendbuchklassiker *Denkst du schon an Liebe? Fragen des Reifealters dargestellt für junge Leser* (Brückner, 1986 [1976]), der quasi in jedem Haushalt der DDR vorhanden war, schon früh fast schon ‚zärtlich‘ anmutende einfühlsame Bemerkungen zur Homosexualität beinhaltet, während in der BRD und Westberlin abseits der Alternativliteratur Homosexualität noch nahezu ausschließlich als ‚Vergehen‘ eingeordnet und sanktioniert wurde. Bei Brückner heißt es:

[...] lesbische Liebe. So eine Frau verliebt sich nicht in einen Mann, sondern nur in eine andere Frau. Sie umwirbt ihre Partnerin mit Aufmerksamkeiten, Geschenken und Zärtlichkeiten, wie das viele Männer ihren Frauen gegenüber kaum fertigbringen. Finden sich zwei Frauen auf dieser Ebene, so haben sie die gleiche Sehnsucht, füreinander dazusein, beieinander zu weilen und schließlich ihre Liebe durch Küssen, Streicheln oder Umarmen auch körperlich auszudrücken, wie andere Verliebte auch. [...] Das über lesbische Partnerbeziehung Gesagte gilt sinngemäß in gleicher Weise für homosexuelle Männer. Auch sie erleben glückliche Bereicherung und Vertiefung ihres Daseins durch ihren geliebten gleichgeschlechtlichen Partner und kommen sich innerlich sehr nahe. Über allgemeine intime Zärtlichkeiten hinaus finden sie mit gegenseitiger Reizung der Geschlechtsorgane oder durch Einführen des Penis in den Enddarm des Partners (Analverkehr) ihre Möglichkeiten, die gemeinschaftsbildende Funktion der Sexualität zu nutzen, sich durch gegenseitiges Nehmen und Geben zu befriedigen und glücklich

zu machen. So gesehen gibt es im Liebesleben keine Gegensätze zwischen Homosexuellen und Heterosexuellen. (Brückner, 1986 [1976], 201)<sup>2</sup>

Perspektiven zu wechseln, bringt also Ertrag – für das eigene Verständnis und Vorankommen und für das Verständnis für Perspektiven von Ratsuchenden und von Zielgruppen. Um das eigene Verständnis zu erweitern und stereotype Sichtweisen abzubauen, gibt es mittlerweile verschiedene Reflexionsangebote – zum Beispiel diversitätssensibilisierende Formate, darüber hinaus intersektionale.

Intersektionalität, der wir uns hier etwas genauer zuwenden wollen, hat einen bewegungsgeschichtlichen Ausgangspunkt – sowohl in Deutschland als auch in den USA. In Deutschland liegt ein wesentlicher Ausgangspunkt für intersektionale Betrachtungen in der *Schwarzen* deutschen Frauenbewegung. Bedeutsam ist hier insbesondere das Buch *Farbe bekennen: Afro-deutsche Frauen auf den Spuren ihrer Geschichte* (Oguntoye et al., 1997 [1986]). Der erstmals 1986 erschienene Band gilt als wichtiger Auftakt der *Schwarzen* deutschen Frauenbewegung – er bündelt Diskussionen, die schon zuvor zwischen weißen, mehrheitsdeutschen Frauen und Frauen of Color in Deutschland geführt wurden. Zentral in den Aushandlungen war die Einsicht, dass Frauen of Color sowohl vom Geschlechterverhältnis und der mit ihm verbundenen Diskriminierung von und Gewalt gegen Frauen als auch von Rassismus negativ betroffen sind. Diese spezifische Situation führte dazu, dass Frauen of Color in Deutschland sowohl in Selbstorganisationen von Personen of Color (PoC) als auch in der deutschen Frauen- und Lesbenbewegung von Diskriminierungen betroffen waren und eine eigenständige, empowernde Aushandlung erforderlich wurde.

Dieser deutsche Ausgangspunkt intersektionaler Perspektiven, die gerade die Überschneidung von Herrschaftsverhältnissen in den Blick nehmen, geht in der deutschen akademischen Literatur oft verloren. Hier wird im Anschluss an den Band von Winker und Degele (2009) die *Schwarze* deutsche Geschichte vernachlässigt und Intersektionalität im Sinne eines ‚Theorieimports‘ aus den USA vorgestellt. Das ist deshalb problematisch, weil es so aus deutschsprachiger Perspektive

---

<sup>2</sup> Hier zitiert nach der Ausgabe 1986; die Intention ist in der Ausgabe 1976 dieselbe, wird aber in der neueren Fassung noch verstärkt.

leicht ist, sich den entsprechenden Hinweisen und Kritiken insbesondere von PoC zu entziehen, unter Verweis darauf, dass die USA eine andere Rassismus-Geschichte haben. Aus dem Band *Farbe bekennen* (Oguntoye et al., 1997 [1986]) wird deutlich, wie massiv die Rassismus-Geschichte in Deutschland ist – zum Beispiel einerseits mit Blick auf den deutschen Kolonialismus, andererseits in Bezug auf Debatten im Deutschen Bundestag, in denen – der Hitlerfaschismus war gerade vorbei und die BRD neu gegründet – ernsthaft darüber nachgedacht wurde, wie die *Schwarzen* Menschen aus Deutschland ‚entsorgt‘ werden könnten (vgl. Oguntoye et al., 1997 [1986], 85–126). Die Verschiebung der Debatte in Richtung USA ist fatal und behindert hierzulande grundlegende Analysen.

Korrekt ist, dass der Begriff „Intersektionalität“ selbst in den USA geprägt wurde. Auch dort erfolgte dies im bewegungsorientierten Kontext. Bei Entlassungswellen großer Konzerne waren *Schwarze* Frauen erwerbslos geworden. Klagen wegen Diskriminierung griffen nicht: Die Unternehmen konnten nachweisen, dass sie nicht sexistisch diskriminiert hatten, schließlich hatten sie die weißen Frauen behalten; und sie konnten nachweisen, dass sie nicht rassistisch diskriminiert hatten, da sie die *Schwarzen* Männer als Beschäftigte behalten hatten. Die *Schwarzen* Frauen, die ja tatsächlich gebündelt entlassen worden waren, waren vor dem Gesetz quasi ‚unsichtbar‘. Die Juristin Kimberlé Crenshaw entwickelte im Anschluss an die Entlassungen den Begriff der „Intersektionalität“ und veranschaulicht ihn folgendermaßen:

Wenn an einer Kreuzung ein Unfall passiert, kann er durch Autos aus jeder beliebigen oder manchmal aus allen Richtungen verursacht sein. In ähnlicher Weise könnte, wenn eine Schwarze Frau geschädigt wird, weil sie sich auf einer Kreuzung befindet, ihre Verletzung aus geschlechtlicher oder aus rassistischer Diskriminierung herrühren. [...] Aber es ist nicht immer leicht, einen Unfall zu rekonstruieren: Manchmal deuten die Bremsspuren und Verletzungen darauf hin, dass Verschiedenes gleichzeitig geschah, und es gelingt nicht, den Schuldigen zu ermitteln. (Crenshaw, 1989, 149; dt. Übersetzung nach Sweetapple et al., 2020, 12)

Intersektionalität bezeichnet also die Überschneidung und das Zusammenwirken von Herrschaftsverhältnissen. Zentral sind in den klassischen intersektionalen Analysen Rassismus, Geschlechterverhältnis und Klassenverhältnis – mittlerweile differenzieren sich die entspre-

chenden Konzepte aus (siehe ausführlich: Sweetapple et al., 2020, 14–23). Für Angebote der interkulturellen und intersektionalen Sexualpädagogik ist es nun bedeutsam, wahrzunehmen, dass die Betroffenheit von Rassismus und stereotype rassistische Sichtweisen die sexualpädagogische Arbeit beeinflussen. Diese Erkenntnis war ein zentraler Ausgangspunkt für das interkulturelle und intersektionale Rahmenkonzept Sexueller Bildung des Burgenlandkreises, das im Folgenden vorgestellt wird. Dort äußerte ein Teilnehmer an einem sexualpädagogischen Angebot: „Zu Hause war ich ein erwachsener Mann, hier bin ich immer der Ausländer“ (Zitat aus der sexualpädagogischen Arbeit im Burgenlandkreis).

### **3 Das interkulturelle und intersektionale Rahmenkonzept des Burgenlandkreises**

„Warum wollen Mädchen mit Ausländern zusammen sein, obwohl sie was gegen Ausländer haben?“

„Warum gibt es in Deutschland so wenig Respekt zwischen Männern und Frauen?“

„Wie viele Kinder darf man in Deutschland haben?“

„Warum darf man in Deutschland unter 18 keine Pornos schauen, aber mit 13 schwanger werden?“

„Zu Hause war ich ein erwachsener Mann, hier bin ich immer der Ausländer.“

„Warum sollen wir in dieses Angebot und nicht die deutschen Jugendlichen? Die denken wohl, wir sind übergriffig.“

(Zitate aus der sexualpädagogischen Arbeit im Burgenlandkreis)

Das interkulturelle und intersektionale Rahmenkonzept des Burgenlandkreises lief ab dem Jahr 2016 an und zielte darauf ab, die Fachkräfte in Einrichtungen der Erstaufnahme für Geflüchtete allgemein und für unbegleitete minderjährige Geflüchtete im Besonderen hinsichtlich möglicher Fragen zu Sexualität gut vorzubereiten. Hintergrund ist, dass der Burgenlandkreis – wie viele andere Landkreise in der Bundesrepublik – nicht über ausreichend finanzielle Mittel verfügt, um kontinuierlich freie Bildner\*innen für Veranstaltungen zu engagieren. Vielmehr sollten Multiplikator\*innen-Schulungen die angestellten Mitarbeiter\*innen dazu befähigen, in Bezug auf das Themenfeld Sexu-

alität professionell und sicher agieren zu können. Entsprechend wurden Multiplikator\*innen-Schulungen entwickelt und umgesetzt. Sie waren erfolgreich: Sowohl die Multiplikator\*innen gaben einen hohen Kompetenzgewinn an; aber auch die Zielgruppe zeigte, dass die von den Multiplikator\*innen unterbreiteten Angebote auf gute Zustimmung trafen. Sie brachten jeweils Freundinnen bzw. Freunde zu Folgeveranstaltungen mit – der Nutzen der Veranstaltungen sprach sich herum. Mittlerweile gibt es die dritte Runde der Multiplikator\*innen-Schulungen – die teilnehmenden Fachkräfte haben nun je zur Hälfte keinen Migrationshintergrund, zur anderen Hälfte eigene Migrations-/Fluchterfahrung. Dass die Multiplikator\*innen-Kurse erfolgreich waren, basiert zentral auf dem umgesetzten Bildungskonzept. Etwa die Hälfte der Inhalte befasste sich mit ‚dem eigenen Koffer‘, also mit einer Selbstreflexion eigener Normen und Werte im Hinblick auf Geschlecht und Sexualität: Ängste und Befürchtungen wurden artikuliert und miteinander besprochen; Sichtweisen auf die als ‚neu‘ wahrgenommene Zielgruppe wurden ebenso thematisiert. Dadurch wurde es möglich, sensibel für die eigenen Normen und Werte zu sein – und sich bewusst zu machen, dass ‚die Zielgruppe‘ nicht homogen ist, Überzeugungen und Bedarfe individuell unterschiedlich sein können und alle Beteiligten Hürden empfinden, über das gesellschaftlich noch tabuisierte Themenfeld Sexualität zu sprechen. Die Fachkräfte, die oft in einem guten und vertrauensvollen Kontakt zu Schutzsuchenden stehen und damit auch bei Fragen zu Körper, Geschlecht und Sexualität erste Ansprechpersonen sein können, konnten durch die Kurse Sicherheit gewinnen. Zugleich wurde für die Beteiligten nachvollziehbar, dass sich die Themen und Anlässe Sexueller Bildung nicht danach unterscheiden, ob ein Migrationshintergrund vorliegt oder nicht, und dass jeder Mensch ein Recht auf sexuelles Wohlergehen hat, wie es die Weltgesundheitsorganisation beschreibt:

Sexuelle Gesundheit ist untrennbar mit Gesundheit insgesamt, mit Wohlbefinden und Lebensqualität verbunden. Sie ist ein Zustand des körperlichen, emotionalen, mentalen und sozialen Wohlbefindens in Bezug auf die Sexualität und nicht nur das Fehlen von Krankheit, Funktionsstörungen oder Gebrechen. *Sexuelle Gesundheit setzt eine positive und respektvolle Haltung zu Sexualität und sexuellen Beziehungen voraus sowie die Möglichkeit, angenehme und sichere sexuelle Erfahrungen zu machen, und zwar frei von Zwang, Diskriminierung und Gewalt.* Sexuelle Gesundheit lässt sich nur erlangen und erhalten, wenn die

sexuellen Rechte aller Menschen geachtet, geschützt und erfüllt werden. Es bleibt noch viel zu tun um sicherzustellen, dass Gesundheitspolitik und -praxis dies anerkennen und widerspiegeln. (vgl. Voß, 2022, 17–18; Hervorh. durch d. Verf.)

Die Inhalte des Rahmenkonzepts und das Curriculum der Multiplikator\*innen-Schulungen sind mittlerweile in zwei aufeinander aufbauenden Broschüren nachlesbar:

- „Sexuelle Bildung in Einrichtungen: Interkulturelles und intersektionales Rahmenkonzept“ (Burgenlandkreis, 2019)
- „Handreichung zur interkulturellen und intersektionalen Sexuellen Bildung: Schwerpunktländer Afghanistan, Eritrea und Syrien“ (Burgenlandkreis, 2022)

Die Broschüren basieren auf dem aktuellen wissenschaftlichen Sachstand im Hinblick auf intersektionale Angebote Sexueller Bildung. Sie sind als Volltext unter [www.ifas-home.de](http://www.ifas-home.de) abrufbar.

## 4 Intersektionale Adressierungen

Insgesamt zeigen sich sowohl in den sexualpädagogischen Fortbildungen als auch in den Ansätzen zur Prävention sexualisierter Gewalt Vulnerabilitäten, die sich als Ausgesetztsein den Anderen gegenüber zeigen können (vgl. Butler, 2006, 135). Bei beiden – den Anstrengungen der Sexualpädagogik als auch der Prävention sexualisierter Gewalt – werden differente Arten von Vulnerabilitäten (im Sinne von Ambivalenzen) angesprochen, die, wie Janssen (2018, 9) aufzeigt, auch Möglichkeitsräume eröffnen können. Die Potenziale in Möglichkeitsräumen sind hinwiederum aufschließbar nach den Adressierungen (d. h. wer wird wie worin angesprochen) (Reh, Ricken, 2012, 35), die angesprochen, zugewiesen, abgewiesen und offen gelassen werden (können) mit entsprechenden Potenzialen eines sich darin vollziehenden Subjektivationsgeschehens (vgl. Janssen, 2018, 143).

Vor dem Hintergrund sich vollziehender Re- und Adressierungsprozesse bleiben in intersektionaler Perspektive In- und Exklusionsprozesse wirksam. In vielen sexualpädagogischen Fortbildungen werden queere Identitäten (und queere Körper wie Körperpolitiken) angesprochen, vertieft, adressiert, aber auch beschwiegen. Was sich in jüngster Zeit (z. B. bei Projekten der DGfPI) zeigt, sind Adressierungen

queerer Lagen. Was deutlich nicht adressiert wird, sind asexuelle Identitäten. In medizinisch geprägten Diskursen werden sie erwähnt, in sexualpädagogischen Angeboten hat das Thema bislang keinen Einzug gehalten, d. h. Asexualitäten (und entsprechende Identitäten) bleiben eher dethematisiert. Gleiches gilt für viele Ansätze der Prävention sexualisierter Gewalt. Gerade in letzteren finden queere Zugehörigkeiten Berücksichtigung und können beabsichtigte Präventionswirkungen limitieren. Die damit einhergehenden Machtverschiebungen werden im pädagogischen Diskurs erst allmählich ins Bewusstsein gerückt. Analytisch betrachtet, überschreiten somit intersektionale Perspektiven wie Diversity-Ansätze eine rein additive Betrachtung verschiedener Differenz- und Ungleichheitsverhältnisse und analysieren diese in ihrem Zusammenwirken und gegenseitiger Bezugnahme (vgl. u. a. Crenshaw, 1989, 143f.; Winker, Degele, 2009, 25).

Sowohl für sexualpädagogische wie gewaltpräventive Ansätze eröffnen sich somit Möglichkeiten, nach inkludierenden wie exkludierenden Konsequenzen und Bedingungen im Hinblick auf deren Zusammenwirken zu fragen. Hier bieten macht- und diversitätssensible Perspektiven Möglichkeiten (selbst-)reflexiver Zugänge bei interdisziplinärer Betrachtung intersektionaler Körper. Unter intersektionalen Körpern können Analyseperspektiven verstanden werden, die eher transsituativ wirksam sein können, aber nicht in jeder Situation für die Körperhabenden relevant erscheinen müssen, z. B. kann die Zugehörigkeit zum intersexuellen Spektrum in manchen Situationen relevant sein, in anderen nicht, obwohl es sich in allen Situationen um denselben Körper handelt. Ähnliches kann für Einschränkungen (kognitiv, sensorisch, motorisch) gelten: nicht alle körperlichen Einschränkungen müssen durchgängig relevant erscheinen.

Der Einschluss einer mehrerebenenbezogenen Analyseperspektive entspricht empirischen Sachverhalten, gesellschaftlichen Strukturen, sozialen Repräsentationen von Körpern und ermöglicht, deren Deutungs- und Ordnungsmuster nicht nur unter einer Differenzperspektive zu betrachten bzw. nur auf eine Diskriminierungslinie zurückzuführen, sondern die in intersektionalen Körpern inkorporierten verschiedenen Herrschafts- und Ungleichheitsverhältnisse gleichzeitig und ineinander verwoben wirksam werdend zu betrachten (vgl. Riegel, 2014, 183). Die intersektionale Verwobenheit stellt somit für verschiedene Disziplinen (u. a. in der Sozialen Arbeit, der Erziehungswissen-

schaft, der Soziologie, der Bildungswissenschaft) eine kritische Analyse- und Reflexionsperspektive (Riegel, 2011, 171f.; Riegel, 2014, 184f.) dar, wie sie auch von Leiprecht (2008) und Busche und Stuve (2010, 272f.) in differenten Kontexten dargelegt wurden. Vor dem Hintergrund der In- und Exklusion intersektionaler Körper in sexualpädagogischen und gewaltpräventiven Ansätzen ist daher insbesondere nach Diskriminierungen und Ungleichheit(en) zu fragen, wie sie unter anderem performativ wirksam werden (können)

#### **4.1 Sichtbarkeit intersektionaler Körper in sexualpädagogischen und gewaltpräventiven Ansätzen**

Mögliche Analysefragen zur Sichtbarkeit intersektionaler Körper können sein: Wessen Körper werden intersektional betrachtet und dazu könnte auch gefragt werden, wessen Körper einer Betrachtung entzogen bleiben? Diese Fragen gewinnen vor dem Hintergrund der Professionalitäts- und Professionalisierungsdebatte in der Sexualpädagogik wie in der Prävention sexualisierter Gewalt an Gewicht: Inwieweit sind auch die Anbietenden (von Fortbildungen in beiden angesprochenen Bereichen) intersektional? Welche Zuschreibung, welche Perspektive wird von Personen in welcher Situation angenommen? Inwieweit werden die Inhalte intersektional dargeboten und vermittelt? Inwieweit werden die Teilnehmenden intersektional wahrgenommen?

Daran schließen auch Fragen zur Sichtbarwerdung an. So kann intersektional auch nach Zugangsbarrieren für sexualpädagogische und gewaltpräventive Angebote gefragt werden. Aktuell wird von Hazissa (Graz) das Projekt „Prävention Barrierefrei“ entwickelt, welches insbesondere intersektionale Dimensionen in den Blick nimmt, die die Prävention sexueller und sexualisierter Gewalt an Kindern und Jugendlichen in der Wirksamkeit einschränken können. Zu den einschränkenden Aspekten zählen monolingual dargebotene Informationen, Einschränkungen durch Krankheiten und Behinderungen, kulturelle Nicht-/Zugehörigkeiten etc. Bei allen Aspekten werden so auch Machtperspektiven angesprochen (z. B. der monolinguale Habitus pädagogischer Institutionen und Einrichtungen) und gleichzeitig Fragen an die Nicht-/Sichtbarkeit gestellt. Intersektionale Sichtbarkeit interdisziplinär weiterzuentwickeln stellt damit eine zentrale Forderung sowohl an

die Sexualpädagogik als auch bei der Prävention sexualisierter Gewalt dar. Interdisziplinäre Bearbeitung wird gefordert, da einige Disziplinen in der Sexualpädagogik (und der Sexuellen Bildung) ja aufeinander treffen, was z. B. die Themen sexuelle Gesundheit und Diversität betrifft. In den Diskursen der einzelnen Disziplinen (z. B. der Medizin) wird durchaus kontrovers diskutiert, wie z. B. der Umgang mit LGBTIQ+-Menschen gestaltet werden kann. Und die Rechtsperspektive ist dabei genauso gefragt (z. B. beim Adoptionsrecht – nach wie vor werden nicht-heterosexuelle Paare bei der Adoption unzureichend berücksichtigt, beklagen etliche Aktivist\*innen. Genauere Zahlen liegen dazu aber nicht vor). Von daher ist die Forderung nach Einschluss interdisziplinärer Perspektiven gerechtfertigt. Zudem werden durch die Sichtbarwerdung/Sichtbarmachung intersektionaler Körper interdisziplinär Fragen zu Gender und Diversity eröffnet, die neben Gleichheits- und Differenzdiskursen (Kubandt, Schütz, 2020, 9; Speck, 2019, 89) zunehmend auch Diskurse und Narrative um nachhaltige Entwicklung und Menschenrechte sowie heteronormativitätskritische und queertheoretische Betrachtungen fokussieren (Chafetz, 2006, 3; Gassner et al., 2018, 9; Hanappi-Egger, Bendl, 2015; Horner, Dailey-O’Cain, 2019, 5, Kato, Mann, 1996, 4; Mildenerger, 2020, 43; Somerville, 2020; Timmermanns, Böhm, 2020). Durch die interdisziplinäre Zusammenschau ergeben sich so gleichzeitige Ungleichzeitigkeiten in verschiedenen Wissenschaftsdisziplinen, die Paradoxien (der gleichzeitigen Ungleichzeitigkeit, z. B. Speck 2019) ungleich adressieren und/oder ungleich beantworten.

Weiterhin verbleibt bei differenzbetrachtenden Perspektiven neben allen Potenzialen „[...] auch die Gefahr der Reifizierung und Essentialisierung bzw. Naturalisierung z. B. binärer Differenzordnungen und damit auch die Festschreibung von (ethnisierenden, vergeschlechtlichten, milieu- und körperbezogenen [...]) Zuschreibungen und Stigmatisierungen der Adressat:innen“ (Riegel, 2014, 187).

Verständnisse und Auffassungen von Diversity-Kompetenz als Kompetenzen von Organisationen und pädagogischen Fachkräften im Umgang mit Differenz und Ungleichheit im Kontext pädagogischer Professionalität mit Fokus auf individuellen und interaktiven Lösungen und dem Vernachlässigen bzw. Ignorieren institutioneller wie gesellschaftlicher Kontexte und Machtverhältnisse leisten möglicherweise einer Pädagogisierung von strukturellen Ungleichheitsverhältnissen

und der Reproduktion von hegemonialen Macht- und Ungleichheitsverhältnissen Vorschub (vgl. Riegel, 2014, 188). In einem solchen (Diversity- und Professionalitäts-)Kompetenzbegriff können sich Vorstellungen eines autonomen Subjekts sowie ‚Souveränität‘ und ‚Unangreifbarkeit‘ von professionellem Handeln verengen (vgl. Riegel, 2014, 188). In gleichzeitigen Ungleichzeitigkeiten (vorrangig pädagogischer Angebote) wird jedoch das Widersprüchliche von Handlungssituationen, Handlungspraxen und Handlungslogiken in einer durch Widersprüche geprägten Gesellschaft vernachlässigt, wie auch eigene soziale Positionierungen in ebendiesen Verhältnissen (vgl. Riegel, 2014, 185). Im Rückgriff auf intersektionale Perspektiven bleibt weiterhin kritisch und (selbst-)reflexiv zu fragen, welche und wessen Vorstellungen von Diversity-Kompetenz (z. B. im Hinblick auf intersektionale Körper) wirksam werden. Wird ausschließlich auf einen positiven Umgang mit Diversität fokussiert, kann vorrangig einer affirmativen Differenzlogik gefolgt werden, die Diversity vor allem auf die Vielfalt und Unterschiedlichkeit der zu Adressierenden bezieht. So weisen Riegel und Mecheril u. a. darauf hin, dass Fachkräfte oft als Angehörige der Dominanzkultur interpretiert und gedacht werden, die ‚lediglich‘ den Umgang mit Unterschieden lernen müssten – und die Unterschiede (unterschiedslos) bejahen. Interdisziplinäre Ansätze mit Blick auf diversitätssensible Dimensionen können über die Aneignung von Wissen über intersektionale Körper hinausgehen. Riegel macht zu Recht darauf aufmerksam, dass dabei Dominanzkulturen durch die Hintertür wieder eingeführt werden können (wessen Körper wird durch wen (und durch wen nicht) intersektional gedacht?). Mecheril (2008, 15) weist in diesem Zusammenhang ebenfalls auf Aspekte der VerÄnderung, Vereinnahmung, Kontrolle und (möglicher Re-)Produktion von Machtverhältnissen hin. Der Begriff der VerÄnderung (engl. als *Othe-ring*) bezieht sich auf mögliche Praxen der Zuschreibungen, die sich z. B. in Begriffen des „Wir“ und „die Anderen“ zeigen können. Es wird also auf mögliche Exklusionsprozesse verwiesen. Sein Plädoyer für notwendiges Nicht-Wissen zeigt sich im Begriff der „Kompetenzlosigkeitskompetenz“ (Riegel, 2014, 189; Mecheril, 2008, 15).

Im Hinblick auf interdisziplinäre Perspektiven auf intersektionale Körper kann danach gefragt werden, welche Ungleichheits- und Dominanzstrukturen und welche Mechanismen der asymmetrischen Differenzierung und Grenzziehung relevant werden, wie deren Zusam-

menwirken verstehbar erscheint, welche (und wie) Differenzkonstruktionen und Grenzziehungen situativ, habituell und diskursiv hergestellt werden und welche Funktion und welche Folgen sich für die jeweilige hegemoniale Ordnung und für die daran beteiligten Personen ergeben (vgl. Riegel, 2014, 190).

Über diese Analyse hinaus ist unter einer Perspektive der Veränderung und mit Blick auf die Erweiterung von Handlungsfähigkeit auch zu fragen: Welche Möglichkeiten gibt es, diese Strukturen und Praxen der Differenzierung und Grenzziehung zu hinterfragen und zu durchbrechen und zu einer Transformation und Veränderung dieser Verhältnisse beizutragen? Unter einer solchen aufschließenden, gegenüber sozialen Dominanz- und Ungleichheitsverhältnissen sowie Mechanismen der Differenzierung, Grenzziehung und Normierung dekonstruktiven und kritischen Perspektive ergeben sich Analyse- und Reflexionspotentiale (Riegel, 2014, 190), die frucht- und nutzbar für die Sexualpädagogik und die Prävention sexueller/sexualisierter Gewalt erscheinen.

## **4.2 Intersektionale (Selbst-)Reflexivität**

(Selbst-)Reflexivität stellt für differenzierende Differenzsetzungen interdisziplinärer Fokussierungen auf intersektionale Körper eine Notwendigkeit und Voraussetzung dar. Durch z. B. (selbst-)reflexive VerUn-Sicherungen kann sich ein Habitus des kritisch-reflexiven Umgangs mit Paradoxien, Widersprüchen, Antinomien und Dilemmata entwickeln und als Bedingung (z. B. von Analysen) für intersektionale Körperdimensionen verstanden (und verstehbar) werden. Damit wird ausgedrückt, dass Körper intersektional betrachtet werden können (z. B. auf Normschönheit hin, auf Heteronormativität hin). Diese Betrachtungsweisen können von unterschiedlichen Disziplinen in den Blick genommen werden (Rechtswissenschaft, Pädagogik, Medizin) mit je eigenen Differenzsetzungen. Durch (selbst-)reflexive intersektionale Analysen können Dominanz- und Machtperspektiven und -strukturen in ambigen disziplinären, professionsbezogenen sowie professionellen (Selbst-)Verstrickungen erkannt und benannt werden (vgl. Riegel, 2014, 191). Gleichzeitig eröffnen sich Möglichkeiten der Sichtbarmachung (und Sichtbarwerdung) verdeckter, beschwiegener, potenziell ignorierte, vernachlässigter, ungesehener intersektionaler Körper und Subjekte. Die Potenziale der Sichtbarwerdung verletzbarer

intersektionaler Körper, verletzbarer intersektionaler Subjekte (u. a. Janssen, 2018, 12) beinhalten zugleich Potenziale der Thematisierung differenzierender Differenzsetzungen intersektionaler Körper (z. B. im Hinblick auf Aspekte von Gesundheit, [sexuellem] Wohlbefinden, Aussehen, Fitness, körperlicher Bildung, Menschen- und Kinderrechten), die in je unterschiedlichen Zusammensetzungen, Herausforderungen und Konsequenzen wirken können. Gleichzeitig sind auch korrespondierende De-Thematisierungen kritisch-reflexiv in den Blick zu nehmen: Wie, warum und durch wen verbleiben intersektionale Körper in je differenten wie differenzierenden Dimensionen unsichtbar/unbesprechbar? Hier sind sowohl die Disziplinen wie die Professionen (z. B. der Sexualpädagogik, der sexuellen Bildung, der Prävention sexueller/sexualisierter Gewalt) besonders kritisch zu befragen: Worin bestehen deren Anteile am Beschweigen? Darüber hinaus sind interdisziplinäre und interprofessionelle De-Kategorisierungen intersektionaler Körper (und damit gegebenenfalls die Aufhebung der Aspekte wie Aussehen, Fitness, körperlicher Bildung etc.) geradezu untrennbar mit Fragen von Macht- und Dominanzstrukturen verbunden, z. B. mit Fragen von Heteronormativität, Heterosexismen, Rassismen (Leiprecht, 2018, 109f.), Klassismen und Ableismen (Riegel, 2014, 191). Damit sind zudem Fragen differenzierender Differenzsetzungen im Hinblick auf die Verteilung un/gleicher Ressourcen und Privilegien (Haraway, 1995) angesprochen: Welche intersektionalen Körper verfügen über welche Ressourcen, wie und warum? Wie sind Disziplinen und Professionen an der Un/Gleichallokation von Ressourcen beteiligt? Zugleich werden auch Strategien der Veränderung, z. B. sozialer Be- und Entgrenzungen, De- und Re-Normierungen als mögliche, einschließende Praktiken von Deutungs- und Handlungsmustern adressiert (Castro Varela, Dhawan, 2005; Haug, 2003).

## Bibliographie

- Bayramoğlu, Y. (2018): *Queere (Un-)Sichtbarkeiten: Die Geschichte der queeren Repräsentationen in der türkischen und deutschen Boulevardpresse*. Bielefeld: transcript.
- Brückner, H. (1986 [1976]): *Denkst du schon an Liebe? Fragen des Reifealters dargestellt für junge Leser*. Berlin: Kinderbuchverlag.
- Burgenlandkreis (Hrsg.) (2019): *Sexuelle Bildung in Einrichtungen: Interkulturelles und intersektionales Rahmenkonzept*. Online unter [www.ifas-home.de](http://www.ifas-home.de). Zugriff am 12.01.2023.

- Burgenlandkreis (Hrsg.) (2022): *Handreichung zur interkulturellen und intersektionalen Sexuellen Bildung: Schwerpunktländer Afghanistan, Eritrea und Syrien*. Online unter [www.ifas-home.de](http://www.ifas-home.de). Zugriff am 12.01.2023.
- Busche, M., Stuve, O. (2010): „Bildungs- und Sozialarbeit intersektional erweitern.“ In: Riegel, C., Scherr, A., Stauber, B. (Hrsg.), *Transdisziplinäre Jugendforschung. Grundlagen und Forschungskonzepte*. Wiesbaden: VS, 271–288.
- Butler, J. (2006): *Haß spricht. Zur Politik des Performativen*. Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Castro Varela, M. do Mar, Dhawan, N. (2005): *Postkoloniale Theorie. Eine kritische Einführung*. Bielefeld: transcript.
- Chafetz, J. S. (Hrsg.) (2006): *Handbook of the Sociology of Gender*. New York: Springer.
- Crenshaw, K. (1989): „Demarginalizing the Intersection of Race and Sex: A Black Feminist Critique of Antidiscrimination Doctrine, Feminist Theory and Antiracist Politics.“ *University of Chicago Legal Forum*, Vol. 1989: Iss. 1, 139–167.
- Gassner, U. M., Hayek, J. von, Manzei, A., Steger, F. (Hrsg.) (2018): *Geschlecht und Gesundheit*. Baden-Baden: nomos.
- Haase, M. (2017): „Sexuelle Bildung und Migration in der Kinder- und Jugendhilfe.“ In: Sielert, U., Marburger, H., Griese, C. (Hrsg.), *Sexualität und Gender im Einwanderungsland. Öffentliche und zivilgesellschaftliche Aufgaben – Ein Lehr- und Praxishandbuch*. Berlin, Boston: De Gruyter, 335–345.
- Hanappi-Egger, E., Bendl, R. (2015): *Diversität, Diversifizierung und (Ent)Solidarisierung: eine Standortbestimmung der Diversitätsforschung im deutschen Sprachraum*. Wiesbaden: Springer.
- Haraway, D. (1995): *Die Neuerfindung der Natur. Primaten, Cyborgs und Frauen*. Frankfurt am Main, New York: Campus.
- Hark, S., Villa, P.-I. (2017): *Unterscheiden und herrschen. Ein Essay zu den ambivalenten Verflechtungen von Rassismus, Sexismus und Feminismus in der Gegenwart*. Bielefeld: transcript.
- Haug, F. (2003): *Lernverhältnisse. Selbstbewegungen und Selbstblockierungen*. Hamburg: Argument.
- Horner, K., Dailey-O’Cain, J. (2019): *Multilingualism, (Im)mobilities and Spaces of Belonging*. Bristol: Channel View Publications.
- İpekçioğlu, I. (2021): „Ich habe über die türkische Community die Genderreissen schon mitbekommen, als es in Deutschland noch gar kein Thema war.“ In: Voß, H.-J. (Hrsg.), *Westberlin – ein sexuelles Porträt*. Gießen: Psychosozial-Verlag, 45–57.
- Janssen, A. (2018): *Verletzbar Subjekte. Grundlagentheoretische Überlegungen zur conditio humana*. Opladen: Budrich Unipress.

- Kato, P. M., Mann, T. (Hrsg.) (1996): *Handbook of Diversity Issues in Health Psychology*. New York u. a.: Plenum Press.
- Kubandt, M., Schütz, J. (Hrsg.) (2020): *Methoden und Methodologien in der erziehungswissenschaftlichen Geschlechterforschung*. Opladen u. a.: Barbara Budrich.
- Leiprecht, R. (2008): „Eine diversitätsbewusste und subjektorientierte Sozialpädagogik.“ *neue praxis*, 38 (4), 427–439.
- Leiprecht, R. (2018): „Rassismus und Diversität.“ *Zeitschrift Migration und Soziale Arbeit*, 40 (2), 107–115.
- Linke, T., Hashemi, F., Voß, H.-J. (2018): „Sexualisierte Gewalt und sexuelle Traumatisierung im Kontext von Flucht.“ In: Retkowski, A., Treibel, A., Tuidler, E. (Hrsg.), *Handbuch Sexualisierte Gewalt und pädagogische Kontexte*. Weinheim: Beltz Juventa, 369–377.
- Mecheril, P. (2008): „Kompetenzlosigkeitskompetenz‘. Pädagogisches Handeln unter Einwanderungsbedingungen.“ In: Auernheimer, G. (Hrsg.), *Interkulturelle Kompetenz und pädagogische Professionalität*. Wiesbaden: VS, 15–34.
- Mildenberger, F. (2020): *Sexualgeschichte: Überblick Problemfelder Entwicklungen*. Wiesbaden: Springer.
- Oguntoye, K., Opitz, M., Schultz, D. (1997 [1986]): *Farbe bekennen: Afrodeutsche Frauen auf den Spuren ihrer Geschichte*. Frankfurt/Main: Fischer Taschenbuch.
- Reh, S., Ricken, N. (2012): „Das Konzept der Adressierung. Zur Methodologie einer qualitativ-empirischen Erforschung von Subjektivation.“ In: Miethel, I., Müller, H.-R. (Hrsg.), *Qualitative Bildungsforschung und Bildungstheorie*. Opladen u. a.: Barbara Budrich, 35–56.
- Riegel, C. (2011): „Intersektionalität – auch ein Ansatz für die Praxis? Perspektiven für Reflexion, Kritik und Veränderung.“ In: Bibouche, S., Leiprecht, R. (Hrsg.), *„Nichts ist praktischer als eine gute Theorie“.* *Theorie, Forschung und Praxis im Kontext von politischer Kultur, Bildungsarbeit und Partizipation in der Migrationsgesellschaft*. Oldenburg: BISVerlag, 170–196.
- Riegel, C. (2014): „Diversity-Kompetenz? – Intersektionale Perspektiven der Reflexion, Kritik und Veränderung.“ In: Faas, S., Bauer, P., Treptow, R. (Hrsg.), *Kompetenz, Performanz, soziale Teilhabe. Sozialpädagogische Perspektiven auf ein bildungstheoretisches Konstrukt*. Wiesbaden: Springer VS, 183–195.
- Schmidt, R.-B., Sielert, U. (Hrsg.) (2012): *Sexualpädagogik in beruflichen Handlungsfeldern*. Köln: Bildungsverlag Eins.
- Somerville, S. B. (Hrsg.) (2020): *The Cambridge Companion to Queer Studies*. Cambridge, New York.: Cambridge University Press.
- Speck, S. (2019): „Paradoxien der Gleichheit: widersprüchliche Verkehungen in zeitgenössischen Geschlechterverhältnissen.“ In: Rendtorff, B.,

- Riegraf, B., Mahs, C. (Hrsg.), *Struktur und Dynamik – Un/Gleichzeitigkeiten im Geschlechterverhältnis*. Wiesbaden: Springer, 65–96.
- Sweetapple, C., Wolter, S. A., Voß, H.-J. (2020): *Intersektionalität: Von der Antidiskriminierung zur befreiten Gesellschaft?* Stuttgart: Schmetterling-Verlag.
- Timmermanns, S., Böhm, M. (Hrsg.) (2020): *Sexuelle und geschlechtliche Vielfalt: interdisziplinäre Perspektiven aus Wissenschaft und Praxis*. Weinheim: Beltz Juventa.
- Voß, H.-J. (2020): „Rassismus überwinden: Ein Umdenken in sexualwissenschaftlicher Forschung ist erforderlich.“ In: Heitzmann, D., Houda, K. (Hrsg.), *Rassismus an Hochschulen: Analyse – Kritik – Intervention*. Weinheim: Beltz Juventa, 241–258.
- Voß, H.-J. (2022): *Einführung in die Sexualpädagogik und Sexuelle Bildung: Basisbuch für Studium und Weiterbildung*. Stuttgart: Kohlhammer Verlag.
- Voß, H.-J., Wolter, S. A. (2013): *Queer und (Anti-)Kapitalismus*. Stuttgart: Schmetterling Verlag.
- Winker, G., Degele, N. (2009): *Intersektionalität: Zur Analyse sozialer Ungleichheiten*. Bielefeld: transcript.



Ronja Holzinger

# Kakao, Korsett und Seife: Körperdarstellungen in der Konsumgesellschaft des 19. Jahrhunderts

## 1 Einleitung

„Advertisements saturate our social lives. We participate daily, in deciphering advertising images and messages [...] Yet, because ads are so pervasive and our reading of them so routine, we tend to take for granted the deep social assumptions embedded in advertisements. We do not ordinarily recognise advertising as a sphere of ideology.“ (Goldman, 1992, 1)

„There is a tendency, then, to see advertisement imagery as somehow timeless, and therefore, logical, essential and natural.“  
(Cavanagh, 2016, 92)

Etwa 25 Jahre nach Goldmans Feststellung konstatiert auch Cavanagh noch bzw. wieder, was aktuell noch immer gilt: Dass die kulturelle Bedeutung von Werbung meist aufgrund der vermeintlichen Natürlichkeit des Mediums und seines Inhalts übersehen wird. Die scheinbare Natürlichkeit ist Teil des Mythos – im Sinne von Roland Barthes – rund um Werbung.<sup>1</sup> Bebilderte Werbung kam im 19. Jahrhundert vermehrt

---

<sup>1</sup> Dieser Beitrag folgt Barthes' Verständnis des ‚Mythos‘ als eine Sprache, ein semiotisches System (basierend auf De Saussures Konzeption). Wichtige Funktionen des Mythos sind die ideologischen und naturalisierenden Effekte. Ein Mythos kann dazu beitragen, eine Ideologie zu schaffen oder als Ideologie zu fungieren, z. B. durch die Naturalisierung des Ideals der bürgerlichen Häuslichkeit für die Ideologie der getrennten Sphären im 19. Jahrhundert. (Mehr zu Mythos im Sinne Barthes' bei Barthes, 2010.) Eine kulturwissenschaftliche Analyse visueller Werbung wird über eine semiotische Lesart möglich, wobei auch Bildmaterial als Text gelesen werden kann (vgl. Barthes, 2010, 259).

zum Einsatz und ist seit Fernsehen, Internet und sozialen Medien ein noch größerer Bestandteil des modernen Alltags. Der Mythos Werbung verschleiert die Tatsache, dass das Medium Teil ideologischer<sup>2</sup> Prozesse ist. Menschen wiegen sich in der Gewissheit, sich der Macht von Werbung bewusst zu sein und ihre Verkaufsstrategien durchschaut zu haben. Dennoch enthält Werbung mehr als nur die Vermarktung bestimmter Konsumgüter – Werbung repräsentiert gesellschaftliche Ideale, auch im Hinblick auf Körperlichkeit.

Die Kulturwissenschaften stellen Fragen nach der Subjektwerdung und der Relevanz des Körpers: Welche Rolle spielt der Körper in gesellschaftlichen Prozessen? Wie beeinflussen Institutionen die Körper? Wer hat die Macht, Körper zu disziplinieren? Hierzu untersuchen sie u. a. Körperpraktiken und Körperbilder. René Descartes' dualistischer Auffassung von Körper und Geist folgend – der Körper sei passiv, Teil der Natur, ein materielles Objekt und gegensätzlich zum aktiven, denkenden Verstand – steht die Annahme gegenüber, dass der Körper durch seine historische und kulturelle Situation geprägt, geformt und bedingt sei (vgl. McLaren, 2002, 82). Daraus lässt sich eine grundlegende Annahme in der Betrachtung von *body/ies* in den Kulturwissenschaften ableiten, die der Erkenntnis folgt, dass Körper kulturell und sozial produziert – ja, konstruiert und nicht als ‚nur‘ biologisch gegeben betrachtet werden (vgl. u. a. Grosz, 1994, 23). So wird der Körper aus kulturwissenschaftlicher Perspektive in Bezug auf seine Repräsentation und dadurch Formierung und Performanz untersucht.

Dieser Beitrag argumentiert anhand ausgewählter Darstellungen von Körperbildern in zeitgenössischer Werbung, wie Körper und Körperwissen im 19. Jahrhundert in Großbritannien konstruiert werden. Über

---

<sup>2</sup> Ideologie wird hier als ein System von Ideen und Idealen einer sozialen Gruppe oder eines Individuums verstanden. Nach Althusser's Konzeption von Ideologie (vgl. Althusser, 1977) werden Individuen als Subjekte interpelliert (was bedeutet, dass sie ihre Position im ideologischen System einnehmen). Da Ideologien im Interesse dominanter Systeme funktionieren, sind sie nicht immer leicht als solche identifizierbar und werden somit kaum hinterfragt. Dies gilt auch vor dem Hintergrund, dass jeder Versuch einer Beschreibung von Ideologie selbst in einer Ideologie verwurzelt ist. Der eigene historische Moment und die eigene Position spielen hier eine relevante Rolle. Die Analyse der Werbeanzeigen in Form eines *close reading* soll eine möglichst objektive Analyse der ideologischen Projekte ermöglichen.

die Darstellung von Körper und Körperlichkeit werden geschlechtliche, imperialistische und ökonomische Ideologien der Zeit verhandelt und lesbar – so z. B. das viktorianische Ideal der nach Geschlechtern getrennten Sphären oder das Narrativ des britischen technologischen Fortschritts und imperialen Erfolgs. Die Spezifität des Mediums Werbung hinsichtlich ihrer Intention und Rezeption markiert die kulturelle und soziale Relevanz des Körpers und zeigt, wie Körper (sozial) diszipliniert wurden und werden. So dokumentieren Werbeanzeigen, wie Körperlichkeit und die Darstellung von Körpern verhandelt werden, indem sie in besonderer Weise auf idealisierte Körperbilder verweisen und normierte Vorstellungen von *gendered*, *classed* und *raced* Körpern veranschaulichen. Damit sind sie Teil von Diskursen und ideologische Positionen des 19. Jahrhunderts und veranschaulichen den zeitgenössischen Umgang mit Körpern und Körperlichkeit.

## **2 Körper in der kulturwissenschaftlichen Forschung: Theoretische und konzeptionelle Annäherungen**

Festzuhalten ist, dass dieser Beitrag keine physischen Körper untersucht, sondern unterschiedliche Repräsentationen von Körpern. Stuart Hall versteht Repräsentation als konstitutiv für Sinnggebung und die Herstellung von Bedeutung durch Sprache, sodass die vermeintlich reale Welt durch Repräsentation ihre Sinnhaftigkeit erfährt; Dinge, Menschen und Ereignisse bedeuten etwas, wenn sie benannt und mit Bedeutung aufgeladen werden (vgl. Hall, 2013, 4). Die Bedeutungszuweisungen erscheinen eindeutig und beständig aufgrund ihrer steten Wiederholungen durch Repräsentationen wie z. B. die idealisierten Geschlechterrollen des 19. Jahrhunderts, die stabil wirken, da sie häufig in Literatur, Medien und Werbung wiederholt und somit bekräftigt werden; gleichzeitig weisen diese Repräsentationen jedoch darauf hin, wie unbeständig die Ideale tatsächlich sind. Bei genauerer Betrachtung erweisen sie sich nämlich als brüchig und verwischen die vermeintlich klar zugeordneten Rollen für Frauen und Männer. Hall argumentiert mit seinem konstruktivistischen Ansatz, dass (soziale) Codes für Bedeutungszuweisungen und Repräsentationen der ‚realen‘ Welt benötigt werden; Worte und Dinge fungieren als Zeichen, deren Funktionen analysiert werden können (vgl. 2013, 14). Somit ist Werbung

bedeutungsvoll, weil sie etwas repräsentiert – nicht nur den Gegenstand, für den sie wirbt, sondern auch Ideen, Wünsche und Vorstellungen einer Gesellschaft. Ein *close reading* der unterschiedlichen Darstellungen in der Werbung ermöglicht es, die bestimmten Codes, mit denen u. a. Körperbilder produziert und in der Gesellschaft verfestigt werden, zu analysieren. Da Repräsentationen die Zeichen und Diskurse einer Gesellschaft und Kultur abbilden, offenbart eine Analyse dieser Diskurse, wie eine Gesellschaft Körper begreift, idealisiert und formt. Hierbei ist es unabdingbar, die Quellen in ihren jeweiligen historischen und kulturellen Kontexten zu verorten, wobei der Körper als Text einen Bezugspunkt für die zeitgenössischen Diskurse bietet, die dieser Beitrag untersucht.

Eine für meine Analysen relevante Theorie zu Körpern und Körperlichkeit bietet Michel Foucault, der sich u. a. damit beschäftigt, wie Macht funktioniert und Menschen gesellschaftlich sowie kulturell zu Subjekten werden. Macht wird hierbei nicht als zentralisierte und repressive Kraft verstanden, sondern als in der Gesellschaft, in sozialen Beziehungen und in Netzwerken von Praktiken und Institutionen vorhandener Diskurs. Foucault fragt u. a. in seinem Werk *Überwachen und Strafen* (1976), wie Körper in der kapitalistischen Gesellschaft funktionieren und wie sie beschaffen sein sollten. Deshalb gilt sein Interesse den ‚gelehrigen Körpern‘, also den disziplinierten Körpern, die unterworfen, benutzt, verändert und verbessert werden können, wobei Gefügigkeit durch strukturelle Disziplinierung erreicht wird, welche sich von Zwang oder Gewalt unterscheidet (vgl. Foucault, 1976, 175). Mit dem Begriff Panoptismus bezeichnet Foucault eine Form der Machtausübung, die auf der beständigen Beobachtung der Individuen beruht, die sich – auch aufgrund der Vorstellung, potenziell ständig unter Beobachtung stehen zu können – ordnungsgemäß und diszipliniert verhalten, sich fügen (vgl. 1976, 259–260). In diesem Zusammenhang untersucht Foucault die Verbindung von Macht und Sehen sowie die Internalisierung des Blickes und somit der Unterwerfung unter bestimmte Regeln und der damit verbundenen Disziplinierung des eigenen Körpers.

Übergreifend kann der Körper also als eine Oberfläche verstanden werden, die von kulturellen und historisch spezifischen Praktiken geprägt ist und politischen sowie wirtschaftlichen Kräften unterliegt (vgl. King, 2004, 30). In Anlehnung an Foucault argumentiert Turner, dass der

Körper als Produkt unzähliger Praktiken, Verhaltensweisen und Diskurse, (die den Körper konstruieren und produzieren,) gelesen werden kann (vgl. 1997, 19). Dieser Beitrag argumentiert, dass Disziplinierungsstrategien der Werbung den Körper als weibliches, männliches, nationales und/oder kolonialisiertes Subjekt produzieren. Hierbei zielen die Strategien darauf ab, eine bestimmte Körperform zu erzeugen, spezielles Körperverhalten zu propagieren und den idealen Körper als ornamentales Ausstellungsstück zu konstruieren.

### **3 Historische Kontextualisierungen: Werbung als Medium und Analyseobjekt**

Im Laufe des 19. Jahrhunderts wurden Techniken entwickelt, die unter anderem zu einem vereinfachten Druck von Illustrationen sowie zu einer Institutionalisierung, wachsender Akzeptanz und Popularität von Werbung führten (vgl. McClintock, 2005, 508; Leiss et al., 2018, 131). Werbung wurde nicht nur zu einem Wirtschaftszweig, sondern auch zu einem System von Repräsentationen und Produzenten von Wissen (vgl. Wicke, 1988, 1). Bei den Hauptadressaten der Werbeanzeigen handelte es sich um den rasant wachsenden Markt der Mittelschicht (vgl. Eichhammer, 2013, 108) und darunter vor allem Frauen, die als Hauptkonsumentinnen identifiziert (vgl. Loeb, 1994, 5, 9) und mittels spezifischer Körperdarstellungen und damit verbundenen gesellschaftlichen Idealen gezielt angesprochen wurden.

Werbeanzeigen werden als „cultural messages in a bottle“ (Wicke, 1988, 17) verstanden, die Auskunft über die Zustände und Veränderungen von Geschlechteridentitäten/-rollen, Klassenzugehörigkeiten, Machtdiskursen sowie *racial politics* der Zeit darstellen, in der sie produziert werden. Werbung ist außerdem Teil der Produktions- und Konsumprozesse innerhalb des kapitalistischen Systems und kann nicht außerhalb ihres ökonomischen sowie politischen Kontexts gelesen werden. Cavanagh hebt den Wert von Werbung für die kulturelle Analyse hervor, indem sie argumentiert, dass Werbung zwar „unrealistische Visionen“ (2016, 90) der Gesellschaft abbildet, aber dennoch aufzeigt, welche Wünsche und Ängste in einer Gesellschaft vorherrschen. Hier setzt dieser Beitrag an, indem er untersucht, welche gesellschaftlichen Ideale und Ängste über Körperdarstellungen ‚transportiert‘ bzw. kommuniziert wurden. Körper werden als kulturelle Konstrukte

verstanden, die soziale Fragen, Bedenken und Ängste verhandeln und abbilden und dabei Subjektpositionen entwerfen. In den ausgewählten Beispielen visueller Werbung wird der Körper dekorativ ausgestellt und somit Objekt eines öffentlichen Blicks. Das Interesse der *close readings* bezieht sich auf die Repräsentation von gegenderten und *raced* Körpern; hierbei wird auch untersucht, welche disziplinierenden Strategien Anwendung finden und welche idealisierten Körperbilder erworben werden.

Konsum – nicht nur von Waren, sondern auch von zur Schau gestellten Körpern – wird in diesem Beitrag als ein produktiver und kreativer Prozess gefasst, der die (Neu-)Verhandlung und (Neu-)Gestaltung von Wert, Nutzung und Bedeutung von Waren ermöglicht. Londons Weltausstellung im Jahr 1851 zelebrierte die materielle Kultur der Zeit und demonstrierte eine neue Art, Dinge anzuschauen, indem diese eine neue Wertzuschreibung erfuhren: „Things now spoke for themselves using [...] a language of their own“ (Richards, 1990, 4), da ihnen neben ihrem Nutz- und Tauschwert auch ein symbolischer Wert zugeschrieben wurde, durch den sie an Bedeutung gewannen. Bei der Darstellung von Konsumgütern wird etwa auf den Blick der Vorbeigehenden geachtet, sodass sich u. a. die Schaufenster von Kaufhäusern als Werbeflächen etablierten. Als eine durchsichtige Grenze aus Glas erlauben sie Vorbeigehenden einen Blick auf das Angebot zu werfen, verwehren ihnen jedoch, die Güter zu berühren, wegzunehmen oder zu riechen, was wiederum den Wunsch nach den Konsumgütern verstärkt und diese begehrenswerter erscheinen lässt (vgl. Bowlby, 2001, 50). So ist das Schaufenster ein ‚stiller Verkäufer‘ – wobei es so ‚still‘ nicht ist, spricht es doch eine eigene Sprache: Die ausgestellten Konsumgüter kommunizieren mit den Vorbeigehenden, die zu visuellen Konsumierenden werden, auch über Körperlichkeit. Besonders fällt dies u. a. in Form von Schaufensterpuppen auf. Dies wurde auch literarisch verarbeitet; so zum Beispiel von Zeitgenossen wie dem Franzosen Émile Zola (1840–1902) in seinem Roman *Au Bonheur des Dames* (1883):

Über dem runden Busen der Schaufensterpuppen bauschte sich der Stoff, die kräftigen Hüften hoben die Zartheit der Taille stärker hervor, der fehlende Kopf war durch ein großes Preisschild ersetzt, das mit einer Nadel an dem roten Molton festgesteckt war, der den Hals umgab; und die Spiegel zu beiden Seiten des Schaufensters reflektierten und vervielfachten sie ins Endlose in einem wohlberechneten Spiel,

bevölkerten die Straße mit diesen schönen, verkäuflichen Frauen, die an Stelle des Kopfes in fetten Zahlen ihren Preis trugen. (Zola, 1976, 10)

In dieser Darstellung von Konsumkultur, Warenhaus und weiblichen Körpern werden die künstlichen Puppen zum einen vermenschlicht, feminisiert und sexualisiert und zum anderen enthauptet und nur in Teilen dargestellt. Der Tausch des Kopfes als Identifikationsmerkmal mit dem Preisschild verweist auf eine Unterwerfung des Körpers unter ökonomische Prinzipien der Zeit. Die „ins Endlose“ vervielfältigten „schönen, verkäuflichen Frauen“ repräsentieren die technisierte Massenproduktion, die Taktik und das Kalkül der Werbung („in einem wohlberechneten Spiel“) sowie die Kommodifizierung und Objektwerdung der Frauen und Konsumentinnen, die sich durch ihren Blick in das Schaufenster in die Masse einreihen. Darüber hinaus zeigen sich in den Spiegeln die scheinbar endlosen Möglichkeiten der Identifikation. Konsument\*innen werden geradezu als ‚kopflös‘ – irrational – in ihrem Konsumverhalten begriffen, wobei sich ihre Identität von Spiegelbild zu Spiegelbild endlos metonymisch verschieben kann.

#### **4 Ideologische Projektionen in Werbeanzeigen: Häuslichkeit, Sexualität und das koloniale „Andere“**

Für das 19. Jahrhundert lassen sich einige dominante ideologische Projektionen identifizieren, die soziale, nationale sowie Klassenzugehörigkeiten prägten. Das Ideal der getrennten Sphären, demzufolge Frauen dem privaten, häuslichen Bereich zugeordnet waren, sich um die Familie und Kindererziehung sorgten, während Männer im öffentlichen Bereich ihrer Arbeit nachgingen, ist bereits im 19. Jahrhundert eine sozial konstruierte Vorstellung, die vor allem von den Mittelschichten propagiert, idealisiert und angestrebt wurde (vgl. Davidoff, Hall, 2002, 180–182). In der Arbeiterschicht bspw. konnte die Trennung nicht gelingen, da auch Frauen in der Öffentlichkeit tätig waren; dennoch galt das Ideal als erstrebenswert und es erforderte (und konstruierte) eine ganz bestimmte passive Weiblichkeit, die über die Selbst-Disziplinierung des femininen Körpers erreicht wurde, wozu äußere Form ebenso wie Verhalten des Körpers zählten.

Nationale Fortschrittsideologien, die bereits auf der Londoner Weltausstellung in der Mitte des Jahrhunderts eine prominente Rolle spiel-

ten (vgl. Richards, 1990, 17–20) und darauf abzielten, Großbritanniens Machtposition in der Weltpolitik hervorzuheben und zu festigen, beriefen sich auf die technologischen Errungenschaften und Entwicklungen sowie die Idee der *civilising mission* (vgl. McClintock, 2005, 223), die als Legitimierungsstrategie für den Kolonialismus diente. Diese Ideologien werden ebenso wie Geschlechterideologien über Körperdarstellungen kommuniziert. Die Werbebranche machte es sich etwa zu Nutze, dass sie Produkte über Werbung mittels Ideologien verkaufen konnte, und bewarb ein koloniales Produkt wie Kakao, indem es in die häusliche Welt eingebunden und als ‚Familienprodukt‘ stilisiert wurde.

Weibliche Körper werden in den Werbeanzeigen des 19. Jahrhunderts ambivalent dargestellt und so produziert, dass sie zwischen zwei Arten von Bildern – das der Häuslichkeit und das der Erotik – imaginiert werden. Werbung reproduziert dominante Ideologien, will aber auch auffallen und schockieren. Während meist Frauen der Mittelschichten in ihrer idealisierten Rolle des ‚angel of the house‘<sup>3</sup> dargestellt werden, finden sich ebenso einige Repräsentationen sexualisierter weiblicher Körper. In einer Werbeanzeige für *Cadbury's Cocoa* („Cadbury's Cocoa For Breakfast“ *The Graphic*, 1886) wird Weiblichkeit in Form der Hausfrauen- und Mutterrolle repräsentiert. Das Bild stellt einen (sozial) disziplinierten Körper dar: Die Frau ist entsprechend ihrer Klassenzugehörigkeit als Frau der oberen Mittelschicht gekleidet und sitzt entsprechend der ihr zugewiesenen Geschlechterrolle am Frühstückstisch mit ihren Kindern, versorgt diese und wird durch Dienstpersonal unterstützt. Diese Aspekte gehören zur viktorianischen Häuslichkeitsideologie. *Cadbury's Cocoa* erleichtert der dargestellten Mutter und ihrer vermeintlichen Doppelgängerin, der Konsumentin, – laut Werbetext – die gesunde Ernährung ihrer Kinder. Das Produkt wird in die häusliche Ideologie inkorporiert und somit Teil des ökonomischen und klassenspezifischen Idealbildes einer Familie der Mittelschicht. Die beworbenen Effekte des Getränks beziehen sich auf die Körper der Konsument\*innen. Interessanterweise handelt es sich bei Kakao um ein Kolonialprodukt, mit welchem Milch ersetzt werden sollte („Cadbury's

---

<sup>3</sup> Der Begriff geht auf ein so betiteltes Gedicht Coventry Patmores zurück, in dem er sich mit dem Ideal(bild) der Frau beschäftigt und ihre Liebe, Intuition, Schönheit und Tugendhaftigkeit hervorhebt (vgl. Christ, 1977, 146–152; Mohanram, 2007, 31).

cocoa as a substitute for milk“), was bewirkt, dass auf diese Weise über die Ware imperiale Ideologien in den häuslichen Bereich integriert werden: Über den Konsum kolonialer Güter gelangte der Imperialismus bis in die privaten Räume der Gesellschaft und über den Konsum von kolonialen Nahrungsmitteln wurde er auch Teil ihrer Körper. Auf diese Weise nahm ein Großteil der britischen Bevölkerung an der Legitimierung der Kolonialisierung teil, was gerade im Hinblick auf die Körper zum Problem wurde: Importierte Produkte wurden als gefährlich und potenziell verunreinigt angesehen, weswegen Werbung sowohl für Seife als auch für Nahrungsmittel und (pseudo)medizinische Produkte deren Reinheit betonte (vgl. Fromer, 2008; Schülting, 2001). Unreinheit und Verschmutzung von Lebensmitteln sowie die qualitätsmindernde Streckung mit anderen Produkten stellen populäre Sorgen der Zeit dar. Sie werden erweitert durch die Sorge der Verunreinigung von Körpern, besonders der weißen Frau, im (sexualisierten) Kontakt mit ‚anderen‘ (vgl. Mohanram, 2007, 45–46), weswegen die Mehrheit der Werbeanzeigen die Qualität, Authentizität und Reinheit ihrer Produkte betont (vgl. Schülting, 2001, 149–151). Die Werbung begegnet den gesellschaftlichen Ängsten also mit z. T. überhöhter Betonung der Reinheit des Produkts, aber auch mit der Darstellung eines Herkunfts- und Produktionsmythos, wonach das Produkt britisch sei (vgl. hierzu besonders Fromer, 2008 zu Teewerbung). Außerdem werden vorrangig die gesundheitlichen Effekte der Produkte für vermeintliches Körperwachstum betont – so lautet der Werbetext unter dem Bild: „Cadbury’s Cocoa contains all the elements indispensable for the growth and development of the body for children and adults. It is delicious, nutritious, stimulating, digestible, comforting [...]“. Eine populäre Strategie, die auch hier Anwendung findet, war es, Mediziner und/oder Fachliteratur zu zitieren, um die Konsument\*innen vom Wahrheitsgehalt der Werbeaussagen zu überzeugen. Der Körper wird hier also vor allem im Hinblick auf seine physische Form gefasst und im Sinne eines Gesundheits- und Ernährungsdiskurses verhandelt, aber auch als problembehaftet verstanden und somit als ‚durchlässig‘ erkannt. Die wiederkehrende Betonung des weißen Körpers sowie der Reinheit der beworbenen Produkte verweisen ebenso wie die der Körper auf Ängste, Unsicherheiten und eine Verwischung von idealisierten (Körper)grenzen.

Während in der Kakaowerbung das Idealbild der Frau als Hausfrau und Mutter betont wird, wird in Beispielen von Seifenwerbung häufig eine vermeintlich erotische Darstellung von Weiblichkeit gewählt, wobei der weibliche Körper als Konsumobjekt und ‚Spektakel‘ für den *male gaze* konstruiert wird. *Gazing* ist hierbei kulturell codiert und wird in den Kulturwissenschaften u. a. im Hinblick auf Machtstrukturen und Subjektwerdung analysiert.<sup>4</sup> Der männliche Blick beschreibt also, wie der weibliche Körper zum passiven Objekt (der Begierde) wird. Weibliche Körper nackt abzubilden war im 19. Jahrhundert gesellschaftlich problematisch, weswegen häufig eine zeitliche und räumliche Verschiebung des Dargestellten vorgenommen wurde, welche das Zeigen von teilweise nackter Haut und sexualisierten, erotischen weiblichen Körpern ermöglichte, was das folgende Beispiel illustriert.

Die Werbeanzeige von *Swan Soap*, die 1902 in der Satirezeitschrift *Punch* veröffentlicht wurde (vgl. Abbildung in Ramamurthy, 2003, 57), illustriert den Umgang mit weiblicher Nacktheit, wobei im Zentrum, die Betrachter\*innen anblickend, eine weiße Frau steht, die von ihrer Bediensteten, welche kontrastierend als schwarz<sup>5</sup> markiert ist, entkleidet wird.<sup>6</sup> Tatsächlich ist die Frau noch vollständig von einem weißen, nahezu durchsichtigen Tuch eingehüllt, während sie sich bereit macht, ein Bad zu nehmen. Das beinahe Entblößen sexualisiert das Dargestellte. Der Raum erinnert an antike Tempel oder Badehäuser, erkennbar an Säulen, antiken Gefäßen und der Verwendung von Marmor.

---

<sup>4</sup> Von Interesse sind also Blickrichtungen und Positionierung der Blickenden sowie ihrer Objekte. Bspw. untersucht Mulvey den *male gaze* als Teil (patriarchaler) Macht und der Egoformation seitens der Betrachtenden (1975), während von Falkenhausen die Verbindung des Blicks und der Subjektwerdung unterstreicht, indem sie Lacans Theorie zum Spiegelstadium aufgreift (2020, 114).

<sup>5</sup> Im Englischen würde sich hier die Formulierung *raced* oder *racialised body* finden. Da kulturelle Unterschiede und sprachliche Differenzen eine direkte Übersetzung nicht ermöglichen, verwendet dieser Beitrag den Begriff schwarz, wenn eine Markierung eines *racialised* Körper verdeutlicht werden soll.

<sup>6</sup> Die Disziplinierung des ‚anderen‘ Körpers in der Repräsentation einer schwarzen Bediensteten zeigt sich in einer weiteren Werbung für *Pears' Soap* (1895). Im Zentrum des voyeuristischen Blicks liegt eine weiße Frau in ein weißes Tuch eingehüllt auf einem Bett aus Rosen und schläft, was ihre passive Rolle unterstreicht. Ihre schwarze Bedienstete, nur z. T. bekleidet, Brust entblößt, fächert ihr Wind zu (vgl. de Vries, 1968, 42; Loeb, 1994, 37).

Besonders diese Umgebung dient der zeitlichen Verschiebung des Bildes. Es handelt sich nicht um die Darstellung einer Frau des späten 19. Jahrhunderts, sondern erinnert an weiblichen Figuren der Antike.

Der Blick der zentralen Figur sowie der Blick auf sie spielen eine relevante Rolle. Im Beispiel lädt der Blick der dargestellten Frau im Zentrum die Betrachter\*innen ein, ihr voyeuristisch beim Entkleiden zuzuschauen, was eine sexualisierte Stimmung produziert und sie als Objekt der Begierde eines *male gaze* markiert und somit auch eine bestimmte Subjektposition für die Betrachtenden konstruiert. Der Körper in seiner Weiblichkeit und seiner Sexualität wird über den Blick der Betrachtenden konstruiert. Darüber hinaus wird über die aufrechte Körperhaltung der Figur und ihren auf das Publikum gerichteten Blick eine Machtposition impliziert und eine hierarchische Beziehung zu ihrer Bediensteten suggeriert, die ihrerseits kleiner und von den Betrachtenden abgewandt dargestellt ist. Die durch den Blick der Betrachtenden konstruierte Position produziert die (körperliche) Attraktivität der weißen Frau für eben jene, die das Produkt, das sie bewirbt, konsumieren sollen. So wird auch ein weiblicher, narzisstischer Blick ermöglicht, bei dem sich die weibliche Betrachterin und Konsumentin mit der Figur identifizieren soll.

Auch *Vogeler's* nutzt die Strategie der Verschiebung in einer Werbeanzeige (*The London Illustrated News* 1896; de Vries, 1968, 21), welche ein gesundheitsförderliches Getränk gegen allerlei Leiden bewirbt. Hier wird eine Frau leicht bekleidet und eine Brust entblößend abgebildet, was erneut durch die historische Verschiebung des Bildes ermöglicht wird. Sie steht im Zentrum des Blickes der Betrachter\*innen, wodurch der weibliche Körper zum Objekt eines *male gaze* wird. An einem Brunnen – „The Fountain of Health“ – stehend wird sie zur antiken Statue, die den beworbenen ‚Gesundheitstrank‘, der vermeintlich aus dem Brunnen geschöpft wurde, in einer Flasche in ihrer Hand hält und siegessicher in die Höhe streckt. Jean Baudrillard<sup>7</sup> zeigt, wie der Körper zum kulturellen Zeichen, zum Symbol und Prestigeobjekt selbst wird: „Man verwaltet seinen Körper, managt ihn wie einen Vermögensanteil,

---

<sup>7</sup> Baudrillard untersucht die Kategorie des Körpers in der modernen Konsumkultur, wobei ‚Kulte‘ rund um Hygiene und Diät sowie die Obsession zur Erreichung und Erhaltung von Jugend, Virilität und Behandlungsformen im Fokus stehen (vgl. Baudrillard, 2015, 189–222).

manipuliert ihn wie einen der zahlreichen Signifikanten des sozialen Status“ (2015, 193). Das Management des eigenen Körpers als Mittel für sozialen und persönlichen Erfolg bezeichnet Baudrillard als eine „gesteuerte narzisstische Beziehung“ (2015, 192): Der eigene Körper wird ausgebeutet und dargestellt, und wirkt somit als Zeichen und Symbol für die idealisierte, konstruierte Identität innerhalb der Konsumgesellschaft. Baudrillards Überlegungen zeigen sich bereits im 19. Jahrhundert: Die Werbeanzeigen verdeutlichen die viktorianische Obsession mit Gesundheit (vgl. Schülting, 2001, 148), die sich u. a. darin zeigt, dass auf den Körper und dessen Form sowie Funktionen zunehmend Wert gelegt wurde, was sich wiederum in den vielen Konsumgütern im Bereich Gesundheit, Körperpflege und Hygiene spiegelte. Richards beschreibt, wie die Konsumkultur bestrebt war, den Körper zu kontrollieren, um eine gesellschaftliche Ordnung zu etablieren; ursprünglich private Hygiene- und Gesundheitsmaßnahmen wurden Teil eines öffentlichen Interesses (vgl. 1990, 169–172). Zeitgenössische Diskussionen um Reinheit von Nahrungsmitteln wie Kakao und Tee, aber auch von Seife und (pseudo)medizinischen Produkten überlappten mit gesundheitlichen Diskursen und imperialistischen Ideologien. Körper, die diese Produkte aufnahmen und dadurch eine (potentielle) Veränderung erfuhren, wurden Teil dieser Diskussion.

Neben der Strategie der Darstellung tabuisierter Aspekte des Körpers wie etwa Nacktheit wird in der Werbung auch ein Ideal des ge-/verformten Körpers repräsentiert. (Selbst)Disziplinierung über Gesundheitsmaßnahmen, wie den Konsum vermeintlich heilender oder gesunder Nahrungsmittel, kann ergänzt werden durch ein Konsumgut, das den Körper bewusst in eine als Ideal imaginierte und normierte Form bringt: Das Korsett. Foucault spricht in diesem Zusammenhang von dem Begriff der Bio-Politik: Er untersucht hier eine Form der Macht, die zur Manipulation, Regulation und Kontrolle von individuellen Körpern im Interesse der Optimierung des Lebensstils und zur Produktivitätssteigerung von Individuen, aber auch Gesellschaften, wirkt (vgl. 1991, 166–167). Internalisiertes Verhalten sowie auch Institutionen, wie beispielsweise Bildungseinrichtungen und auch der Staat, tragen dazu bei, dass Individuen Teil ihrer eigenen Unterwerfung werden, indem sie an körperlichen Ritualen teilhaben und sich an Ideale anpassen. Werbung und Marketingstrategien können als Teil des Alltags dazu beitragen, dass eine Optimierung des Körpers im Sinne des

konstruierten Ideals stattfindet. Foucaults disziplinierter Körper ist somit „nicht nur der unterdrückte, beherrschte und normierte Körper, sondern auch der produktive, effektive und nützliche Körper“ (Gugutzer, 2004, 66). Das Ziel des idealen Körpers soll über physische Fitness, über bestimmte Normen des (geenderten) Verhaltens und Aussehens erreicht werden.



Abbildung 1: Harness' Magnetic Corsets (1892)

Die Werbeanzeige für *Harness Magnetic Corsets*, die circa 1892 veröffentlicht wurde,<sup>8</sup> bildet zwei junge Frauen beim Ankleiden ab (Abb. 1). Im Hinblick auf die Ideologie der strikt getrennten Sphären von Privatheit und Öffentlichkeit lässt diese Werbung nun deren Grenzen verschwimmen, wenn ein intimer Vorgang aus dem Bereich des Häuslichen öffentlich zur Schau gestellt wird. Werbeanzeigen wie diese eröffnen den Blick ins Private und imaginieren damit auch Weiblichkeit. Die Körper der beiden Frauen sind im Fokus, da Korsette beworben werden. Hervorgehoben wird hierbei der gesundheitsfördernde und figurbetonende Effekt, den das Korsett haben soll. Die Abbildung veranschaulicht, wie die Körper der Frauen durch das Tragen des Korsetts bewusst geformt und verengt werden, was seit 1828 mithilfe von Metallösen geschah (vgl. Finch, 1991, 343). Es entstehen geformte, disziplinierte weibliche Körper. Der Spiegel im Hintergrund symbolisiert Eitelkeit und Schönheit, Werte, die mit einer Frau der Mittelschicht assoziiert wurden. Zudem verweist der Spiegel darauf, dass das Objekt im Zentrum des Blicks, das Objekt der Begierde, zum Ausstellungsstück und Konsumgut wird, das bewundert werden will (vgl. McClintock, 2005, 218–219). Sowohl das Konsumgut Korsett als auch die Frauen werden zu Objekten der Begierde. Langes (blondes) Haar, helle Haut und rosige Wangen gehören zur idealisierten Darstellung von weiblichen, sexuell reinen Körpern der Mittelschicht. Engelsgleich stellen die Frauen das Ideal des ‚angel of the house‘ dar, was durch den goldenen Kreis um sie herum unterstrichen wird. Dieses Ideal, dem es nachzueifern gilt, wird dank des Korsetts – des ‚very thing‘ for ladies – erreichbar. Das Konsumgut wird als elementarer Teil weiblicher Identität und Körperlichkeit präsentiert. Außerdem wird das Korsett als heilsam und hilfreich für „healthy development“ beschrieben, wodurch es als fortschrittlich und gesellschaftlich relevant markiert wird. Darüber hinaus versucht die Firma, mit technologischem Fort-

---

<sup>8</sup> Für das gleiche Produkt findet sich eine ähnliche Werbeanzeige 1892 in *Leeds Mercury* und *The Penny Illustrated Paper*. Es ist bekannt, dass die Firma *Harness* ab 1894 in öffentlicher Kritik stand, da der Effekt ihrer Produkte in Frage gestellt wurde. Das *Electropathic & Zander Institute*, gegründet von Cornelius Bennett Harness im Jahr 1885, bewirbt auch elektrisch betriebene Gürtel, die für allerlei körperliche Leiden einsetzbar wären. Zusätzliche Werbeanzeigen des gleichen Produkts finden sich abgedruckt in der Sammlung von De Vries (1968, 9, 15, 27, 36).

schritt zu werben, da das Korsett magnetisch arbeite. So spielen in der Werbestrategie (nationalistische) Fortschrittsideologien ebenso eine Rolle wie Gesundheitsdiskurse.

Die Werbung, die mit weiblichen Körperdarstellungen für ihre Produkte wirbt, demonstriert, wie die Körper im Zusammenhang mit dominanten Geschlechterrollen, einem Fokus auf zur Schau getragener Körperlichkeit und mit Gesundheitskursen diszipliniert wurden. Ebenso deutlich werden disziplinierte Körper in den Werbeanzeigen für „Mechanical Exercise: A Means of Cure“ visualisiert. Verschiedene Beispiele (vgl. de Vries, 1968, 15, 17), die das „Home Gymnasium“ und unterschiedliche mechanische Apparate bewerben, zeigen, wie weibliche und auch männliche Körper an Fitnessgeräten trainieren, aber auch ‚eingespannt‘ werden, sodass ihre Körper von den als technisch fortschrittlich beworbenen Maschinen bearbeitet werden können. Zumeist bleibt dem\*r modernen Leser\*in unklar, welche Funktion genau die Geräte haben und was sie tatsächlich bewirken. Beworben werden sie jedoch als ‚Heilmittel‘ für nahezu alle (körperlichen) Krankheiten. Neben der Empfehlung bestimmter Nahrungsmittel und Diäten wurde auch Bewegung zur Formung der Körper beworben.

Auch ‚Männlichkeit‘ wird über die Darstellung von Körpern konstruiert. Während, wie Loeb feststellt, ‚Weiblichkeit‘ auf verschiedene Arten visualisiert wurde – als domestizierte Ehefrau, erotische antike Schönheit oder symbolhafte Britannia – beschränkt sich die Darstellung des idealen Mannes auf „robuste Männlichkeit“ (1994, 10). Heholt und Parsons stellen für das 19. Jahrhundert ein neues Interesse am ‚männlichen‘ Körper fest und identifizieren einen Kult um die Entwicklung dieses Körpers (vgl. 2018, 5). Selbstdisziplin und Opferbereitschaft als Werte viktorianischer Männlichkeit werden zur Grundlage des idealen weißen und männlichen Körpers. Gleichzeitig wird der ‚andere‘ schwarze Männerkörper animalisiert und sexualisiert dargestellt (vgl. Heholt, Parsons, 2018, 8).

Der Fokus auf Stärken und Fitness als Marker von Männlichkeit zeigt sich z. B. in *Cadbury's Cocoa* (Hindley, Hindley, 1972, 156). Das Werbeplakat stellt zentral einen uniformierten Feuerwehrmann vor einer Wasserpumpe dar, der, während hinter ihm zwei weitere Feuerwehrmänner einen Hausbrand löschen, mit geschlossenen Augen an einer Untertasse, gefüllt mit heiß dampfendem Kakao, riecht. Das Bild

unterstützt den leidenschaftlichen Slogan „Cadbury’s Cocoa. Makes strong men stronger“ – die Emphase wird durch das Polyptoton ebenso unterstrichen wie durch die Assoziation mit Feuer als Symbol für Leidenschaft. Die Abbildung der Technik einer Apparatur zum Feuerlöschen unterstreicht den Charakter der ‚männlichen‘ Werbeanzeige, indem die gesellschaftlich populäre Verbindung von Männlichkeit und technischem Fortschritt abgerufen wird. „Strength and Staying Power“ wird von einem zweiten *Cadbury’s Cocoa*-Werbeplakat beworben (*The Illustrated London News*, 1888). Hier wird eine Gruppe Rugbyspieler abgebildet, die vermeintlich dank *Cadbury’s Cocoa* fit, sportlich und kraftvoll sind. Einige der Männer stehen mit angewinkelten Armen, um ihre Kraft in Szene zu setzen. Um Konsument\*innen zu überzeugen, nutzt der Anzeigentext Alliterationen wie „strength-sustaining and flesh-forming“ bei der Beschreibung des Kakaos. Diese zeigen, wie das Kakaopulver vermeintlich direkten Einfluss auf die Körper der Konsumenten hat. Nicht nur physische Kraft wird gefördert, sondern es werden angeblich auch Körperbestandteile – das Körperfleisch wird betont – ausgebildet. Die Werbeanzeigen suggerieren, dass Männer sowohl bei der Arbeit als auch in der Freizeit den Kakao zur Förderung ihrer Kraft und Ausdauer konsumieren. Ihre Körperlichkeit wird über physische Kraft visualisiert. Neben der häufigen Darstellung von ‚männlichen‘ Körpern in Bewegung und/oder beim Sport werden sie darüber hinaus als Abenteurer (vgl. Richards, 1990, 139) sowie in hohem Alter dargestellt, was wiederum Weisheit und Macht repräsentieren soll. Außerdem tauchen männliche Körper auch in Korsettwerbung auf (vgl. de Vries, 1968, 69). Hier liegt der Fokus der Werbung auf den funktionalen Effekten des Korsetts im Hinblick auf Gesundheit.

Neben den bisher genannten Geschlechter- und technologischen Fortschrittsideologien werden auch imperiale Ideologien über Körperdarstellungen visualisiert. Die Repräsentationen kolonialisierter Körper dienen der Legitimierung des britischen imperialen Projekts. Die Werbung zeigt, wie Körper Ort von *racialisation* werden, indem sie über die Hautfarben eine Markierung erfahren: „Bodies come to be seen, known and lived as ‘having’ a racial identity“ (Ahmed, 2002, 47). Die *racialisation* wird dem Körper auferlegt, der diese dann wiederum (re)präsentiert.

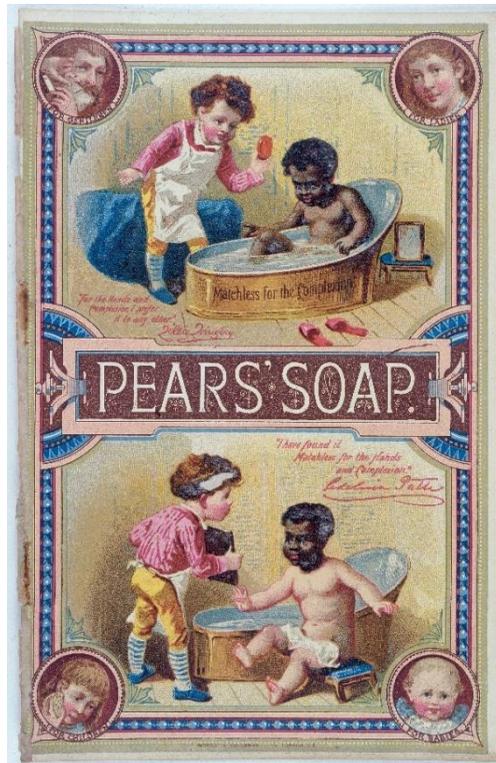


Abbildung 2: Pears' Soap (1884)

In einer bekannten Werbung für *Pears' Soap* (*The Graphic*, 1884) wird in zwei Bildern eine Badeszene zweier Kinder dargestellt (Hindley, Hindley, 1972, 177; Abb. 2). Hierbei werden die fetischisierten, „magischen“ Kräfte des Konsumguts Seife sowie hierarchische Machtverhältnisse visualisiert, insbesondere durch den stehenden weißen Jungen, während der schwarze Junge sitzt. Im oberen Bild findet, Lacans Theorie des Spiegelstadiums folgend, ein Moment der Subjektwerdung statt, als der schwarze Junge seine Reflexion im Badewasser betrachtet. Nach dem Bad findet ein weiterer solcher Moment statt, indem der weiße Junge ihm einen Spiegel vorhält, der seinen nun teilweise weißen Körper reflektiert und so die Hybridität des Jungen repräsentiert. Das Gesicht als Ort der Identität und des Selbstbewusstseins bleibt schwarz. McClintock stellt hierzu fest:

In the Victorian mirror, the black child witnesses his predetermined destiny of imperial metamorphosis but remains a passive racial hybrid, part black, part white, brought to the brink of civilization by the twin commodity fetishes of soap and mirror. The advertisement discloses a crucial element of late Victorian commodity culture: [...] imperial progress consumed at a glance as domestic spectacle. (McClintock, 2005, 214)

So funktionalisiert diese Werbung Seife als Maßnahme der Disziplinierung, sie könne – nach viktorianischer, imperialistischer Ideologie – ‚zivilisieren‘. Der Körper des schwarzen Jungen scheint Teil eines Experiments zu sein, verweist doch die weiße Schürze auf einen Labor-kontext und wird der vollständig bekleidete Körper des weißen Jungen als ‚zivilisiert‘ markiert im Gegensatz zur Nacktheit des ‚anderen‘. Dies unterstreicht die hierarchischen Machtverhältnisse der Figuren (vgl. Ramamurthy, 2003, 29). Der schwarze Körper wird als das ‚andere‘ dargestellt, das über die britische Warenwelt (die bezeichnenderweise z. T. aus den Kolonien stammte) ‚zivilisiert‘ werden sollte, und dient so der Legitimation der britischen *civilising mission*.<sup>9</sup> Die als ‚anders‘ markierten Körper erfüllen eine identifikatorische Funktion für die weißen Körper und Konsument\*innen: Diese durchlaufen den Prozess der Selbstidentifikation durch ‚othering‘, also Abgrenzung.

Der rassifizierte ‚andere‘ Körper nimmt nicht nur über seine Visualisierung Teil am Diskurs – auch seine Abwesenheit ist signifikant. Eine 1885 in *The Illustrated London News* publizierte Werbung für *Cadbury's Cocoa* stellt zwei weiße Körper – ein Paar – in den Vordergrund, die mit Fernglas ausgestattet einem Sportereignis auf dem Wasser zusehen (vgl. de Vries, 1968, 116). Von Interesse für diese Analyse ist jedoch dieses Mal nicht das Bild, sondern der Text. Dieser verweist auf die Abwesenheit von Körper/lichkeit: „Cadbury's Cocoa is guaranteed absolutely pure, [...] In the whole process of manufacture, the automatic machinery employed obviates the necessity of its being once touched by human hand.“ Diese kurze Erwähnung eines Körperteils – der menschlichen Hand – zeigt, dass die Werbung den Produktionsprozess

---

<sup>9</sup> Diese wird in weiteren Beispielen ebenso deutlich repräsentiert, so wirbt *Pears' Soap* 1887 mit Seife als „The Formula of British Conquest“, „The Birth of Civilization“ und 1899 mit „The first step towards lightening the white man's burden is through teaching the virtues of cleanliness“ (vgl. Richards, 1990, 121–123, 140–141; McClintock, 2005, 32–33, 223–226).

des Kakaos negiert und das Produkt mystifiziert. Das Kolonialprodukt wurde von kolonialisierten Arbeitskräften auf großen Plantagen geerntet, bevor es nach Großbritannien transportiert und von Maschinen verarbeitet wurde. Der tatsächliche Arbeitsprozess wird in der Repräsentation verkürzt, modernisiert, technisiert und automatisiert. Um die ‚Reinheit‘ des Produkts zu gewährleisten, präsentiert *Cadbury's* ein Produkt, das weder von britischen noch von nicht-britischen, kolonialisierten Arbeitskräften berührt worden sei. Ramamurthy hat die Darstellung von Arbeit und Produktionsprozessen in Teewerbung des 19. Jahrhunderts untersucht und dabei u. a. festgestellt, dass hier die Visualisierung von Ordnung, Fortschritt und Kontrolle dominierte (vgl. 1999, 162). Diverse Beispiele bilden Plantagen und Arbeitskräfte ab – dann jedoch in beschönigter Form und ohne tatsächliche Arbeitsbedingungen zu dokumentieren. Der Körper ist also nicht nur in seiner Darstellung, sondern auch in seiner Abwesenheit bedeutsam für die zeitgenössischen Diskurse.

## **5 Zusammenfassung & Ausblick**

Wie die Analysen zeigen, werden Körper als Spektakel in den Mittelpunkt von Werbung gerückt und so kommodifiziert – also selbst zur Ware gemacht. Körper/lichkeit wird über Körperbilder repräsentiert, verhandelt und konstruiert. Der weibliche sowie der *racialised* Körper wird zum Fetisch, zum Objekt, das für den *gaze* ausgestellt wird (vgl. Wollen, 1987, 26), wobei Werbung (jedoch) nicht nur den ‚männlichen Blick‘, sondern auch „a narcissistic self-indulgence of the female consumer“ (Schülting, 2001, 148; vgl. Boardman, 1998, 98) ermöglicht. Frauen sind in der Lage, weibliche Körper zu betrachten, sich mit ihnen zu vergleichen, zu identifizieren, sich abzugrenzen oder ihnen – ganz im Sinne einer kapitalistischen Zielrichtung der Werbung – nachzueifern. Eine umfassendere Betrachtung der Thematik eröffnet den Blick auf Körperrepräsentationen der Arbeiterschicht (vgl. z. B. Chamberlain, 2014) sowie Darstellungen politisierter Körper (vgl. z. B. Parkins, 2002). So nutzten etwa die Suffragetten zu Beginn des 20. Jahrhunderts gezielt Mode, Werbung und auch ihre Körper zur Kommunikation von politischen Haltungen und Identitäten (vgl. Parkins, 2002; Green, 1999).

Im Rahmen der Analysen dieses Beitrags zeigt sich, dass Werbung bestimmte Subjektpositionen und Körperbilder konstruiert, die als ‚normativ‘ und begehrenswert präsentiert werden. Dabei werden kulturelle Diskurse (re)produziert, wie etwa die der Selbst-Disziplinierung, die als ‚natürlich‘ inszeniert werden und zugleich Körper disziplinieren. Werbung wird Teil eines dominanten Machtdiskurses, der Vorstellungen von Normalität und Abweichung konstruiert. Die Menschen, die nach den (vermeintlich) idealen Körperbildern streben und sich der Gesellschaft anpassen, erzielen dies, indem sie selbst disziplinieren. Idealisierte Gewohnheiten und Rituale werden in der Werbung aufgegriffen und konstruieren so bestimmte Subjekte und Körper.

Modemagazine und vor allem die sozialen Medien repräsentieren die heutigen Disziplinierungsstrategien der Körperkulte und Mythen rund um Sportlichkeit, Gesundheit, Alter und Schönheit; Werbekampagnen wie *Doves* ‚Campaign for Real Beauty‘ (2004), *Gillettes* Kommentar zu ‚toxic masculinity‘ (2019) sowie *Procter & Gambles* Kurzfilm „The Talk“ (2017) diskutieren scheinbar moderne Körper(bilder) und engagieren sich vermeintlich aktivistisch, während sie die gesellschaftlichen Diskurse zu Gender, *race*, Alter, Klasse sowie *dis/ability* (*Maltesers* Werbung 2016) gezielt nutzen, um ihre Produkte zu vermarkten.

## Bibliographie

- Ahmed, S. (2002): „Racialized Bodies.“ In: Evans, M., Lee, E. (Hrsg.), *Real Bodies*. Basingstoke: Palgrave, 46–55.
- Althusser, L. (1977): „Ideologie und ideologische Staatsapparate. Anmerkungen für eine Untersuchung.“ In: Schöttler, P. (Hrsg.), *Ideologie und ideologische Staatsapparate. Aufsätze zur marxistischen Theorie*. Hamburg: VSA, 108–153.
- Barthes, R. (2010): *Mythen des Alltags*. Berlin: Suhrkamp.
- Baudrillard, J. (2015): *Die Konsumgesellschaft: Ihre Mythen, ihre Strukturen*. Hellmann, K.-U., Schrage, D. (Hrsg.). Wiesbaden: Springer VS.
- Boardman, K. (1998): „‘A Material Girl in a Material World’: The Fashionable Female Body in Victorian Women’s Magazines.“ *Journal of Victorian Culture*, 3.1, 93–110.
- Bowlby, R. (2001): *Carried Away: The Invention of Modern Shopping*. New York: Columbia University Press.

- Cavanagh, A. (2016): „Accept No Substitutions! Advertising Gender and ‘Race’ in Constructions of the Consumer in the Nineteenth Century.“ In: Storey, J. (Hrsg.), *The Making of English Popular Culture*. London: Routledge, 90–103.
- Chamberlain, E. (2014): „Servants’ Bright Reflections: Advertising the Body in Victorian Literature and Culture.“ *Dickens Studies Annual*, 45, 293–309.
- Christ, C. (1977): „Victorian Masculinity and the Angel in the House.“ In: Vicinus, M. (Hrsg.), *A Widening Sphere: Changing Roles of Victorian Women*. London: Indiana University Press, 146–162.
- Davidoff, L., Hall, C. (2002): *Family Fortunes: Men and Women of the English Middle Class, 1780–1850*. London: Routledge.
- Eichhammer, B. (2013): „Waren- und Konsumkultur.“ In: Feldmann, D., Krug, C. (Hrsg.), *Viktorianismus: Eine literatur- und kulturwissenschaftliche Einführung*. Berlin: Erich Schmidt, 99–112.
- Falkenhausen, S. von (2020): *Beyond the Mirror. Seeing in Art History and Visual Culture Studies*. Berlin: transcript.
- Finch, C. (1991): „‘Hooked and Buttoned Together’: Victorian Underwear and Representations of the Female Body.“ *Victorian Studies*, 34.3, 337–363.
- Foucault, M. (1976): *Überwachen und Strafen: Die Geburt des Gefängnisses*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Foucault, M. (1991): *Der Wille zum Wissen*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Fromer, J. E. (2008): „‘Deeply Indebted to the Tea-Plant’: Representations of English National Identity in Victorian Histories of Tea.“ *Victorian Literature and Culture*, 36, 531–547.
- Goldman, R. (1992): *Reading Ads Socially*. London: Routledge.
- Green, B. (1999): „Advertising Feminism: Ornamental Bodies/Docile Bodies and the Discourse of Suffrage.“ In: Dettmar, K., Watt, S. (Hrsg.), *Marketing Modernisms: Self-Promotion, Canonization, Rereading*. Ann Arbor: The University of Michigan Press, 191–220.
- Grosz, E. (1994): *Volatile Bodies*. Bloomington: Indiana University Press.
- Gugutzer, R. (2004): *Soziologie des Körpers*. Bielefeld: transcript.
- Hall, S. (2013): „The Work of Representation.“ In: Hall, S. (Hrsg.), *Representation*. London: Sage, 1–60.
- Heholt, R., Parsons, J. E. (2018): „Introduction: Visible and Invisible Bodies.“ In: Heholt, R., Parsons, J. E. (Hrsg.), *The Victorian Male Body*. Edinburgh: Edinburgh University Press, 1–20.
- Hindley, D., Hindley, G. (1972): *Advertising in Victorian England 1837–1901*. London: Wayland.
- King, A. (2004): „The Prisoner of Gender: Foucault and the Disciplining of the Female Body.“ *Journal of International Women’s Studies*, 5.2, 29–39.

- Leiss, W., Kline, S., Jhally, S., Botterill, J., Asquith, K. (2018): *Social Communication in Advertising: Consumption in the Mediated Marketplace*. London: Routledge.
- Loeb, L. A. (1994): *Consuming Angels: Advertising and Victorian Women*. Oxford: Oxford University Press.
- McClintock, A. (2005): *Imperial Leather: Race, Gender and Sexuality in the Colonial Contest*. London: Routledge.
- McLaren, M. (2002): *Feminism, Foucault, and Embodied Subjectivity*. Albany: State University of New York Press.
- Mohanram, R. (2007): *Imperial White: Race, Diaspora, and the British Empire*. Minneapolis: University of Minnesota Press.
- Mulvey, L. (1975): „Visual Pleasure and Narrative Cinema.“ *Screen*, 16.3, 6–18.
- Parkins, W. (2002): „‘The Epidemic of Purple, White and Green’: Fashion and the Suffragette Movement in Britain 1908-14.“ In: Parkins, W. (Hrsg.), *Fashioning the Body Politic: Dress Gender, Citizenship*. Oxford: Berg, 97–124.
- Ramamurthy, A. (1999): „Landscapes of Order and Imperial Control: The Representation of Plantation Production in Late-Nineteenth and Early-Twentieth Century Tea Advertising.“ *Space and Culture*, 2 (4-5), 159–168.
- Ramamurthy, A. (2003): *Imperial Persuaders: Images of Africa and Asia in British Advertising*. Manchester: Manchester University Press.
- Richards, T. (1990): *The Commodity Culture of Victorian England: Advertising and Spectacle, 1851-1914*. Stanford: Stanford University Press.
- Schülting, S. (2001): „‘Pray, Did You Ever Hear of Pears’ Soap?’ Soap, Dirt, and the Commodity in Victorian England.“ *Journal for the Study of British Cultures*, 8.2, 137–156.
- Turner, B. (1997): „The Body in Western Society: Social Theory and Its Perspectives.“ In: Coakley, S. (Hrsg.), *Religion and the Body*. Cambridge: Cambridge University Press, 15–41.
- Vries, L. de (1968): *Victorian Advertisements*. London: John Murray.
- Wicke, J. (1988): *Advertising Fictions: Literature, Advertisement and Social Reading*. New York: Columbia University Press.
- Wollen, P. (1987): „Fashion/Orientalism/The Body.“ *New Formations*, 1, 5–32.
- Zola, E. (1976): *Das Paradies der Damen*. Schober, R. (Hrsg.). München: Winkler Verlag.

## Abbildungen

Abbildung 1: Harness’ Magnetic Corsets (1892). Online unter <https://wellcomecollection.org/works/xdxkdfkj>. Zugriff am 09.06.2022.

*Körperdarstellungen in der Konsumgesellschaft des 19. Jahrhunderts*

Abbildung 2: Pears' Soap (1884). Online unter <https://wellcomecollection.org/works/fmg9u8f8>. Zugriff am 09.06.2022.

Lizenz: PDM (Public Domain Mark), Teil der Wellcome Collection.



## **II. Subjekte und ihre Körper**



Renate Liebold und Irmgard Steckdaub-Müller

## „Komm wenn du ein Mann bist“.

# Zum Zusammenhang von Arbeit und Geschlecht im körpernahen Dienstleistungsbereich

## 1 Einleitung

Vor dem Hintergrund gesellschaftlicher Umbrüche fokussiert der Beitrag auf den Zusammenhang von (Körper-)Arbeit und Geschlecht und nimmt damit wesentliche Kategorien in den Blick, die Differenzierungen über Identitätspolitiken hervorbringen. Das Augenmerk richtet sich dabei auf männliche Dienstleister, die u. a. in Barbershops, Kosmetik- und auch Tätowierstudios arbeiten und auch explizit nur männliche Kunden adressieren.<sup>1</sup> Es handelt sich dabei um eine Minderheit von Dienstleistern, die in einem weiblich etikettierten Berufsfeld professionelle Dienstleistungsarbeit am Körper anderer verrichten. Unsere Analysen können zeigen, wie sich diese Männer in einem atypischen Beschäftigungsfeld positionieren und dabei versuchen, Tätigkeiten und Berufsausübung mit dem eigenen geschlechtlichen Selbstbild in Einklang zu bringen. Dabei zum Einsatz kommende Strategien der Statusarbeit umfassen symbolische und räumliche Markierungen sowie Abgrenzung gegen das sog. Weibliche und eine Akzentuierung von Männlichkeit. Die Ergebnisse geben damit einen kontextspezifischen Einblick in Geschlechterverhältnisse und Geschlechterdifferenzierung im Feld der körpernahen Dienstleistungsarbeit; sie sind anschlussfähig an die Debatten und Ergebnisse der sozialkonstruktivistischen Geschlechterforschung und Körpersoziologie, in denen nach dem Herstellungsprozess sozialer Wirklichkeiten und

---

<sup>1</sup> Mit dem im Titel zitierten Slogan wirbt ein Barbershop um männliche Kunden. Online unter <https://www.barberpoint-arcaden.de>. Zugriff am 18.02.2022.

seinen Bedingungen gefragt wird. Geschlechterfragen werden zu Körperfragen und vice versa ist die Arbeit am Körper zugleich immer auch Arbeit am Geschlecht.

Im Folgenden werden zunächst einige Überlegungen darüber angestellt, wie das Konzept der Intersektionalität für unsere Analyseperspektive produktiv nutzbar gemacht wird (2). Nach Forschungsbefunden und theoretisch-konzeptuellen Überlegungen sowohl zu (Dienstleistungs-)Arbeit und Geschlecht (3) als auch zum Zusammenhang von Körper(praxen) und Geschlechtsidentität (4) wird ein empirischer Einblick in die Genderisierungsprozesse gegeben, mit denen sich Männer im Feld der körpernahen Dienstleistungsarbeit positionieren, über Genderisierungsprozesse Statusarbeit leisten und sich damit ein fremdes Terrain aneignen (5). Der Beitrag schließt mit einem Fazit (6).

## **2 Intersektionalität als sensibilisierendes Konzept**

Im vorliegenden Zusammenhang werden Erkenntnisse der Dienstleistungsforschung und Arbeitssoziologie mit aktuellen Debatten und Ergebnissen aus der Geschlechterforschung und Körpersoziologie verknüpft, um aus unterschiedlichen Perspektiven auf ein empirisches Feld zu blicken, ohne dessen Struktureigentümlichkeiten vorab zu bestimmen. Damit wird an die Überlegungen Herbert Blumers (1954, 8) angeknüpft, der sozialwissenschaftliche Theoriebildung als Wechselspiel von „sensitizing concepts“ und „empirical instances“ versteht. Bei der Frage, wie es gelingen kann, im Rahmen ausdifferenzierter theoretischer Denktraditionen, wie diese für die Geschlechterforschung und feministische Wissenschaft vorliegen, eine offene Blickrichtung beizubehalten, schlägt Bereswill (2019) in Anlehnung an Blumers Überlegungen vor, theoretische Verortungen und ihre jeweiligen erkenntnistheoretischen Logiken als Lesarten zu verstehen und sie damit als sensibilisierende Konzepte für die Interpretation von Geschlecht nutzbar zu machen. Eine solche Offenheit ist nicht als Theorieverzicht zu verstehen; vielmehr strukturieren Theorien nach wie vor das Ermessen, welche empirischen Phänomene überhaupt in den Blick geraten und wie diese untersucht werden (vgl. Bereswill, 2019, 9). Aus dem Wechselspiel von Theorie und Empirie können neue Denkräume

entstehen, es werden Geltungsgrenzen spezifischer Theorieperspektiven und theoretischer Orientierungen aufgebrochen, erweitert und/oder reformuliert.

In diesem Sinne lässt sich auch der Ansatz der Intersektionalität als sensibilisierendes Konzept anwenden. Im Wesentlichen wird dabei das Zusammenwirken verschiedener Dimensionen sozialer Ungleichheit erörtert (vgl. u. a. Aulenbacher et al., 2010; Knapp, 2005). Die Bezeichnung Intersektionalität geht auf Kimberlé Crenshaw (1989) zurück. Sie benutzte die Metapher der Verkehrskreuzung, an der sich Machtwege (Geschlecht, Rasse, Ethnizität, Klasse) kreuzen, die in unterschiedlicher Weise die Marginalisierung bestimmter Gruppen bestimmen, überlagern und überschneiden (vgl. u. a. Collins, 1999). Sie brachte damit (für den US-amerikanischen Kontext) auf den Punkt, dass gesellschaftliche Ungleichheitslagen nicht angemessen erfasst werden können, wenn lediglich einzelne Dimensionen isoliert betrachtet oder Unterdrückungsdimensionen addiert werden. Das Bild der Straßenkreuzung sollte die Verwobenheit von Ungleichheit und Differenzen, die sich wechselseitig verstärken, abschwächen und verändern können, anschaulich machen. Ansätze, die sich auf dieses Konzept beziehen, sind mittlerweile vielfältig und Intersektionalität wurde dabei zu einem Passepartout, das zu mehr Komplexität auffordert (vgl. Knapp, 2008). Umstritten ist allerdings nach wie vor, ob die klassische Trias – *race, class, gender* – ausreicht und ob nicht noch weitere Dimensionen in Betracht gezogen werden müssen, u. a. sexuelle Orientierung, Alter, Bildung, Status und Berufsprestige. Vertreter\*innen einer gesellschaftstheoretischen Orientierung beharren auf ‚Rasse‘, Klasse und Geschlecht als Strukturkategorien für eine Analyse sozialer Ungleichheit (vgl. Degele, Winkler, 2009; Knapp, 2008), während diejenigen einer diskurstheoretischen Orientierung weitläufigere symbolische Repräsentationen aufgreifen. In einer konstruktivistisch-interaktionistischen Perspektive wird beispielsweise das *doing gender* zum *doing difference* ausgeweitet (vgl. Fenstermaker, West, 2001) und so der Herstellungscharakter sozialer Ungleichheit in den Blick genommen. In der weit verzweigten Debatte um Intersektionalität werden auch methodische Probleme bei der Analyse sozialer Ungleichheiten diskutiert, weil sich Diskriminierungserfahrungen an der Schnittstelle unterschiedlicher Kategorien von Differenz verorten lassen (vgl. Florin et al., 2018, 21). Auch die Genese der Differenzkategorien selbst ist Teil

der Intersektionalitätsforschung, denn diese kann das Augenmerk für die vielfältigen Dynamiken des Zusammenwirkens der Kategorien sozialer Differenzierung schärfen.

Mit Blick auf die Akteure im körpernahen Dienstleistungsbereich sind diese Debatten für Prozesse der Geschlechterkonstruktion instruktiv: Sie sensibilisieren für gesellschaftliche (institutionelle und organisatorische) Rahmenbedingungen, unter denen Geschlecht und Geschlechtszugehörigkeit im Erwerbsbereich als Ordnungskategorie dominant werden, ebenso wie für Prozesse der Neutralisierung der Differenz, mit der ein *undoing gender* korrespondiert (vgl. Heintz et al., 1997). Unter welchen Arbeits- und Lebensbedingungen werden Handlungsspielräume geöffnet oder verengt? Wann wird Geschlechterdifferenzierung relevant oder in den Hintergrund gedrängt bzw. außer Kraft gesetzt? Offengehalten wird ebenso, ob weitere (ungleichheitsgenerierende) Dimensionen wie etwa Alter, Bildung, Qualifikation, Status, Berufsprestige Relevanz besitzen, ob und wie sie sich verschränken, überlagern und als Differenzkategorien wirksam werden. Im Idealfall ergeben sich Leitkategorien oder Dimensionen erst während der Untersuchung; sie werden nicht a priori festgelegt.

### 3 Arbeit und Geschlecht

#### *Gendering von Arbeit*

Die Aufspaltung des Arbeitsmarktes in Frauen- und Männerberufe, Frauen- und Männerarbeitsplätze ist das Ergebnis tätigkeitsbezogener Konstruktionsprozesse, bei denen eine Verbindung zwischen Berufsarbeit und Geschlecht resp. vermeintlichen Geschlechterdifferenzen konstruiert wird (vgl. u. a. Wetterer, 2002). Dabei sind die als weiblich oder männlich codierten Arbeitsinhalte die Folge gesellschaftlicher Entwicklungsprozesse (vgl. Hausen, 1976). Relevant werden sie als geschlechtsspezifische Zuschreibungsprozesse, die jenseits von Qualifikation und Leistung der Individuen für eine ungleiche Integration und asymmetrische Positionierung im Berufssystem sorgen. Ob eine Arbeit als Frauenarbeit oder Männerarbeit klassifiziert wird, orientiert sich dabei nicht an den Arbeitsinhalten, sondern durchgängig und in erster Linie an der gesellschaftlichen Bewertung dieser Arbeit.

Männer und Frauen arbeiten schon immer überwiegend in getrennten Berufswelten, stabil ist allerdings lediglich die Segregation als solche, denn die konkreten beruflichen Trennlinien haben sich im Zuge des sozioökonomischen Wandels immer wieder verschoben.<sup>2</sup> Die „Geschlechtstypik von Tätigkeiten“, so Achatz (2008, 287), ist hochflexibel und mit sehr verschiedenen Arbeitsinhalten kompatibel. Indem eine Arbeit allerdings mit einem Geschlecht assoziiert wird, tritt sie den Handelnden als weiblich oder männlich konnotiert gegenüber. Eine solche „Vergeschlechtlichung“ (*gendering*) von Arbeit „erfordert dabei selbst ein Stück ‚Arbeit‘, sie muss hergestellt werden, weil sie eben nicht selbstverständlich oder ‚natürlich‘ gegeben ist“ (Gildemeister, Robert, 2008, 122–124).

### **Sameness taboo oder die Angst vor geschlechtlicher Grenzverwischung**

Der geschlechterdifferenzierende Konstruktionsmodus über Arbeitsteilung besagt also, dass Arbeit über das Unterscheiden der Geschlechter konturiert wird und nicht über die Unterscheidbarkeit als solche. Gayle Rubin (1975, 178) hat dies als „sameness taboo“ bezeichnet, der Angst vor geschlechtlicher Grenzverwischung. Um die Legitimität des Geschlechts als zentrales Ordnungsprinzip zu sichern, wird es notwendig, „symbolische und räumliche Markierungen“ (Heintz et al., 1997, 36) vorzunehmen, die die Differenzen zwischen dem Weiblichen und dem Männlichen sichtbar machen. Über eine solche formale Strukturlogik lassen sich die Geschlechter voneinander unterscheiden und zugleich in ein hierarchisches Verhältnis zueinander setzen. Die geschlechtsgebundene Zuordnung stellt auf diese Weise eine Art Superschema für die Organisation von sozialen Interaktionen bereit, sie wird über vergeschlechtlichte Zuschreibungen und Stereotype in Form von „gender status beliefs“ (Ridgeway, 2001, 256) wirksam. Berufe und Berufsbereiche, in denen vor allem Frauen arbeiten, erhalten wenig(er) Anerkennung und besitzen in der Regel einen geringen gesellschaftlichen Status (vgl. u. a. auch Gottschall, 2018). Der körpernahe Dienstleistungsbereich mit einem Frauenanteil von über 90 Prozent (vgl.

---

<sup>2</sup> Historisch und interkulturell angelegte Studien zeigen, dass Berufe ihr Geschlecht wechseln können (u. a. Cockburn, 1988; Willms-Herget, 1985), sodass aus Männerberufen Frauenberufe werden und vice versa.

Statistisches Bundesamt, 2018, 373) ist ein typischer Frauenarbeitsmarkt. Es handelt sich um einen Arbeitsmarkt mit überwiegend prekären Konstitutionsprinzipien wie gering standardisierte Ausbildung und Qualifizierung, überwiegend Teilzeitarbeit bzw. geringfügige Beschäftigung auf niedrigsten Besoldungsstufen (vgl. Busch, 2013), niedrige Eintrittsbarrieren und ein geringes Sozialprestige (vgl. Toerien, Kitzinger, 2007). Abgesehen vom traditionellen Friseurhandwerk sind viele Tätigkeitsfelder wie etwa Kosmetik, Nageldesign, Tätowieren oder Waxing keine geschützten (Ausbildungs-)Berufe (vgl. Klein, 2020). Es fehlen geregelte Zugangsvoraussetzungen sowie Ausbildungsstandards und Qualifizierungen, allesamt Indikatoren für einen geringen Professionalisierungsgrad. Auch dies stellt ein erhöhtes Prekaritätsrisiko für die Beschäftigten dar, da es keine „kollektiven Strategien zur Begrenzung des Marktrisikos“ (Pongratz, Simon, 2010, 31) gibt.

Für die männlichen Dienstleister im Feld der körpernahen Dienstleistungsarbeit heißt das, dass sie Positionierungsarbeit in verschiedener Hinsicht zu leisten haben. Sie wehren sich gegen das negative Image der Branche als Frauenarbeitsmarkt. Zugleich geht es immer auch um eine Arbeit am Unterschied: sie kämpfen „gegen eine geschlechtliche Grenzverwischung und die damit verbundene Gefahr einer symbolischen Verweiblichung und/oder der Gefahr der sexuellen Devianz“ (Liebold, Ettl, 2021, 115). Männliche Dienstleister im körpernahen Dienstleistungssegment stehen also unter besonderem Druck, das *sameness taboo* aufrechtzuerhalten.

### ***Doing Gender while doing work***

Forschungen zum *doing gender while doing work* zeigen, wie Geschlecht in Arbeitsfeldern hergestellt und reproduziert wird (u. a. Leidner, 1991; Lorber, 1999; Wetterer, 2002; Williams, 1989). Dabei lässt sich der Konstruktionsmodus vor allem dort gut verfolgen, wo er durchbrochen wird, wo also von der jeweiligen Minderheit in Berufen oder Tätigkeitsbereichen erhebliche Anstrengungen unternommen werden (müssen), eine sog. unpassende Geschlechtszugehörigkeit unsichtbar zu machen. Dabei wird deutlich, wie sich *doing gender* und *doing work* verschränken und „im ‚doing work‘ nicht nur Arbeitsleistungen entstehen, sondern als eine Art ‚Nebenprodukt‘ auch die geschlechtliche Zugehörigkeit bestätigt wird“ (Gildemeister, Robert, 2008, 231). Auffällig ist auch hier der erstaunlich variable Charakter von Geschlechtertopoi,

denn es gibt kaum eine Arbeit, die nicht entweder als männlich oder als weiblich gedeutet und auch inszeniert werden kann. Leidner (1991) etwa analysiert in ihrer Untersuchung über Versicherungsvertreter und -vertreterinnen sowie Angestellte von Fastfood-Ketten nicht nur die Plastizität der Geschlechtsidiomatik, sondern auch deren Asymmetrie und Machtimplikationen. Sie legt dar, dass es eine andere Bedeutung für männliche Beschäftigte hat, wenn sie ihre Arbeit als männlich definieren, als für Frauen, wenn sie ihre Arbeit als weiblich bezeichnen. Dies verweist auf den, wie es Knapp (1995, 176) formuliert hat, „übergreifenden Zusammenhang eines sozio-symbolischen Ordnungs- und Wertesystems und der gesellschaftlichen Organisation des Geschlechterverhältnisses“. Ein Minderheitenstatus hat unterschiedliche Konsequenzen für die Geschlechter, für Männer durchaus auch Vorteile, für Frauen eher Nachteile (vgl. u. a. Rohrman, 2006). Während Frauen gegen Ausgrenzung kämpfen und sie in typisierten Männerberufen gezwungen sind, die Geschlechterdifferenzen herunterzuspielen, ohne sie ganz verschwinden zu lassen – wie etwa die *female marines* in der Studie von Williams (1989) –, geht es bei Männern meist um Abgrenzung gegenüber Frauen und dem ‚Weiblichen‘. Dies hat offensichtlich auch damit zu tun, dass männliche Geschlechterstereotype (u. a. männliche ‚Coolness‘ bei Krankenpflegern in der Untersuchung von Heintz et al., 1997, 109) nicht im Widerspruch zu beruflichen Leistungsanforderungen stehen, sondern im Gegenteil, sie lassen Männer als wesensmäßig kompetent erscheinen. Insgesamt wird in verschiedenen Studien, die sich mit den beruflichen „cross gender freaks“ (Williams, 1989, 1) beschäftigen, gezeigt, dass es in der Regel Männer sind, die die Geschlechterdifferenz betonen. Eine solche Betonung von Differenz stützt anscheinend männliche Geschlechtsidentität und männliche Dominanz, mitunter haben solche beharrlichen Differenzsetzungen auch die Funktion, dass prestigeträchtigere Berufsbereiche Männerdomänen bleiben oder – mit Blick auf unsere Untersuchungsgruppe – eine Aufwertung der Arbeit von Männern in einem als weiblich etikettierten Berufsbereich nahelegen.

## 4 Körper und (Geschlechts-)Identität

Der körpernahe Dienstleistungsbereich ist ein boomender Wirtschaftszweig und auch Arbeitsmarkt. Die wirtschaftliche Bedeutung und die Dynamik der Ausdifferenzierung immer neuer Angebote rund

um den Körper lassen sich dabei als Ausdruck eines kulturellen Wandels interpretieren, in dem der Körper nicht mehr Schicksal, sondern zu einer individuellen Aufgabe und zum (Tausch-)Wert im Kampf um Anerkennung und Erfolg geworden ist (vgl. u. a. Meuser, 2010; Reckwitz, 2017). In der Gegenwartsgesellschaft ist der Körper gleichsam die „Visitenkarte des Subjekts“ (Klein, 2010, 459) geworden. Die Individuen stehen damit in der Verantwortung, für ihren Körper zu sorgen und ihn als „adäquate Kapitalform in einer Kultur der Sichtbarkeit“ (Schroer, 2005, 36) zum Einsatz zu bringen. Folglich haben die Bedürfnisse und Anforderungen zugenommen, in den eigenen Körper zu investieren und ihn auch mit professioneller Hilfe in Form zu bringen. Das Gebot der Selbstverantwortung für den eigenen Körper und die individuelle Arbeit daran können im Umkehrschluss auch als Versäumnisse resp. als ‚unterlassene Körperarbeit‘ gewertet werden, vor allem dann, wenn der Körper nicht den spezifischen Normvorstellungen entspricht. Dies alles trägt zum Erfolg der körpernahen Dienstleistungsbranche bei, die von der Kommerzialisierung des Körpers lebt und diese auch mit vorantreibt.<sup>3</sup>

Für die Ordnung des Sozialen (Hahn, Meuser, 2002) hat der Körper eine hohe Bedeutung, denn er stellt nach wie vor *die* Projektionsfläche der Selbstpräsentation dar, mittels derer vor allem Geschlecht und Geschlechtszugehörigkeit zur Geltung gebracht werden: „Nichts verbürgt das Geschlecht, das man ist, mehr als der Körper, den man hat“ (Meuser, 2010, 129). Demzufolge ist die „somatische Kultur der Geschlechterdifferenz“ (Meuser, 2010, 132) nach wie vor gemäß dem polaren Zuordnungsschema männlich versus weiblich strukturiert. Diese für den Geschlechterdiskurs der modernen bürgerlichen Gesellschaft konstitutive Ordnung beginnt nur allmählich ihre Bedeutung zu verlieren. In der Logik der bürgerlichen Konzeption der Geschlechterdifferenz ist der weibliche Körper empfindsamer und passiver, der männliche Körper leistungsfähiger, physisch effektiver und auch räumlich expansiver. Der Mann erscheint als Souverän seines Körpers, die Frau hingegen wird als das ‚Andere der Vernunft‘ konzipiert. Die Geschlechterpolaritäten sind zudem hierarchisch angeordnet, was zur Folge hat, dass es primär die Frauen waren (und noch sind), die den Zumutungen eines

---

<sup>3</sup> Beispielsweise hat sich die Anzahl der Betriebe im Bereich der Kosmetik zwischen 2000 und 2018 mehr als verdoppelt (vgl. ZDH, o. D.).

schönen Körpers in weitaus höherem Maße ausgesetzt waren als Männer. Männer schienen dem Diktat des Körperlichen lange Zeit entzogen, weil für sie Statusfragen eine wichtigere Rolle spielten (vgl. u. a. Honegger, 1991; Laqueur, 1992). Doch wie die Geschlechterverhältnisse insgesamt in Bewegung geraten, so verlieren die geschlechterdifferenzierende Zuordnung und damit zusammenhängend die hierarchisch-polare Codierung ihre Eindeutigkeit (vgl. Meuser, 2010, 137). Heute stehen auch Männer in der Verantwortung in das Projekt Körper zu investieren, auch sie werden zunehmend an einem (sexuell) fiten Körper gemessen, den es zu bearbeiten und richtig in Szene zu setzen gilt. Für sie gilt heute mehr denn je, dass die Arbeit am Körper gleichbedeutend ist mit sozialer Positionierung. In diesem Sinne ist Schönheitshandeln (*beautification*) ein „Medium der Kommunikation“ (Degele, 2004, 2), das der Inszenierung der eigenen Außenwirkung dient, über die soziale Anerkennung erreicht und über die (Geschlechts-)Identität gesichert werden kann. Männliche Identität ist heute zunehmend an Körperarbeit gebunden und Männlichkeit wird damit auch eine Frage der adäquaten Körperpräsentation.

Körperarbeit braucht einen Markt und der Markt wiederum schafft Konsumbedürfnisse nach Produkten und Praktiken für die Arbeit am männlichen Körper. Ob Maniküre, Enthaarung, Hautpflege oder dekorative Kosmetik, Dienstleistungen und Schönheitsprodukte werden nun auch für den Mann relevant. In den einschlägigen Drogerieketten werden vermehrt Kosmetikserien über Gender-Marketing präsentiert und beworben. Zugleich gibt es immer mehr Männer, die im körpernahen Dienstleistungssegment Fuß fassen, in professionellen Kontexten am Körper anderer arbeiten und ihre Dienstleistungen auch exklusiv für eine männliche Kundschaft adressieren. Darum soll es im Folgenden gehen.

## **5 Männer als Dienstleister im körpernahen Dienstleistungsbereich**

Männliche Dienstleister, die sich im Feld der körpernahen Dienstleistungsarbeit behaupten, wenden verschiedene Strategien an, um die Passung zwischen dieser Arbeit und einer geschlechtsspezifischen Selbstpräsentation herzustellen. In unseren Analysen lassen sich diese auf unterschiedlichen Ebenen identifizieren, so etwa im Reden der

Dienstleister über sich, ihr berufliches Selbstverständnis und das Dienstleistungsarrangement sowie über räumliche und symbolische Markierungen.<sup>4</sup>

## Gender-Marketing: „Komm wenn du ein Mann bist“

Die öffentlichen Vermarktungsstrategien von Produkten und Dienstleistungen für Männer sind schon deshalb auffallend und provokativ, weil sie eine essenzielle Geschlechterdifferenz und eine Abgrenzung zum ‚Weiblichen‘ geradezu beschwören. Die Logos und Namen vieler neuer Kosmetikprodukte für Männer haben beispielsweise archaische und animalische Namen wie Man Cave, The Bluebeards Revenge oder Bull Dog. Auch hypermaskuline Klischees des kriegerischen Mannes werden bedient, so etwa, wenn Duschgels Victory League heißen und Make-Up für Männer als War Paint vermarktet wird („Schminke für den Mann mattiert nicht, sie tarnt“ (Stremmel, 2020)). Auch die Werbestrategien, mit denen die Läden und Shops ein männliches Publikum adressieren, folgen diesem Muster. Sie sind auffällig geschlechterpolarisierend inszeniert: „Komm wenn du ein Mann bist“ (Barbershop), „Bringt die Hunde mit, lasst die Mädels zu Hause“ (Kosmetiksalon). Eindeutig sexualisierte Angebote für ein männliches Publikum gehören ebenso dazu, so etwa eine Herren-Maniküre, die als „Die schnelle Nummer“<sup>5</sup> angepriesen wird. Eine weitere Strategie, Männer für Kosmetik und Kosmetikbehandlungen zu gewinnen, ist, sie niedrigschwellig anzubieten. Offenkundig wird damit die Funktionalität von Körperpflege zentral. Ein Mann lege nicht viel Wert auf Äußerlichkeit und die für die eigene Inszenierung aufgewendete Mühe und Zeit darf nicht sichtbar werden. Zugleich wird Körperarbeit für

---

<sup>4</sup> Die Daten, die unseren empirischen Analysen zugrunde liegen, wurden mit verschiedenen Verfahren erhoben: zum einen mittels narrativer Interviews mit den Dienstleistern über ihre beruflichen Werdegänge und Berufserfahrungen, zum anderen mittels teilnehmender Beobachtung im Rahmen von Feldethnographien. Von Interesse waren hier vor allem die alltägliche Arbeitspraxis sowie die jeweilige Atmosphäre in den Studios und Salons. Schließlich wurden auch Texte der Außendarstellung und der Selbstinszenierung analysiert, u. a. Homepages, Broschüren, Flyer, Plakate. Ausgewertet wurden die Daten mit hermeneutisch-rekonstruktiven Auswertungsmethoden (dokumentarische Methode, Grounded Theory).

<sup>5</sup> Online unter <https://hammerundnagel.de/>. Zugriff am 10.02.2022.

Männer dann attraktiv, wenn sie mit einer Attitüde der Nachlässigkeit daherkommt und/oder zur ‚notwendigen Nebensache‘ erklärt wird. So werden beispielweise die Kosmetikprodukte in einem Kosmetikstudio für Männer als Reinigungsmittel für „saubere Hände“ oder „saubere Füße“ beworben, und zwar in Tiegeln, die auch in einer Garage stehen könnten, zumindest wird dieser Eindruck suggeriert.

Alle diese Marketingstrategien sollen einer männlichen Kundschaft die Gewissheit vermitteln, sich auf männlichem Terrain zu bewegen. Die Gefahr der Verwischung von Geschlechtergrenzen scheint damit gebannt. Verschiedene Untersuchungen über mediale Repräsentationen, an die unsere Beobachtungen anschließen, zeigen, dass in der Werbung nach wie vor soziale Differenzkategorien wesentlich sind und darüber auch vermittelt wird, wie Männer und Frauen sein sollen (vgl. u. a. Thiele, 2015). Obwohl Werbung zu den medialen Gattungen gehört, die sich rasant wandeln, erweisen sich geschlechterstereotype Darstellungen als ausgesprochen beständig. Im Feld der körpernahen Dienstleistungsarbeit kommt ein provokatives Gender-Marketing vor allem dort zum Einsatz, wo explizit ein männliches Publikum angesprochen wird. In Bereichen der Dienstleistungsarbeit, in denen sowohl Frauen als auch Männer arbeiten, u. a. im Friseurberuf oder im Tätigkeitsbereich des Tätowierens, fehlen solche offensiven geschlechterstereotypen Werbestrategien. Körper-Identitäten werden hier vor allem über Lifestyle vermittelt und vermarktet.

## **Räume und Atmosphären: „Mehr mit Leder, mehr mit Backsteinen“**

Die verschiedenen Studios und Salons, die explizit den Mann als Kunden adressieren, heißen u. a. „Herrengarage“, „Feinschliff“ oder „Hammer & Nagel“ und erinnern damit bereits über ihre Namensgebung an Autowerkstätten, Manufakturen oder handwerkliche Arbeit. Die Namensgebung der Räume soll mit Mannsein und Männlichkeit assoziiert werden können. Manche dieser Studios sprechen in ihren Anzeigetexten „echte Kerle“ an, die sich „aufpolieren“ lassen wollen, andere wiederum kultivieren ihre Angebote über einen Lifestyle für den modernen Gentleman oder den distinguierten Herrn. Exemplarisch hierfür steht ein Kosmetikstudio für Männer, mit dessen Geschäftsführer ein Interview geführt wurde. Dieses Kosmetikstudio wird ausdrücklich

als Pflegemanufaktur vermarktet. Im Interview spricht unser Interviewpartner ausführlich über die Bedürfnisse und auch Gefühle von Männern, die sich pflegen lassen wollen, sich aber unwohl fühlen in einer Umgebung, die an „Rosa“ und „Chichi“ weiblicher Kosmetikstudios erinnert. So entstand die Idee, eine Bar in das Kosmetikstudio zu integrieren. Kunden können sich nun vor oder nach der Behandlung bei einem Glas Whisky oder Bier entspannen:

Sage ich: ‚Mensch, wo geht der Mann gern hin? Er trinkt gerne Bier an der Bar‘. Und so hab’ ich einfach ein Mischkonzept entwickelt, alles bissle maskuliner. Mehr mit Leder, mehr mit Backsteinen irgendwie und net einfach so Rosa, Chichi, wie man es kennt, die Kosmetikstudios. Die ja weltweit meines Erachtens, gleich sind oder sehr ähnlich.

Das Interieur eines Kosmetikstudios für Frauen wird in der Perspektive dieses Interviewpartners auf Dekor reduziert und bleibt somit äußerlich. Das Männliche am Kosmetikstudio für Männer hingegen wird über edle und solide Materialien ausgewiesen, Artefakte, die Wertigkeit und Klarheit vermitteln sollen. Das Design und die Robustheit der Materialien deklarieren den Dienstleistungsraum für Männer zum stillvollen Ort des Genusses. Die Schwarz-Weiß-Fotografien an den Wänden (u. a. Muhammad Ali, Motorräder), die High-End-Produkte zur Pflege von hochwertigen Lederschuh und die Beautycremes in antik anmutenden Tiegeln und Flaschen vermitteln den Eindruck heterotoper Orte, an denen homosoziale Vergemeinschaftung (noch) gelebt werden kann. Im Untertitel des Werbeprospekts des Studios steht dann auch: „Für Männer, die einfach mal unter sich sein wollen“. Zwischen den Zeilen wird hier eine vergangene Zeit aufgerufen, in der die geschlechtliche Rollenverteilung eindeutig und geschlechtsexklusive Räume Normalität waren. Bemerkenswerterweise spricht unser Interviewpartner nicht über kosmetische Behandlungsmethoden. Die Dienstleistungsarbeit am Körper (u. a. Fußpflege, Maniküre, Gesichtsbehandlungen) kommt im Kontext dieser konstruierten Männerwelt eher nebensächlich daher.

## **Handwerk, Technik und Maschinen: „da kommt der Mann und der Techniker in mir durch“**

Möglichkeiten für Männer, sich im weiblich etikettierten körpernahen Dienstleistungssegment zu positionieren, liegen in einer ‚Bedeutungs-

verschiebung<sup>6</sup> der Dienstleistungsarbeit. Das heißt, in den Selbstbeschreibungen einiger Interviewpartner spielt der Personenbezug des Dienstleistungsverhältnisses (u. a. Zugewandtheit, Empathie) kaum eine Rolle, zumindest wird er nicht thematisiert.<sup>6</sup> Im Vordergrund der Selbstdarstellung steht vielmehr der Produktionsprozess der Dienstleistungsarbeit über den Einsatz von Maschinen und mittels Technik sowie über handwerkliche oder technische Kompetenzen und Fähigkeiten. Mit dieser Fokussierung scheint es den Dienstleistern besser zu gelingen, körpernahe Dienstleistungsarbeit als Männerarbeit zu identifizieren.<sup>7</sup> In den Interviews dokumentiert sich dieses Selbstverständnis zum einen in der Art und Weise, wie die Dienstleistung als Handwerk über ganz konkrete Tätigkeiten dargestellt wird, u. a. über das Ausreinigen von verstopften Poren, das Freilegen von zugewachsenen Nasen- und Ohrlöchern, das Stutzen von Barthaaren und das Stechen der Haut beim Tätowieren. Eine Variante ist die Rahmung der körpernahen Tätigkeiten als Technik, bei der Haut und Haar als Arbeitsmaterialien (u. a. der Hautstich beim Tätowieren) genutzt werden. Die Arbeit am Körper wird damit versachlicht und entspricht so den Vorstellungen eines scheinbar männlichen Arbeitsmodus, bei der das Material, dessen Bearbeitung und das Produkt im Vordergrund stehen. Zum anderen wird auch der Maschineneinsatz herausgestellt und damit verbunden die Verzahnung von technikorientierter Arbeit und spezialisiertem (Berufs-)Wissen. Auf diesen Konnex von Männlichkeit und Technik rekurren die Dienstleister regelmäßig in ihren Tätigkeitsbeschreibungen („da kommt der Mann und der Techniker in mir durch“). Manche Dienstleister stilisieren sich als Technik-Freaks in einer Branche, in der sich in den letzten Jahren ein Trend zur Apparate-Kosmetik entwickelt hat und damit auf möglichst rasch sichtbare Resultate durch High-Tech-Behandlungen gesetzt wird.

---

<sup>6</sup> Wesentliche Merkmale körpernaher Dienstleistungsarbeit sind u. a. Interaktionsarbeit (Wehrich, Dunkel, 2012), Emotionsarbeit (Hochschild, 2003) oder auch Beziehungsarbeit (Klein, 2020). Weiterhin spielt neben dem Produkt der Dienstleistung (Haarschnitt, Gesichtsreinigung) auch die Herstellung von Wohlbefinden eine Rolle (Böhrer et al., 2019; Liebold, Ettl, 2021).

<sup>7</sup> Dass Männer sich vor allem mit technischen oder handwerklichen Berufen identifizieren können, ist statistisch und durch Studien belegt (u. a. Collmer, 1999; zit. n. Baur, Luedtke, 2008, 13).

Behandlungen wie Hautanalyse, Microneedling und Dermabrasion erfordern hochpreisige Geräte – ein Interviewpartner erläutert dazu:

[...] also zum Beispiel, das Gerät ist vom Motor her, also diese Pens sehen alle so aus. Das Innenleben ist aber entscheidend. Also was hier drin steckt, ist viel mehr Technik. Der kostet 'n Vielfaches von den anderen Geräten, der kostet paar tausend Euro. Man kriegt den aber auch schon für 300 Euro.

Mit der Fokussierung auf die Funktionsweise und den monetären Wert von technischen Geräten bewegt sich der zitierte Interviewpartner auf gewohntem Terrain. Durch sein Interesse an Technik und Maschinen kann er sich als Mann in einer Branche behaupten, die vor allem im Bereich der Kosmetik noch eine Frauendomäne ist.

### **Kompetenzunterstellungen: „einem Mann wird immer mehr Know-how zugesprochen“**

Andere Dienstleister wiederum profitieren von der Unterstellung, dass sie als Männer Technik-Kompetenz gleichsam von Natur aus mitbrächten. Das folgende Fallbeispiel aus unserem Sample soll illustrieren, wie es einem Dienstleister gelingt, geschlechtsspezifische Kompetenzzuschreibungen zu nutzen und sich mit Hilfe von Geschlechterklischees auf einem hart umkämpften Markt um Kund\*innen zu positionieren. Es handelt sich um einen selbständigen Kosmetiker, der Männer, vor allem aber Frauen behandelt. Wie andere Dienstleister\*innen ist auch er auf Umwegen zur Kosmetik gekommen. Vor einigen Jahren hat er sich auf die sog. Gerätekosmetik spezialisiert und bis dato mehrfach in die Anschaffung hochpreisiger technischer Geräte zur Durchführung von apparativen Kosmetikbehandlungen investiert. Die Einlagen hätten sich mittlerweile finanziell gelohnt, das Kosmetikstudio habe sich erfolgreich auf dem Markt etablieren können. Dieser Geschäftserfolg wird im Interview breit erörtert und ist ein wesentlicher Teil seiner berufsbiographischen Erzählung. Bevor der Interviewpartner das Kosmetikstudio eröffnet, arbeitete er mehrere Jahre als Maschinenbauingenieur in einem Produktionsbetrieb. Betriebliche Umstrukturierungsmaßnahmen sowie Schwierigkeiten mit seinem Chef werden als Faktoren genannt, sich ein neues Beschäftigungsfeld zu suchen. Durch seinen neuen Lebensgefährten, der als Heilpraktiker in eigener Praxis arbeitet, lernt er die Vorteile der

Selbständigkeit kennen. Eine zufällige Begegnung mit einer Kosmetikerin, die ihm von ihrem Arbeitsfeld erzählt, wird als Wink verstanden. Alles zusammen, so rekonstruiert er es im Interview, führt zur Entscheidung, ein Kosmetikstudio zu eröffnen. Dass es ihm als Mann gelungen ist, sich im Feld der Kosmetik erfolgreich zu behaupten, wird von ihm selbst darauf zurückgeführt, dass er sich auf apparative Kosmetik spezialisiert und damit von der herkömmlichen Kosmetik (die „Kuschelkosmetik“, so seine Formulierung) distanziert hat. Über die Apparatkosmetik konnte er sich in einem weiblich etikettierten Berufsfeld professionalisieren, weil ihm als Mann von einer vor allem weiblichen Kundschaft technische Fähigkeiten und Kompetenzen zugeschrieben werden. Zugleich korrespondiert die Gerätekosmetik mit seiner beruflichen Identität als Ingenieur und mit seiner Geschlechtsidentität als Mann. In der folgenden Interviewpassage deutet er seinen Erfolg vor dem Hintergrund dieser geschlechtsspezifischen Kompetenzunterstellungen:

Verkaufe das dementsprechend halt natürlich auch, weil ich das Hintergrundwissen gebe. Und da merk' ich halt, (.) da passt der Mann auch besser wieder in die Kosmetik, weil ganz unbewusst, so unter uns gesprochen, sagen auch viele Kundinnen, ist es halt einfach so, einem Mann wird immer mehr Know-how zugesprochen (.) [...] ja, der weiß ja, was er macht, da geh ich doch nicht zu Nicoles Nagelstübchen so und lass mich da behandeln. Also das ist auch so 'n Grund, was es bei mir nochmal äh jetzt, wo ich jetzt viel besser in diese Branche reinpasse.

Es lässt sich festhalten: Geschlechterstereotype verhelfen männlichen Dienstleistern zur Aufwertung ihrer Beruflichkeit in einem weiblich etikettierten Beschäftigungsfeld. Die Passung zwischen technikbasierter Dienstleistungsarbeit und dem Selbstverständnis als Mann gerät im vorgestellten Fallbeispiel zu einem marketingstrategischen Vorteil. Obgleich die stereotypen Zuschreibungen erkannt und auch reflektiert werden, werden sie genutzt, um das Geschäftsmodell zu sichern und das eigene Selbstkonzept als Mann in Einklang mit Erwerbsarbeit zu bringen.

## **Das berufliche Selbstverständnis als Geschäftsmann und Unternehmer**

Die zentrale Bedeutung des Berufs und/oder der ausgeübten Erwerbsarbeit für männliche Identität lässt sich noch über ein weiteres Selbst-

präsentationsschema der Akteure rekonstruieren, nämlich über dasjenige als Geschäftsmann und Unternehmer – Sozialfiguren, die dem Alltagsverständnis gemäß männlich und erfolgreich sind, führungsstark und häufig durch kompetentes Wirtschaften wohlhabend geworden (vgl. Moebius, Schroer, 2010).<sup>8</sup>

Selbstmodellierungen, die das Unternehmerische der Dienstleistungsarbeit akzentuieren, finden sich vor allem im Barbier- und Kosmetikbereich sowie im Bereich des Tätowierens. Obgleich auch weibliche Dienstleisterinnen die Sozialfigur einer Unternehmerin verkörpern, fällt auf, dass es vor allem die männlichen Dienstleister sind, die ihren Geschäftssinn, ihre Risikobereitschaft, ihre Entschlusskraft und auch ihre Führungskompetenz herausstellen – allesamt Eigenschaften, die den Vorstellungen einer hegemonialen Männlichkeit entsprechen.<sup>9</sup> Die Strukturen und Ingredienzen ihrer als Erfolgsgeschichte gerahmten Berufsbiografien, aber auch die Geschichten über erfolgreiche Geschäftsmodelle stimmen weitgehend überein: Der Ausgangspunkt ist das Entdecken einer Marktlücke, die als Chance für die Entwicklung einer Geschäftsidee steht und zum richtigen Zeitpunkt in ein vielversprechendes Geschäftsmodell umgesetzt wird. Zukunftsvisionen spielen dabei ebenso eine Rolle: Das fortwährende Registrieren und Reagieren auf neue Entwicklungen des Marktes. So berichten etwa Tätowierer von Zusatzangeboten für die Tattoo-Entfernung und Dienstleister im Kosmetikbereich sprechen über ihre neuen High-Tech-Geräte oder stellen die Entwicklung einer eigenen Produktlinie vor. Über die Routinen des Arbeitsalltags wird auffällig wenig gesprochen. Prekaritätsrisiken, die mit einer wirtschaftlichen Selbständigkeit einhergehen, werden in den Interviews nur auf Nachfragen und dann

---

<sup>8</sup> Sozialfiguren sind Figuren des Sozialen, die in den Medien und den gesellschaftlichen Diskursen eine Schlüsselstellung einnehmen. Der ‚Berater‘, der ‚Manager‘ oder die ‚Diva‘ sind zeitgebundene historische Gestalten, anhand derer ein spezifischer Blick auf die Gegenwartsgesellschaft geworfen werden kann. Sozialfiguren ermöglichen einen Blick auf die vielfältigen Möglichkeiten der Fremd- und Selbstbeschreibung (vgl. Moebius, Schroer, 2010).

<sup>9</sup> Hegemoniale Männlichkeit verstehen wir mit Connell (1999) als Muster von Männlichkeit, dem Weiblichkeit und auch andere Formen von Männlichkeit untergeordnet sind. Obgleich das hegemoniale Männlichkeitsmuster nur von den wenigsten Männern verwirklicht wird, lässt es sich als verbindliches Orientierungsmuster verstehen, zu dem sich Männer positionieren müssen.

auch nur am Rande thematisiert. Besonders im Kosmetiksektor, in dem es erst seit einigen Jahren das Format des Kosmetiksalons für den Mann gibt, stellen die Interviewpartner darauf ab, dass die Kosmetikbehandlung für den Mann nicht etwa nur ein Pendant zum Kosmetikangebot für Frauen darstellt, sondern eine Innovation in jeder Hinsicht. Vor dem Hintergrund von Feststellungen wie „Kosmetikstudios, wo Frauen hingehen, sehen ja im Prinzip auf der ganzen Welt gleich aus“, wird das Kosmetikangebot für den Mann als findiger Einfall gerahmt, bei dem es darum geht, etwas Neues zu schaffen und eine Marktlücke zu schließen. In den Interviews wird über Businesspläne (ihrer Geschäfte) gesprochen und die eigene kaufmännische Expertise herausgestellt. Ein damit korrespondierendes Erzählmotiv ist, den eigenen ‚Erfolg unter widrigen Bedingungen‘ zu pointieren. Sich in einem boomenden Markt zu etablieren, wird als ein (Wett-)Kampf beschrieben, der nur gewonnen werden kann, wenn Risikobereitschaft und Entschlossenheit vorhanden sind – seit jeher Tugenden für ‚richtige Männer‘ und für Geschäftsmänner unverzichtbare Eigenschaften.

## **Kulturgeschichtliche Normalisierung der Körperpflege für Männer**

In den Interviews wird regelmäßig auf die Kulturgeschichte der Körperpflege für Männer hingewiesen. Das, was Männern heute geboten wird, sei keineswegs neu, sondern habe eine lange Tradition. Für Dienstleister scheinen diese Verweise wichtig zu sein, da es auch darüber gelingt, den Konsum von Körperpflege für Männer zu normalisieren und zu legitimieren. Zugleich kann über einen solchen kulturgeschichtlichen Blick eine deutliche Abgrenzung zur weiblichen Schönheitspflege geschaffen werden. Bei Frauen ginge es von jeher um Äußerlichkeiten, weil ihre Attraktivität an ihre physische Erscheinung gebunden sei. Der männliche Körper hingegen werde primär in den Dimensionen von Aktivität und Funktionalität wahrgenommen. Männliche Körperpflege sei damit vor allem zweckgebunden und notwendig. Sie diene der Gesundheit, der Ertüchtigung und der körperlichen Leistungsfähigkeit, um ‚männliche‘ Aufgaben in der Gesellschaft erfüllen zu können. Die folgenden Ausführungen zum kulturgeschichtlichen Kontext der Männerpflege von einem unserer Interviewpartner bringen alle diese Dimensionen zum Ausdruck. In stark vereinfachten Bildern wird der Bogen von der Antike bis zur Gegen-

wart gespannt und auf Figuren rekurriert, die bis heute hegemoniale Männlichkeitsideale verkörpern.

Diese Männerpflege (.) ist ja uralte eigentlich. Also auch eine römische Kohorte hatte täglich eine Pflege. Ein gesunder Soldat ist ein wehrhafter Soldat. [...] Da wurde schon Fußpflege gemacht, mit Steinen wurde die Hornhaut entfernt. Also geschichtlich die Bartpflege: Bärte waren auch net so lang, damit im Nahkampf keiner daran zieht. Auch die Haare wurden geschnitten, auch die Fingernägel, weil wie soll man ein Schwert so halten? [...] Also das Thema ist eigentlich so alt wie das alte Rom.

Hier wie auch in anderen Interviews ist die Bartpflege ein vielzitiertes Beispiel der Dienstleister, die Praktiken der männlichen Körperpflege kulturhistorisch zu kontextualisieren. Einst populär und verbreitet,<sup>10</sup> ging sie „in den letzten fünfzig Jahren verloren“, so formuliert es ein Interviewpartner und rahmt damit die gegenwärtige Renaissance des Barbierhandwerks. Vor allem Dienstleister mit Migrationshintergrund verweisen auf die Tradition des Barbiergewerbes in ihrer Kultur und auf das hohe Ansehen, das dem Barbier im arabischen und türkischen Hamam seit Jahrhunderten gewiss ist.

Die kulturgeschichtlichen Verweise und historischen Herleitungen machen deutlich, dass es für die Dienstleister relevant ist, der Arbeit am männlichen Körper (dem eigenen wie dem fremden) eine Geschichte zu geben. Betont wird deshalb, dass es sich bei den vielfältigen Angeboten nicht um Modetrends handelt, sondern um jahrtausendealte Gewerbe, die in unterschiedlichen Kulturkreisen hoch angesehen waren und sind. Bemerkenswerterweise wird auch hier die Begründungslogik durch ein rhetorisches *Boundary Work*<sup>11</sup> konturiert. Als Leitdifferenz gilt nach wie vor die Polarität männlich versus weib-

---

<sup>10</sup> „Die Rasur der Bart- und Körperhaare zählt zu den ältesten und wichtigsten Techniken der Körpergestaltung“ (Breuss, 2018, 116–117).

<sup>11</sup> *Boundary Work* umfasst verschiedene Strategien, mit denen sich Gruppen gründen, aufrechterhalten, voneinander abgrenzen oder auch auflösen. Symbolische und/oder rhetorische Marker wie etwa Sprache, Gesten, (Kultur-)Objekte rahmen die Zusammengehörigkeit, die eine Voraussetzung jeder sozialen Gruppe ist. Insofern wirkt *Boundary Work* innerhalb einer Gruppe und vermittelt gleichzeitig die Grenzziehung nach außen. *Boundary Work* findet in privaten und Arbeitsbeziehungen, in Berufs- und sämtlichen sozialen Lebensbereichen statt (vgl. O'Mohony, 2013, 34–35).

lich. Die Pflege des männlichen Körpers und die Dienstleistungsangebote für Männer werden im geschichtlichen Rückgriff als ausdifferenzierte Kulturtechniken herausgestellt, die sich nicht mit der kosmetischen Praxis von Frauen vergleichen lassen. Dies wird allerdings gebrochen mit Blick auf ethnische Zugehörigkeit und Milieuzugehörigkeit. Während im Kosmetikbereich die Geschlechterdifferenzen nach wie vor eine große Rolle spielen, ist die Abgrenzungsdynamik im Tätowierbereich anders gelagert. Geschlecht steht hier als Differenzkategorie eher im Hintergrund. Da das Tätowieren zunächst vor allem von Seeleuten, Soldaten und Abenteurern ausgeübt worden ist (vgl. u. a. Oettermann, 1979; Sanders, Vail, 2008), geht es den Tätowierern heute vor allem um eine Abgrenzung zu „marginalisierten Männlichkeiten“ (Baur, Luedtke, 2008, 11), nämlich vom Stereotyp des Tätowierers als einer Existenz am Rande der Gesellschaft und dem damit im Zusammenhang stehenden Image von Devianz.

## **6 Fazit**

Unser Beitrag fokussierte auf den Zusammenhang von (Körper-)Arbeit und Geschlecht im Dienstleistungssektor und nahm dabei eine kleine, aber keineswegs unauffällige Gruppe von Dienstleistern in den Blick, die sich über ein aggressives Gendermarketing auf dem boomenden, aber auch hart umkämpften Körpermarkt zu etablieren versucht. Unsere Ergebnisse zeigen, dass für diese männlichen Dienstleister die Passung von Arbeit und Geschlecht ein zentrales Moment ihrer Berufsidentität darstellt und dass sie offensichtlich unter Druck stehen, die nach wie vor weiblich etikettierte Körperarbeit mit dem eigenen Geschlechterverständnis zu synchronisieren. Zugleich geht es immer auch darum, gegen die fehlende gesellschaftliche Anerkennung und das prekäre Sozialprestige der Berufe und Tätigkeiten im körpernahen Dienstleistungsbereich anzukämpfen. Beides, sowohl die Integration als Minderheit in einen Frauenarbeitsmarkt als auch der Kampf für ein besseres Image der körpernahen Dienstleistungsarbeit, geschieht bemerkenswerterweise nicht über die Aneignung von Arbeitsinhalten und Professionalisierung – zumindest steht dies nicht im Vordergrund der Selbstvermarktung und auch Selbstthematizierung der Akteure. Vielmehr werden über ein *Boundary Work* Geschlechterdifferenzen markiert, um so männliche Identität und ein männliches Zusammengehörigkeitsgefühl erlebbar zu machen. Auf symbolischer,

rhetorischer und performativischer Ebene kommen Strategien der Geschlechterdifferenzierung zum Einsatz, die allesamt die Vorstellung transportieren, dass sich Männer und Frauen unterscheiden, die Geschlechterrelation hierarchieförmige Differenzen impliziert und damit folglich Männerarbeit anders zu sein hat als Frauenarbeit. Die Verbindung zwischen Erwerbsarbeit/Berufsarbeit und Geschlecht wird analog zu den im Alltagswissen fest verankerten Männlichkeits- und Weiblichkeitsvorstellungen plausibilisiert. Auffällig betont werden polarisierende und naturalisierende Geschlechterkonstruktionen, die das Gleichheitstabu im Arbeitsleben fundieren. Obwohl in der Dienstleistungspraxis kaum Unterschiedliches getan wird, was es rechtfertigen würde, Differenzierungen nach Geschlecht einzuführen, werden erhebliche Anstrengungen unternommen, die Arbeit zweigeschlechtlich ‚aufzuladen‘. Im Rekurs auf Stereotype werden nicht nur Unterschiede betont, sondern auch vorurteilsbehaftete Selbsteinschätzungen kultiviert. Die Studios und Salons werden zu Schauplätzen der Geschlechterinszenierung.

Obwohl die Geschlechterordnung insgesamt in Bewegung geraten ist, tradierte Grenzen zwischen den Geschlechtern aufbrechen und auch die geschlechtliche Codierung der Körper ihre polare Eindeutigkeit zu verlieren scheint (vgl. Feldmann et al., 2020), haben Geschlecht und das Gleichheitstabu als Ordnungsprinzipien kaum an Bedeutung verloren. Nach wie vor stellt die im Modus der sozialen Konstruktion von Geschlecht verankerte Arbeitsteilung eine der zentralen Grundlagen für den geschlechtersegregierten Arbeitsmarkt dar – zugespitzt im hier zur Debatte stehenden körpernahen Dienstleistungsbereich, in dem Mannsein/Männlichkeit über geschlechtsspezifische Abgrenzungsstrategien behauptet wird und aus der Sicht der Akteure auch behauptet werden muss. Die polare Gegenüberstellung von Weiblichkeit und Männlichkeit wird hier als ‚innere Natur‘ inszeniert und offensiv vermarktet. Dies ist auch insofern bemerkenswert, als geschlechtersegregierte Räume im weiten Feld der Körperarbeit nicht mehr typisch sind. Man denke etwa an Friseurgeschäfte oder Tätowierstudios, in denen Frauen und Männer alltäglich zusammenarbeiten. Möglicherweise ist Geschlecht auch hier eine relevante Kategorie für Differenzierung, sie steht allerdings nicht mehr im Vordergrund der Außendarstellung, sondern wird von anderen Differenzkategorien wie Status und Berufserfahrung überlagert oder spielt eben keine Rolle mehr.

## Bibliographie

- Achatz, J. (2008): „Geschlechtersegregation im Arbeitsmarkt.“ In: Abraham, M., Hinz, T. (Hrsg.), *Arbeitsmarktsoziologie. Probleme, Theorien, empirische Befunde*. Wiesbaden: VS Verlag, 263–301.
- Aulenbacher, B., Meuser, M., Riegraf, B. (Hrsg.) (2010): *Soziologische Geschlechterforschung*. Wiesbaden: VS Verlag.
- Baur, N., Luedtke, J. (2008): „Konstruktionsbereiche von Männlichkeit. Zum Stand der Männerforschung.“ In: Baur, N., Luedtke, J. (Hrsg.), *Die soziale Konstruktion von Männlichkeit: hegemoniale und marginalisierte Männlichkeiten in Deutschland*. Opladen: Barbara Budrich, 7–30.
- Bereswill, M. (2019): „Einleitung.“ In: Bereswill, M. (Hrsg.), *Geschlecht als sensibilisierendes Konzept*. Weinheim, Basel: Beltz Juventa, 7–16.
- Blumer, H. (1954): „What is Wrong with Social Theory?“ *American Sociological Review*, 19, 1, 3–10.
- Böhrer, A., Liebold, R., Röbenack, S. (2019): „Nacktheit im Kontext professioneller Dienstleistung am Körper – Erkundungen zur Arbeit an Haut und Haar.“ In: Allolio-Näcke, L., Oorschot, J. van, Versteegen, U. (Hrsg.), *Nacktheit – transdisziplinäre anthropologische Perspektiven*. Münster: LIT Verlag, 225–239.
- Breuss, S. (Hrsg.) (2018): *Mit Haut und Haar. Frisieren, Rasieren, Verschönern*. Wien: Metroverlag.
- Busch, A. (2013): *Die berufliche Geschlechtersegregation in Deutschland. Ursachen, Reproduktion, Folgen*. Wiesbaden: Springer VS.
- Cockburn, C. (1988): *Die Herrschaftsmaschine. Geschlechterverhältnisse und technisches Know-how*. Hamburg: Argument Verlag.
- Collins, P. H. (1999): „Moving Beyond Gender: Intersectionality and Scientific Knowledge.“ In: Ferree, M. M., Lorber, J., Hess, B. B. (Hrsg.), *Revisiting Gender*. London, Thousand Oaks, New Delhi: Sage, 261–284.
- Collmer, S. (1999): „Genderisierte Technik: Entwicklungslinien der Theoriebildung und empirische Befunde.“ In: Collmer, S., Döge, P., Fenner, B. (Hrsg.), *Technik – Politik – Geschlecht*. Bielefeld: USP International, 55–76.
- Connell, R. W. (1999): *Der gemachte Mann. Konstruktion von Krise von Männlichkeiten*. Opladen: Leske & Budrich.
- Crenshaw, K. W. (1989): „Demarginalizing the Intersection of Race and Sex: A Black Feminist Critique of Antidiscrimination Doctrine, Feminist Theory and Antiracist Politics.“ *University of Chicago Legal Forum*, 1989 (1), 139–167.
- Degele, N. (2004): *Sich schön machen. Zur Soziologie von Geschlecht und Schönheitshandeln*. Wiesbaden: VS Verlag.

- Degele, N., Winkler, G. (2009): *Intersektionalität. Zur Analyse sozialer Ungleichheiten*. Bielefeld: transcript.
- Feldmann, D., Keilhauer, A., Liebold, R. (2020): „Einleitung.“ In: Feldmann, D., Keilhauer, A., Liebold, R. (Hrsg.), *Zuordnungen in Bewegung: Geschlecht und sexuelle Orientierung quer durch die Disziplinen*. Erlangen: FAU University Press, 1–10.
- Fenstermaker, S., West, C. (2001): „„Doing Difference“ revisited. Probleme, Aussichten und der Dialog in der Geschlechterforschung.“ *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie Sonderheft*, 41, 236–249.
- Florin, M., Gutsche, V., Krentz, N. (Hrsg.) (2018): *Diversität historisch. Repräsentationen und Praktiken gesellschaftlicher Differenzierung im Wandel*. Bielefeld: transcript.
- Gildemeister, R., Robert, G. (2008): *Geschlechterdifferenzierungen in lebenszeitlicher Perspektive*. Wiesbaden: VS Verlag.
- Gottschall, K. (2018): „Arbeit, Beschäftigung und Arbeitsmarkt aus der Genderperspektive.“ In: Böhle, F., Voß, G., Wachtler, G. (Hrsg.), *Handbuch Arbeitssoziologie. Band 2: Akteure und Institutionen*. Wiesbaden: Springer VS, 361–395.
- Hahn, K., Meuser, M. (Hrsg.) (2002): *Körperrepräsentationen. Die Ordnung des Sozialen und der Körper*. Konstanz: UVK.
- Hausen, K. (1976): „Die Polarisierung der „Geschlechtscharaktere“ – Eine Spiegelung der Dissoziation von Erwerbs- und Familienleben.“ In: Conze, W. (Hrsg.), *Sozialgeschichte der Familie in der Neuzeit Europas*. Stuttgart: Klett, 363–393.
- Heintz, B., Nadai, E., Ummel, H. (Hrsg.) (1997): *Ungleich unter Gleichen. Studien zur geschlechtsspezifischen Segregation des Arbeitsmarktes*. Frankfurt a. M., New York: Campus Verlag.
- Hochschild, A. R. (2003): *The Commercialization of Intimate Life. Notes from Home and Work*. Berkeley: University of California Press.
- Honegger, C. (1991): *Die Ordnung der Geschlechter. Die Wissenschaften vom Menschen und das Weib. 1750–1850*. Frankfurt a. M., New York: Campus Verlag.
- Klein, G. (2010): „Soziologie des Körpers.“ In: Kneer, G., Schroer, M. (Hrsg.), *Handbuch spezielle Soziologien*. Wiesbaden: VS Verlag, 457–474.
- Klein, I. (2020): „Von der Arbeit, wie eine Freundin zu sein. Beziehungsarbeit in prekären und feminisierten Dienstleistungsbeziehungen.“ *Österreichische Zeitschrift für Soziologie*, 45, 4, 465–484.
- Knapp, G.-A. (1995): „Unterschiede machen: Zur Sozialpsychologie der Hierarchisierung im Geschlechterverhältnis.“ In: Becker-Schmidt, R., Knapp, G.-A. (Hrsg.), *Das Geschlechterverhältnis als Gegenstand der Sozialwissenschaften*. Frankfurt a. M. u. a.: Campus Verlag, 163–194.

- Knapp, G.-A. (2005): „„Intersectionality“ – ein neues Paradigma feministischer Theorie? Zur transatlantischen Reise von „Race, Class, Gender“.“ *Feministische Studien*, 23, 1, 68–81.
- Knapp, G.-A. (2008): „Verhältnisbestimmungen: Geschlecht, Klasse, Ethnizität in gesellschaftstheoretischer Perspektive.“ In: Klinger, C., Knapp, G.-A. (Hrsg.), *ÜberKreuzungen, Fremdheit, Ungleichheit, Differenz*. Münster: Westfälisches Dampfboot, 138–170.
- Laqueur, T. W. (1992): *Auf den Leib geschrieben: die Inszenierung der Geschlechter von der Antike bis Freud*. Frankfurt a. M., New York: Campus Verlag.
- Leidner, R. (1991): „Serving Hamburgers and Selling Insurances. Gender, Work and Identity in Interactive Service Jobs.“ *Gender & Society*, 5, 154–177.
- Liebold, R., Ettl, K. (2021): „„Kein Rosa kein Chichi“ – zum Selbstverständnis männlicher Dienstleister im Schönheitssektor.“ In: Garcia, A., Schlinzig, T., Simon, R. (Hrsg.), *Von Miniaturen bis Großstrukturen. Mikrosoziologie sozialer Ordnung*. Weinheim, Basel: Beltz Juventa, 111–125.
- Lorber, J. (1999): *Gender-Paradoxien*. Opladen: Leske + Budrich.
- Meuser, M. (2010): „Körperdiskurse und Körperpraxen der Geschlechterdifferenz.“ In: Aulenbacher, B., Meuser, M., Riegraf, B. (Hrsg.), *Soziologische Geschlechterforschung. Eine Einführung*. Wiesbaden: Springer VS, 125–140.
- Moebius, S., Schroer, M. (2010): *Diven, Hacker, Spekulanten*. Berlin: Suhrkamp.
- Oettermann, S. (1979): *Zeichen auf der Haut. Die Geschichte der Tätowierung in Europa*. Frankfurt a. M.: Syndikat Verlag.
- O'Mohony, S. (2013): „Boundary Work.“ In: Smith, V. (Hrsg.), *Sociology of Work. An Encyclopedia*. Thousand Oaks: SAGE Publication, 34–35.
- Pongratz, H. J., Simon, S. (2010): „Prekaritätsrisiken unternehmerischen Handelns.“ In: Bührmann, A. D., Pongratz, H. J. (Hrsg.), *Prekäres Unternehmertum*. Wiesbaden: Springer VS, 27–61.
- Reckwitz, A. (2017): *Die Gesellschaft der Singularitäten. Zum Strukturwandel der Moderne*. Berlin: Suhrkamp.
- Ridgeway, C. (2001): „Interaktion und die Hartnäckigkeit der Geschlechterunterscheidung in der Arbeitswelt.“ In: Heinz, B. (Hrsg.), *Geschlechtersoziologie*. Wiesbaden: Westdeutscher Verlag, 250–275.
- Rohrman, T. (2006): „Männer in Kindertageseinrichtungen und Grundschulen.“ In: Krabel, J., Stuve, O. (Hrsg.), *Männer in „Frauen-Berufen“ der Pflege und Erziehung*. Opladen: Barbara Budrich, 111–134.
- Rubin, G. (1975): „The Traffic in Woman. Notes on the 'Political Economy' of Sex.“ In: Reiter, R. (Hrsg.), *Toward an Anthropology of Women*. New York, London: Monthly Review Press, 157–210.

- Sanders, C., Vail, D. A. (2008): *Customizing the Body. The Art and Culture of Tattooing*. Philadelphia: Temple University Press.
- Schroer, M. (2005): „Zur Soziologie des Körpers.“ In: Schroer, M. (Hrsg.), *Soziologie des Körpers*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 7–47.
- Statistisches Bundesamt (2018): *Statistisches Jahrbuch 2018. Deutschland und Internationales*. Wiesbaden.
- Stremmel, J. (2020): *Kriegsbemalung für den Herrn*. Online unter <https://www.sueddeutsche.de/stil/kosmetik-maenner-make-up-augenringe-1.4829866>. Zugriff am 29.09.2021.
- Thiele, M. (2015): *Medien und Stereotype. Konturen eines Forschungsfeldes*. Bielefeld: transcript.
- Toerien, M., Kitzinger, C. (2007): „Emotional Labour in the Beauty Salon: Turn Design of Task-Directed Talk.“ *Feminism & Psychology*, 17, 2, 162–172.
- Wehrich, M., Dunkel, W. (Hrsg.) (2012): *Interaktive Arbeit. Theorie, Praxis und Gestaltung von Dienstleistungsbeziehungen*. Wiesbaden: Springer VS.
- Wetterer, A. (2002): *Arbeitsteilung und Geschlechterkonstruktion. „Gender at Work“ in theoretischer und historischer Perspektive*. Konstanz: UVK.
- Williams, C. B. (1989): *Gender Differences at Work: Women and Men in Non-traditional Occupations*. Berkeley: University of California Press.
- Willms-Herget, A. (1985): *Frauenarbeit. Zur Integration von Frauen in den Arbeitsmarkt*. Frankfurt a. M.: Campus Verlag.
- Zentralverband des Deutschen Handwerks (ZDH) (o. D.): *Anzahl der Betriebe im Handwerk Kosmetik in Deutschland von 2000 bis 2021*. Online unter <https://de.statista.com/statistik/daten/studie/361491/umfrage/anzahl-der-kosmetiker-in-deutschland/>. Zugriff am 16.07.2022.

# **Autoren-Geister und Limbo-Subjekte: Körperlichkeit und literarisches Schaffen in karibischer spekulativer Literatur**

## **1 Einleitung: Körper, Text und Transgression in karibischer spekulativer Literatur**

Der menschliche Körper steht, spätestens seit dem Ende des 20. Jahrhunderts, als zentral für alle Formen individueller und sozialer Selbstdefinition und zugleich als theoretisch schwer bestimmbar im Fokus kultureller Imagination und wissenschaftlicher Analyse. In den Geisteswissenschaften rückt er seit den 1970er Jahren im Zuge poststrukturalistischer und feministischer Theorien als Nexus von Macht, Wissen und Disziplin, als Ort der Einschreibung und Regulierung von Differenz oder als Instrument eines sensorischen Zugangs zur Welt ins Zentrum akademischen Interesses. Aus interdisziplinärer Sicht lässt sich dabei feststellen, dass gerade im Bereich von Körperfragen Überlegungen, die aus den Kulturwissenschaften stammen und dort schon lange Konsens sind, wie beispielsweise die Überwindung der Trennung von *sex* und Gender und der scheinbaren Eindeutigkeit des biologischen Geschlechts, nun zunehmend auch Einzug in Bereiche wie Genetik und Medizin halten (vgl. z. B. Fausto-Sterling, 2012, v. a. 3–11; Ainsworth, 2015). Die Literatur- und Kulturwissenschaften verstehen den Körper nicht (nur) als biologisches, sondern vielmehr als kulturelles Produkt und Prozess, als Ort „sozialer, politischer, kultureller und geografischer Inskriptionen, Produktion oder Konstitution“ (Grosz, 1994, 23; Übersetzung Verf.) und tragen so dazu bei, den durch medizinische, politische oder sozio-ökonomische Institutionen geformten Körper zu entmystifizieren. Literatur nimmt für Körperwissen sogar eine besondere Rolle ein, wie Hillman und Maude feststellen:

[L]iterature may after all be the body's closest [companion. [...] [T]he body and literature appear to be intrinsic rather than extrinsic to one another. For the body is, for us, always already mediated in representation; in fact, [...] it may be the ur-object that is given to discourse; and conversely, writing, as Jean-Luc Nancy puts it, „in its essence touches upon the body“. (2015, 3)

Der Körper, bzw. seine Beschreibung und Interpretation, existiert für das Subjekt durch sozial und kulturell vermittelte Bilder. Über ihr Kernthema, die Wechselwirkung von Repräsentationen und Narrationen mit Subjektformationen, bietet die Literaturwissenschaft also einen spezifischen Anknüpfungspunkt für die Frage, *wie* über den Körper gesprochen wird und in welche Signifikations-, Begehrens- und Machtstrukturen dieses Sprechen eingebunden ist. So stellt Peter Brooks schon 1993 fest, dass „[o]ur bodies are with us, though we have always had trouble saying exactly how. We are, in various conceptions or metaphors, in our body, or at one with our body, or alienated from it“ (1), und verweist so auch auf die metaphorische Dimension und Funktion, die Körper für das Verständnis von Dasein einnehmen.

Im spezifischen Bereich der anglo-karibischen Kultur und Literatur sind Körperfragen von besonderer Wichtigkeit und Brisanz. Durch die Erfahrung von Unterdrückung im Zuge von Kolonialisierung, Sklaverei und Indentur<sup>1</sup> im Kontext der Plantagenökonomie, welche immer über eine auf den Körper bezogene und dadurch naturalisierte Inferiorität legitimiert wurde, wurde das rassifizierte Subjekt zum einen seiner Handlungsmacht beraubt, indem es, als reine Kommodität betrachtet, nur auf seinen Körper reduziert und somit sich selbst und der Sprache entfremdet wurde. Den Zusammenhang zwischen Körper und Sprache stellt Edouard Glissant in seinen Ausführungen zur Poetik in *Zersplitterte Welten: Der Diskurs der Antillen* treffend heraus:

Der entfremdete Körper des Sklaven ist der Wörter beraubt, als sollte er völlig ausgehöhlt werden. Sich auszudrücken ist ihm nicht nur untersagt, es ist auch nicht einmal denkbar. Selbst in der Fortpflanzung

---

<sup>1</sup> Als Indentur wird eine Form der Vertrags- bzw. Schuldknechtschaft bezeichnet, die nach dem Ende der Sklaverei im britischen Empire 1838 in vielen Gegenden der damaligen karibischen Kolonien dem Arbeitskräftemangel entgegenwirken sollte. Vor allem Arbeiter\*innen aus Indien wurden so bis ins frühe zwanzigste Jahrhundert auf Plantagen nach Jamaika, Trinidad, Tobago, Guyana und andere Regionen verschifft.

ist der Sklave sich selbst entäußert. Er pflanzt sich fort, aber für den Herrn. [...] Wenn der Körper sich befreit (wenn der Tag kommt), begleitet er den Schrei. (1986, 164–165)

Zum Zweiten erfahren die ‚Anderen‘ auch geistesgeschichtlich eine Festschreibung als *nur*-Körper. Im Zuge von René Descartes' dualistischer Auffassung von Körper (*res extensa*) und Geist (*res cogitans*) wurde das weiße, männliche, rationale Subjekt der Aufklärung, welches als vom Körper – und somit dem Bereich der Natur – unabhängig imaginiert wurde, zur impliziten universellen Norm, welche von durch *race*, Ethnizität, *sex*, Gender oder Klasse als anders markierten Subjekten abgegrenzt wird. Judith Butlers *Gender Trouble* (1990) verdeutlicht, wie die Herstellung des scheinbar neutralen Subjekts und die Konsolidierung hegemonialer Identitäten den ‚anderen‘ Körper bedingt. Basierend auf Julia Kristevas Konzept des Abjekten zeigt Butler, wie sich die dort theoretisierte Grenzziehung zwischen dem Innen und Außen des Körpers, die aber z. B. durch ausscheidende Funktionen verwischt wird und immer angstbehaftet ist, nicht nur auf individuelle Körper, sondern auf den sozialen Körper, Diskurse und, weitergedacht, auf Repräsentation insgesamt angewendet werden kann:<sup>2</sup>

The boundary of the body as well as the distinction between internal and external is established through the ejection and transvaluation of something originally part of identity into a defiling otherness. As Iris Young has suggested in her use of Kristeva to understand sexism, homophobia, and racism, the repudiation of bodies for their sex, sexuality, and/or color is an ‚expulsion‘ followed by a ‚repulsion‘ that founds and consolidates culturally hegemonic identities along sex/race/sexuality axes of differentiation. (133)

Im Zuge dieser sozialen Abjektion muss das ‚Andere‘ zur Formung des Selbst zunächst ausgeschlossen, darüber hinaus jedoch weiterhin auch kontinuierlich zurückgewiesen werden, da es als Alterität immer auch Teil des Selbst ist bzw. bleibt. Im Kontext des Empires nahm so der als anders markierte Körper die Funktion der Stabilisierung der Norm an, welche durch Prozesse des *othering* nach Außen abgrenzt und ihn, gegenüber der unsichtbaren Norm, hyper-sichtbar macht. Die Literatur

---

<sup>2</sup> Wie Julia Kristeva feststellt: „Ce n'est donc pas l'absence de propriété ou de santé qui rend abject, mais ce qui perturbe une identité, un système, un ordre. Ce qui ne respecte pas les limites, les places, les règles. L'entre-deux, l'ambigu, le mixte“ (1980, 12).

des späten 18. und 19. Jahrhunderts bringt so auch neue, furchteinflößende ‚Andere‘ hervor, die sich in einer „darkness – of race, landscape, erotic desire and despair“ manifestieren (Paravisini-Gebert, 2002, 229). Sie setzt sich darüber aber eigentlich mit dem sozialen Kontext der britischen Mittelschichten selbst auseinander, z. B. hinsichtlich Geschlechter- und Sexualitätsnormen, wobei sich das Fremde hier als Manifestation geheimer Ängste und Begehren lesen lässt. Vor dem Hintergrund dieser Kontexte und der sozialen Wirkmacht des Körpers inszeniert karibische spekulative Literatur Körperüberschreitungen und greift dabei vor allem auf westindische und afrikanische Folklore, Mythen oder Fabelwesen zurück.

Darüber hinaus ist der Körper in karibischer Literatur auch durch seine historische und semantische Nähe zum Text, und dadurch zu Fragen des Schreibens im Nexus von europäischer und karibischer Literaturtradition, von Interesse. Körper und Text weisen vor allem im religiösen Kontext ideengeschichtlich schon immer semantische Ähnlichkeiten auf, z. B. in der Gleichsetzung von Wort und Leib im Prolog des Johannesevangeliums („Und das Wort ist Fleisch geworden“), und überschneiden sich auch sprachlich: „Text and flesh entwine within the semantic derivation of ‚corpus‘, ‚corporeality‘ and ‚corpse“ (Mulvey Roberts, 2016, 1). Hier gewährt spekulative Fiktion, die oft die Verwischung körperlicher Grenzen mit dem Posthumanen, Monströsen oder Tierischen inszeniert, einen besonderen Einblick: Im Sinne eines kritischen Posthumanismus, der sich mit dem Erbe der humanistischen Tradition auseinandersetzt, stellt sie so auch die Allgemeingültigkeit und Autorität der Groß Erzählungen der europäischen Ideengeschichte in Frage.<sup>3</sup>

Wo in der Forschung vor allem die Potenziale, aber auch Gefahren technologischen Fortschritts und die Möglichkeiten posthumaner Entwicklungen in jüngerer spekulativer anglophoner karibischer Literatur ausgelotet werden, erstreckt sich dieses Interesse noch nicht auf

---

<sup>3</sup> Das Konzept der Groß Erzählungen und die These ihrer Delegitimierung in der Postmoderne gehen dabei auf Jean-François Lyotard (1979) zurück. Darunter fallen z. B. die Aufklärung und ihre Ideale als ideengeschichtliche Metaerzählung, welche zentralisierte und einheitliche Deutungen der Welt anbieten, so Sinnzusammenhänge schaffen und ihr zugrundeliegende Ideologien legitimieren.

Körperdarstellungen in Texten des Genres vor dem Ende des zwanzigsten Jahrhunderts. Karibische spekulative Literatur (CSF) ist zwar ein relativ neuer Begriff, jedoch fallen darunter als Vorläufer, wie Romdhani feststellt, auch Gothic literature und Texte, die dem Magischen Realismus zugerechnet werden (vgl. 2020, 118–119). Die Popularität des Genres insgesamt mag dabei auch durch das konterdiskursive Potenzial bedingt sein, welches in der Imagination alternativer Welten und sozialer Visionen liegt, sowie in der Resonanz der oft polyphonen und vielschichtigen Texte mit der Heterogenität des karibischen Kulturraums.

Dieser Aufsatz versteht sich als Beitrag zum wachsenden Forschungsfeld der anglo-karibischen spekulativen Literatur, weicht aber in zwei Punkten vom Status Quo der Forschung ab: Zum einen setzt er sich das Ziel, Werke des Fantastischen vor der Konjunktur der spekulativen Literatur und Science-Fiction, also die Romane aus der Mitte des zwanzigsten Jahrhunderts, hinsichtlich ihrer Imagination monströser, transgressiver oder posthumaner Körper näher zu untersuchen.<sup>4</sup> Zwar ist karibische Literatur insgesamt immer schon reich an im weitesten Sinne posthumanen Repräsentationen<sup>5</sup> – in Form etwa von *duppys*, *soucouyants*, Gestaltwandlern oder Trickstern – jedoch bestand trotz der Fülle an magischen Imaginationen lange Zeit wenig Publikationsnachfrage nach spekulativer Literatur, da Literatur in erster Linie die

---

<sup>4</sup> Fantastik gehört zum größeren Bereich der spekulativen Fiktion. Spekulative Fiktion oder Literatur wird im Folgenden im Sinne einer alternativen, bzw. abweichenden, „Weltkonstruktion [verstanden], die [...] generell nur in einem kulturellen Repräsentationsmedium wie der Literatur oder den visuellen Künsten möglich ist“ und welche, durch ihr „Spannungsverhältnis zu Common-Sense-Konzepten des ‚Realen‘, ‚Möglichen‘ und ‚Wahrscheinlichen‘“ die epistemologischen Standards einer Kultur verhandelt (Ruthner, 2010, 77–78).

<sup>5</sup> Posthuman verstehe ich hier, Paul Sheehan folgend, als Bezeichnung nicht nur für technologisch modifizierte Körper, sondern auch für mythische Körper, d. h. Körper, die monströse oder groteske Qualität haben und durch körperliche Entstellung repräsentiert werden. Der Begriff impliziert so vielmehr das ‚Andere‘ des Menschen (vgl. 2015, 245–246) und schließt daher auch Figurationen wie Zombies oder Geister ein. Louis Chude-Sokei argumentiert, dass das Posthumane, wie es sich vor allem in jüngerer Science-Fiction in Form von künstlicher Intelligenz zeigt, eine logische Weiterentwicklung von für die Karibik typischer „creolization as a black posthuman technopoetics“ verstanden werden kann (2015, 130).

Funktion zugeschrieben wurde, eine Lücke in karibischer Geschichtsschreibung zu füllen (vgl. Romdhani, 2020, 119). Ein Blick in Texte, die vor dem Boom des Genres entstanden, bietet so die Möglichkeit, diesen Diskursbeginn in Frage zu stellen und zu eruieren, welche Funktion das Fantastische – und hier besonders Körperfigurationen – zur Ideologiekritik im Kontext der noch jungen postkolonialen Region erfüllt. Zum Zweiten widmet er sich der wenig beachteten Intersektion von Körperfragen und Poetik: über übernatürliche oder transgressive Körper wird nämlich auch Autorschaft im (post)kolonialen Setting verhandelt. Über den kontinuierlichen Verweis auf die Schreibebe und die Implikationen von Geschichtserzählung selbst inszenieren die Romane in selbstreferenzieller Weise den Text-Körper als immer schon durchlässig, als – mit Kristeva – porösen Körper (vgl. 1980, 10), der so auch die Ideologien von europäisch geprägten Groß Erzählungen und aufklärerischen Epistemologien in Frage stellt. Daher konzentrieren sich meine Analysen auf zwei Romane guyanischer Autoren, die jüngst (2015 bzw. 2018) von Peepal Tree Press unter dem Label *Speculative* bzw. *Gothic Fiction* neu aufgelegt wurden. Beide entstanden um die Zeit der Dekolonisation<sup>6</sup> und verhandeln, in zwei unterschiedlichen Subgenres des Fantastischen, durch die Konfrontation von Körpern mit dem Übernatürlichen, über monströse und spektrale Körperfigurationen Fragen nach *race*, Gender und Klasse im Kontext der Kolonialgeschichte. Beide greifen (mit unterschiedlichen Strategien und Effekten) den als anders markierten, geschichtlich eingeschriebenen Körper auf und setzen sich über dessen grenzüberschreitendes Potenzial mit (alternativem) (Körper)Wissen auseinander.

## 2 (Un)Heimliche ‚Andere‘ und geisterhafte Kreation: Edgar Mittelholzers *My Bones and My Flute*

Edgar Mittelholzers vierter Roman, *My Bones and My Flute: A Ghost Story in the Old-fashioned Manner* (1955; dt. Übersetzung: *Gebein und Flöte: Roman*, 1989) wird als wegweisender Roman im Genre der Science-Fiction bzw. spekulativen Fiktion gehandelt und als *ghost*

---

<sup>6</sup> Guyana, welches u. a. aufgrund seiner Kolonialgeschichte zur Karibik gerechnet wird, wurde 1966 von Großbritannien unabhängig und 1970 zur Kooperativen Republik Guyana.

story, spezifischer als frühes Beispiel der karibischen Gothic Novel, bezeichnet.<sup>7</sup> Die Gothic Novel, deren Ziel es ist, Überraschung und Schrecken in der Leser\*innenschaft hervorzurufen (vgl. Scott, 2010, 87), hat eine lange Tradition in britischer Literatur und ist eng mit kolonialer Expansion und deren Narrationen verbunden, weshalb das Genre in karibischer Literatur, auch im Zuge von *rewriting*, oft aufgegriffen wird. Wie der Untertitel, *A Ghost Story in the Old-fashioned Manner*, schon andeutet, verhandelt Mittelholzers Roman intertextuell genre-typische mythische und übernatürliche Phänomene, vor allem in Assoziierung mit schwarzer Magie bzw. Dämonologie und deren Manifestation in grotesken Körpern. Er setzt sich so mit den Stereotypen der frühen Gothic Novel, insbesondere in ihrer kolonialen Prägung, auseinander.

Die in Britisch-Guyana spielende Handlung ist schnell zusammengefasst: Der Protagonist und Erzähler Milton Woodsley macht sich in den frühen 1930er Jahren von New Amsterdam aus auf zur wohlhabenden Unternehmerfamilie Nevinson in ein Haus auf dem Grund der ehemaligen niederländischen Plantage Goed de Vries, um dort Auftragsbilder für die Firma von Mr. Nevinson zu malen. Letzterer kommt in den Besitz eines von 1763 datierten Manuskripts des damaligen Plantagenbesitzers Jan Pieter Voorman, eines Musikers, der das Flötenspiel revolutionieren wollte und dafür dämonische Kräfte heraufbeschwor.<sup>8</sup> Das Pergament mit den letzten Aufzeichnungen Voormans, der sich während der Sklavenaufstände umgebracht hatte, wurde zuvor von Voorman mit einem Fluch belegt, der sich durch Berührung auf Milton und die Nevinsons überträgt. Diese werden fortan vom Geist Voormans heimgesucht und können den Spuk nur durch Finden und Beerdigen der Gebeine und der Flöte Voormans beenden. Der Zeitpunkt der

---

<sup>7</sup> Autorin Karen Lord, selbst bekannt für ihre Science-Fiction-Werke, nennt Mittelholzer sogar den Wegbereiter karibischer spekulativer Literatur (vgl. Bryce, 2014, 18).

<sup>8</sup> Es ist entscheidend, dass die Plantage und der Geist niederländisch sind, da sie stellvertretend für den Ursprung der Ausbeutung Guyanas durch Plantagenwirtschaft stehen, welche ab 1831 unter den Briten weitergeführt wurde und Auswirkungen bis weit ins zwanzigste Jahrhundert hinein hatte: „The Dutch were the first European colonizers to establish durable plantation settlements in the Guyana region“ (Niblett, 2014, 59).

Erzählung liegt dabei ca. zwanzig Jahre nach den Ereignissen, suggeriert also eine reflektierte Retrospektive des älteren Erzählers.

In der Tradition der Gothic Novel<sup>9</sup> setzt sich der Roman mit der Markierung des ‚anderen‘ Körpers als grotesken Körper auseinander und macht über die Manifestation des Unheimlichen im Heimlichen dessen Einbindungen in sexualisierte, geschlechtliche und rassifizierte Ideologien deutlich. So werden Ängste über die Integrität des weißen Mittelschichtkörpers über den rassifizierten Körper, der zum Abjekt wird, schon am Romanbeginn deutlich, zieht sich doch sowohl durch die Familien der Nevinsons als auch der Woodleys „[a] strain of negro slave blood“ (Mittelholzer, 2015, 52). Der Text fährt fort mit einer exakten Taxonomie der *blackness*, in welche der Erzähler sich und seine Gastgeber einsortiert: „Like myself, Mr. Nevinson comes of an old coloured family. [...] While I myself am of an olive tint, Mr. Nevinson is almost as fair in complexion as pure white“ (52). Obwohl sein Vater noch „slightly darker“ (52) war, zeigen seine Züge „no trace whatever of the negroid“ (54–55) und ihm gelingt so ein *passing* als weiß. *Race*

---

<sup>9</sup> In der englischen Literaturtradition war die Gothic Novel vor allem zwischen 1760 und 1840 populär (vgl. Rudd, 2010, 8) und hat sich in der Folge ausdifferenziert. Typische Versatzstücke des Gothic, auf die auch *Bones* zurückgreift, sind das Auftreten von Geheimnissen, verdrängten Taten oder Problemen der Vergangenheit oder der Verkörperung des Unbewussten, die die Charaktere in Form von Spuk, Geistern, Monstern oder anderen übernatürlichen Phänomenen heimsuchen und so als Manifestation von ungelösten Konflikten, (Ur)Ängsten oder geheimen Begehren und Wünschen lesbar werden, die über das Monströse hyperbolisch verbalisiert werden (vgl. Hogle, 2002, 1–5). Historisch ist hier sowohl das weibliche als auch das *racial* ‚Andere‘ konstitutiv für das Genre, da sie als Manifestation der Urängste und des Begehrens des männlichen, weißen Subjekts dessen Subjektstatus durch das Ins-Wanken-Bringen von hierarchisch strukturierten kategorialen Abgrenzungen bedrohen (vgl. Hogle, 2002, 9–12), weshalb dieses ‚Andere‘ dann in Form von Grenzgängern – Monstern, Geistern etc. – wiederkehrt. Das Gothic muss so auch immer als Ausdruck ideologischer Widersprüche und Unvollständigkeiten verstanden werden, weshalb es besonders attraktiv für Autor\*innen aus postkolonialen Kulturen ist und Gothic-Motive in postkolonialer Literatur häufig sind (vgl. dazu Newman, 1996). Als „dark reflection of the Enlightenment“ (Rudd, 2010, 7) ist Gothic außerdem im Kontext karibischer Literatur prädestiniert, europäische Wissensformen und Ideen von Rationalität und Fortschrittsdenken zu destabilisieren.

als problematische Differenzkategorie hängt von Beginn an wie ein Damoklesschwert über der spießbürgerlichen Kleinstadt New Amsterdam – und dem Roman. Die Schichtung und Hierarchie der „(post)colonial pigmentocracy“ (Huggan, 2008, 172) spiegelt hierbei auch die Standesunterschiede zwischen Nevinson und Milton wider, welcher fürchtet, dass ihn die Nevinsons als sozialen Außenseiter betrachten (vgl. Mittelholzer, 2015, 54). Dieses eingangs so etablierte Unbehagen hinsichtlich körperlicher Integrität und *racial mixing* taucht dann in verschobener – und intensivierter – Form in Bezug auf die Geister wieder auf, die Voorman aufgrund seines dämonischen Paktes heimsuchen und die Züge von Vampiren und Außerirdischen tragen (vgl. Huggan, 2008, 171): In der Bezeichnung dieser Dämonen als „the Blacker Ones“ durch Voorman hallt Nevinsons Titulierung der rebellierenden Sklaven als „black wretches“ (Mittelholzer, 2015, 75, 170) wider, worin sich seine eigene Furcht vor Ambiguität im Sinne von *race* spiegelt und damit auch die Bedrohung seines Subjektstatus deutlich wird.

Die Beschreibung der Dämonen zeigt dann auch in stereotyper Weise die abjekte Qualität, die dem schwarzen Körper historisch zugeschrieben wurde, und verortet ihr un-heimliches Potenzial in der Möglichkeit der Grenzüberschreitung: Die rassifzierten Dämonen stören den Status Quo, und neben der *race*- und Klassennorm ist dies speziell auch die Geschlechternorm. So ist Jessie, die Tochter der Nevinsons und spätere Ehefrau Miltons, vom Geist der „Blacker Ones“, der Dämonen, die sich im Clinch mit Voormans Geist um dessen Seele befinden, besessen:

There was something disembodied in the sound [...]. Intuitively I began to feel it could be nothing physical. [...] It was no imagination; there was a dim wisp of greyish-brown settling out of sight under the bed in which she slept. It was the shadow-horror. [...] [T]he shadow-mass emerged from under her bed and wreathed and wriggled its ways all the fifteen feet across the room towards Jessie's bed. It hovered for a moment, then settled out of sight into the girl's sleeping body. (178)

Jessies Transformation manifestiert sich daraufhin in ihrer übernatürlichen körperlichen Kraft: „Jessie reached out for Mrs. N.'s throat. I checked her – she snarled horribly, tried to hurl me aside; amazing strength, not her own. For first time – she gave off slightly musky odour“ (181). Bezeichnenderweise greift sie auch ihre Mutter an, die als

Verkörperung der weiblichen Norm, als Wächterin der Geschlechtergrenze gelesen werden kann. Die Assoziation von Jessies Körper mit den ‚schwarzen‘ Dämonen, das Durchbrechen ihrer körperlichen Integrität, wird also als grenzüberschreitend in Bezug auf Geschlechter- und Klassenrollen<sup>10</sup> und zugleich als befreiend imaginiert. Dies zeigt sich auch in der Veränderung von Miltons Erzählstil, der jetzt, dem Tagebucheintrag entsprechend, narrative Kohärenz zugunsten eines abgehackten, unmittelbaren Telegrammstils aufgibt. In der Tradition des Gothic kann die monströse Transformation von Jessies Körper, die sich auf der Erzählebene so ambivalent manifestiert, auch als Ausdruck und Manifestation sublimierter männlicher Ängste und zugleich als Begehren nach der Befreiung weiblicher Sexualität gelesen werden, die über Stereotype des *racial* ‚Anderen‘ vermittelt werden. Das unterdrückte sexuelle Begehren zeigt sich in der Tatsache, dass das körperliche Brandmal der Flöte hauptsächlich auf Frauenkörpern und dort z. B. auf Hüfte oder Brust in den Blick gerät, obwohl die Männer das verfluchte Pergament ebenfalls anfassen.<sup>11</sup> Die wiederholte Betonung, dass die Dämonen in die schlafende Jessie eindringen („invade“, vgl. z. B. 173), weist ebenfalls auf eine sexuelle Dimension hin.

Während das Mysterium des Spuks erst im letzten Drittel des Romans gelöst wird, deutet sich die Besessenheit von Jessies Körper schon viel früher an, wenn ihr körperliches Gebaren als von der Geschlechternorm abweichend konnotiert wird. So verweigert sie beispielsweise das Fasten während der Fastenzeit (vgl. 59) und pfeift oft „[n]ot ladylike“ (61). Der Roman betreibt so kontinuierliches *foreshadowing* der späteren Transformation. Zudem werden auch andere Figuren durch das Verhalten ihrer Körper in die Nähe der Dämonen gerückt: gleich dem

---

<sup>10</sup> Da Jessie die Tochter eines wohlhabenden Unternehmers und Teil der oberen Mittelschicht in New Amsterdam ist, ist Milton ihr, als aufstrebender Künstler, der zudem in der Firma von Nevinsons Bruder angestellt war, im Status unterlegen. Jessies potenzielles Überschreiten der Klassen- und *race*-Grenzen deutet sich auch in ihrem Kommentar an, möglicherweise einen „nice Indian boy[]“ als Ehemann auf der Reise in den Dschungel zu finden (59).

<sup>11</sup> Durch die Assoziation der Flöte mit einem Brandeisen, welches für die Kennzeichnung von Sklaven verwendet wurde (vgl. Huggan, 2008, 173), und zugleich durch die Tatsache, dass im Roman das Mal prominenter auf Frauenkörpern erscheint, werden Erinnerungen an geschlechtliche Gewalt im Kontext des Kolonialismus geweckt.

geisterhaften Flötenspieler werden die Charaktere z. B. immer wieder als mit den Fingern trommelnd beschrieben (vgl. 53, 102). Das ‚Anderer‘, Abjekte ist also schon vor dem konkreten Einbruch des Spuks Teil des eigenen (sozialen) Körpers, das Heimliche im Sinne Freuds immer schon unheimlich – als ein „von alters her Vertrautes, das [...] nur durch den Prozeß der Verdrängung entfremdet worden ist“ (Freud, 1919, 314). Der Roman verdrängt dies allerdings erneut und hegt so das kurz angedeutete transgressive Potential wieder ein: dies geschieht vor allem durch Milton, die Erzählinstanz, der zwar eingangs noch als subversives Element im Angesicht von Nevinsons Rassismus und Klassenvorherrschaft gelesen werden kann, aber durch seine konstante Abwertung Jessies als fragil und naiv selbst die Machthierarchie zwischen den Geschlechtern aufrechtzuerhalten sucht. Obwohl der Roman immer wieder Jessies Ausbruch aus den restriktiven Gesellschaftsnormen andeutet, gelingt die Einhegung schlussendlich auch, denn nicht nur sind die transgressiven Dämonen vertrieben und die Ordnung so wiederhergestellt, sondern Jessie wird auch Miltons Ehefrau, wie er im „Postscript“ offenlegt. Dies macht ihn einerseits bereits zum Teil der dominanten Klasse, aber darüber hinaus schreibt er sie hier auch nochmals als weibliches ‚Anderes‘ zum männlich-rationalen hegemonialen Diskurs ein: „Jessie has, I fear, a rather poor appreciation of the value of words“ (227). Ihre Heirat mit dem de facto ‚Wächter des Diskurses‘ tilgt das angedeutete transgressive Potenzial und löst das Bewusstsein für und Kritik an hierarchischen Strukturen in Bezug auf *race*, Gender und Klasse in einem konventionellen Happy End auf. So negiert dieses nicht nur Jessies angedeutetes Ausbrechen aus Geschlechternormen, sondern suggeriert auch eine Überwindung von Klassen- und *race*-Hierarchien in Guyana, was aber eine kollektive Verdrängung der Geschichte der Sklaverei voraussetzt (vgl. Niblett, 2014, 67–68). Betrachtet man die Geister als „unwelcome carriers of an occluded history [...] [that] show us how we screen, and thus protect ourselves from, the past“ (Huggan, 2008, 168), so können sie auch als Manifestation der „white man’s racial fantasies“ und „phobias“ (Huggan, 2008, 171) verstanden werden, die als Wiedergänger einer gewaltvollen kolonialen Vergangenheit sinnbildlich für die Ängste im Lichte imminenter Veränderungen und Umbrüche im karibischen Raum in der Mitte des zwanzigsten Jahrhunderts stehen.

Wo größere Fragen bezüglich Geschlechter-, *race*- und Klassenkonflikten inhaltlich und narrativ schlussendlich verdrängt werden und einen konservativen Diskurs im Guyana der Jahrhundertmitte affirmieren, lässt *Bones* vor allem auf der Ebene von Autorschaft selbst Grenzüberschreitungen zu. So inszeniert der Roman den Tod des – weißen – Autors und dessen Rückkehr als Spukgespenst über den Geist des Plantagenbesitzers Voorman: Dieser ist nur noch als Melodie, als Flötenspiel präsent und sucht die jetzigen Besitzer seiner Plantage auf der Suche nach der Wiederherstellung der früheren Vormachtstellung heim. Dies kann zum einen als Anlehnung an den Mythos der *Dutchman ghosts* – die Geister der während des Sklavenaufstandes ermordeten Plantagenbesitzer – gelesen werden, die die Lebenden im Streben nach Rache, aber auch nach ihrem Besitz und früherem sozialen Status heimsuchen und, in Mittelholzers Roman, stellvertretend für die Gewalt der Plantagenwirtschaft stehen (vgl. Niblett, 2014, 57).<sup>12</sup> Gleichzeitig verkörpert Voorman auch einen Autor, und wie Milton ist er ein verkannter Künstler (vgl. Ramchand, 2015, 42), dem als Ausweg für Anerkennung nur noch der Pakt mit dem Teufel bleibt. Milton selbst ist ein aufstrebender junger Künstler, der sich als Maler etablieren möchte, im Roman aber immer wieder unterschiedliche Arten künstlerischer bzw. wissenschaftlicher Arbeit ausführt: So ist er abwechselnd Maler, Schreiber der „ghost story“, also des Romans selbst, wie die „Introductory Note“ (Mittelholzer, 2015, 49–50) und das „Postscript“ (227–231) verdeutlichen, Tagebuchschreiber und auch Herausgeber der Notizen Voormans (vgl. 228–231). Entsprechend finden sich im Roman eine Vielzahl generischer Merkmale, z. B. des Schauer-, Detektiv- oder Künstlerromans, und die selbstreflexive Verhandlung des Schreibens ist Kernstück des Romans. Dies legt bereits Miltons „Introductory Note“ nahe: „This story should have been written about twenty years ago, but, for more than one reason, it got shelved. [...] I could never decide exactly what form it should take“ (49).

Huggans Analyse des Geistes in *Bones* als textuelle Strategie, über welche literarische Vorfahren und so eine „Western (Euro-American) ‚anxiety of influence‘“ verhandelt werden (2008, 173), bietet einen

---

<sup>12</sup> Michael Niblett liest Mittelholzers Roman im Kontext der kapitalistischen Moderne in Guyana und deren ökologischer Ausprägungen und argumentiert, dass das Geisterhafte für die Aufhebung der Trennung zwischen Natur und kapitalistisch strukturierter Gesellschaft steht (vgl. 2014, 61).

guten Ausgangspunkt, um über Phänomene der Entkörperlichung und Geisterhaftigkeit im Kontext dieses selbstreferenziellen Künstlerromans nachzudenken. Wie die Körper der Frauen im Roman wird auch der Text-Körper von den Geistern der Vergangenheit, speziell einer europäischen Literaturtradition, heimgesucht, die in Form der spektralen, europäisch konnotierten Flötenmusik Voormans und dessen Notizen, die den Schluss des Romans bilden, in den Text eindringen. Jedoch zeigen sich gerade in der Heimsuchung durch die Flötenmusik auch Anzeichen für die Aufwertung von Oralität gegenüber Schriftlichkeit und der Weitergabe von Geschichte(n) über mündliche Kanäle, wie es typisch für karibische Traditionen des *storytelling* ist. Des Weiteren ist Voormans geisterhaftes Flötenspiel überhaupt erst durch den Sklavenaufstand bedingt, der zu seiner Entkörperung führte, und Voormans Manuskript wird mit – über stereotyp dem ‚Anderen‘ zugeschriebener – schwarzer Magie in Verbindung gebracht (vgl. Mittelholzer, 2015, 116). Das Eindringen des ‚Anderen‘ in den ‚weißen‘ Körper ist so nicht nur auf der Ebene der Charaktere, sondern des Textes insgesamt sichtbar, welcher sich als immer schon kreolisiert darstellt. *My Bones and My Flute* ist so ein aufschlussreiches Beispiel karibischer spekulativer Literatur, das über Körperdiskurse den komplizierten Umgang mit der Vergangenheit des Kolonialismus am Übergang zur postkolonialen Ära verhandelt und selbstreferenziell sowohl die Kontinuität alter Denk- und Schreibmuster als auch deren Durchbrechung probt.

### 3 „A kind of bodiless and yet bodily mystery“:<sup>13</sup> Limbo-Poetik in Wilson Harris' *Ascent to Omai*

*Ascent to Omai* (1970), die neunte Erzählung des mehrfach für den Literaturnobelpreis nominierten guyanischen Schriftstellers Wilson Harris, antizipiert, als sein „most daring experiment so far with the form of the novel“ (Maes-Jelinek, 2006, 205), Ideen, die typisch für die Postmoderne sind. Dies umfasst Absagen an Autor/ität, an absolute Wahrheitsansprüche und die kritische Verhandlung der Metaerzählungen der Geschichte, wie des Fortschrittsnarrativs, sowie Fragen

---

<sup>13</sup> Harris, 2018, 27.

nach der Macht von Sprache, die auch Konzeptionen des Körpers betreffen. Jedoch entzieht sich Harris' Werk trotz aller dekonstruktivistischen Elemente dem für die Postmoderne typischen Nihilismus und apokalyptischen Duktus; seine Originalität liegt vielmehr in der Fruchtbarmachung zentraler Anliegen des Postmodernismus für den karibischen Raum bei gleichzeitiger Überwindung spezifisch eurozentrischer postmoderner Prämissen (vgl. Headley, 1999). In diesem „revolutionären“ spekulativen Roman, wie ihn der Klappentext verspricht,<sup>14</sup> ist, wie in vielen von Harris' Texten, der Mythos von El Dorado zentral, und das Auftreten von Geistern und Doppelgängern sowie die Außerkraftsetzung eines linearen Zeit-Raum-Kontinuums rücken den Text in die Nähe des Magischen Realismus.<sup>15</sup> Der dichte und vieldeutige Text ist, wie Maes-Jelinek vorschlägt, wie ein Gemälde zu lesen (vgl. 2006, 205), in welchem sich Bedeutungen nur im Changieren zwischen den Textfragmenten und dem Roman als Ganzem erschließen.

Wie Mittelholzers Text spielt auch Harris' Roman in Guyana und setzt sich über Körperdarstellungen und die physischen Erfahrungen des Protagonisten und Erzählers Victor mit einem Kontinuum der und Verwicklung in Ausbeutungsstrukturen in der kapitalistischen Moderne auseinander. Victor gibt sich auf eine Queste, eine romanzenartige, mythologische Heldenreise angelehnt an die Gralssuche in der Artusepik, nach seinem Vater Adam, vierzig Jahre nachdem dieser von einem Gericht zu einer Gefängnisstrafe wegen Brandstiftung in der Fabrik, in der er als Schweißer arbeitete, verurteilt wurde. Adam, so vermutet Victor, lebt nun als *porknocker*, als selbständiger Gold- und

---

<sup>14</sup> Auffällig ist, dass über die Paratexte sowohl Mittelholzers als auch Harris' Roman das Attribut „wegweisend“ zugeschrieben wird. So bezeichnet der Klappentext der Peepal Tree Press Caribbean Modern Classics-Ausgabe *Ascent to Omai* als „of the most revolutionary and far-reaching kind of science or speculative fiction“ (2018) und erreicht so, die neu aufgelegten Klassiker karibischer Literatur unter zeitgenössisch populären Labeln wie (karibischer) Science-Fiction und spekulativer Literatur wieder neu zu platzieren und zu vermarkten.

<sup>15</sup> Harris' Werk wurde schon früh dieser Gattung zugeordnet, welche gerade als Vorläufer karibischer spekulativer Fiktion eine wichtige Rolle einnimmt (vgl. Romdhani, 2020, 119). Auch Braun ordnet den Magischen Realismus der spekulativen Literatur zu, da er die extratextuelle Welt in Teilen des Narrativs widerspiegelt, aber in entscheidender Weise von ihr abweicht und sie nur noch als disruptive Fantasie, Traum oder Allegorie wiederkehren lässt (vgl. 2011, 23).

Diamantensucher, im Landesinneren von Guyana, wo sich eine der größten Goldminen der Welt befindet. Die Erzählzeit des Romans bewegt sich dabei im Rahmen von sechs Stunden, in welchen in Fragmenten Victors Kindheit, das Gerichtsverfahren gegen Adam, aber auch karibische Geschichte miteinander verwoben werden, bevor Victor schließlich in Omai stirbt. Das Spekulative liegt im Roman in Victors anfänglicher Heimsuchung durch einen geisterhaften Doppelgänger während des Aufstiegs nach Omai, der Adam zu sein scheint (vgl. Harris, 2018, 25–26), sowie in Victors Transformation, die es ihm erlaubt, die Gesetze von Zeit und Raum auszuhebeln.

Auch *Ascent* imaginiert Körpertransformationen, um Fragen nach der Gespaltenheit des karibischen Subjekts und nach daraus neu erwachsendem kreativen Ausdruck im (post)kolonialen Kontext Guyanas zu stellen. Während Mittelholzer die Spannungen, die daraus erwachsen, in einem zu bequemen, versöhnenden Schlussgestus verdrängt, visioniert Harris eine fortwährende Rückkehr zu gegenwärtigen und vergangenen Konflikten. Victors Körper dient dabei als physisches Manifest, als Palimpsest karibischer Geschichte und deren Auswirkungen in die Gegenwart. Zum einen trägt er die Markierungen der karibischen Vergangenheit in Form einer Narbe am Genick (vgl. 31), „where he (Caribbean Man) was beheaded long before“ (Maes-Jelinek, 2006, 210); sein Körper ist so also durch die kollektive Geschichte gebrandmarkt und fungiert gleichzeitig selbst als Ort kulturellen Gedächtnisses. Während des anfänglichen Aufstiegs nach Omai, einem Berg im Dschungel Guyanas, beginnt Victors Körper auch, mit der Landschaft zu verschmelzen: „the tyre marks on his body dearly ran down into the chasm of the landscape“, er wird zum „palimpsest“ (Harris, 2018, 34), auf welchem sich die Geschichte Guyanas einschreibt, und trägt diese durch seinen eigenen Körper weiter. Dabei bringt Harris die Dichotomie von Täter und Opfer – „Victor“ und „VICTIM“ (25) – ins Wanken, denn er scheut nicht vor der Frage nach der Involvierung des karibischen Subjekts in Prozesse der Ausbeutung der Region zurück: So hallt in Victors Beschreibung als Zinnsoldat (vgl. 41), dem Vergleich seines Blutes selbst mit Zinn (vgl. 57) und der „Factory of the Gilded Man“ (97), assoziiert mit dem Beruf des Vaters, seine eigene Beteiligung an der Ausbeutung Guyanas für Zinn, Kupfer, Gold und Diamanten unter westlicher Ägide wider. Das karibische Subjekt wird selbst zum Goldsucher, „a man experiencing life as part of the machinery of European

conquest“ (Griffith, 1987, 70), aber verliert schlussendlich und ist nur noch in ‚Fetzen aus Gold‘ (vgl. Harris, 2018, 25) gehüllt: „He too (Victor) had made a fortune in the gold and diamond fields of the interior but had lost everything in the end...“ (26). Unter technologischem Fortschritt wird der „modern man“, so suggeriert der Text, schließlich wieder „enslaved by the civilization he has built“ (Maes-Jelinek, 2006, 23).

Entsprechend dem im Roman immer wieder inszenierten Gegensatz von Materialität/Spiritualität, Mythologie/Wissenschaft und Natur/Technologie – verdichtet im wiederkehrenden Ausdruck „opus contra naturam“ – ist auch Victors Körper als zwischen den Kategorien stehend imaginiert und hat so selbst posthumane Anteile: Er trägt eine symbolische Wunde in seiner Seite, die ihm von seinem alkoholsüchtigen Vater mit einem Speer zugefügt wurde (vgl. Harris, 2018, 37) und aus welcher ein Spiegel erwächst. Der Spiegel wird zum Instrument der Rache an seinem Vater: Durch ihn reflektiert er das Sonnenlicht und blendet Adam (vgl. 44–45); diese Tat wird als Vergeltung für die Armut, in der Victor mit ihm aufwuchs, und die dadurch in ihm geweckte Gier nach Reichtum beschrieben:

It was his unfurnished chasm after all – chasm of millionaire. Why not? Hated his father for being poor. [...] [O]nce again he could catch the sun and speed the light into his father's eyes. Where there had been bread before there was now curry. Promotion at the foundry. Ninepence for supper. Rod and curry. The stable door changed – factory door – door of the tomb. His father's eyes (blinded by the mirror of the sun) were dripping molten copper. (45)

Victors Wunde wird im Roman immer wieder mit „chasm“ gleichgesetzt – mit der Kluft, die die Landschaft von Omai kennzeichnet und die metonymisch auf eine Reihe von Kontrasten im Roman verschoben wird, wie z. B. „English/Amerindian. Conqueror/Conquered. Free/Enslaved. Richman/Porkknocker“ (30). So fungiert sie, ähnlich dem Brandmal in Mittelholzers Text, als permanentes Manifest der kollektiven Erinnerung an den Ursprung der hierarchischen Strukturierung karibischer Gesellschaften in Folge westlicher Okkupation. In ihrer Verbindung mit dem Vater – dem Vertreter des entfremdeten Proletariats, der hypnotisiert von „the materialistic world in which he is enslaved“ (Griffith, 1987, 70), aber durch Kapitalismus und Kolonialismus auch entmächtigt ist – ist die Wunde außerdem auch Stigma eines Kontinuums von Ausbeutung und Unterjochung. Durch die

Auflehnung des Vaters, der schließlich die Fabrik, in der er arbeitet, niederbrennt, wird sie aber zugleich auch zum Zeichen des Aufbegehrens. So wächst aus der Kluft auch Neues, denn die Wunde wird mit der Aufhebung der linearen Zeitauffassung assoziiert: „Victor was aware of a time-lag of consciousness“ (Harris, 2018, 37), er kann durch sie in die Vergangenheit blicken und metaphorisch Licht auf diese scheinen lassen, wie Book II inszeniert.<sup>16</sup> Wie Gilkes feststellt, wird für die Leser\*innen dadurch die Chronologie der Ereignisse ad absurdum geführt: „the reader has the curious impression of looking forward into the past from the present and backward from the present“ (1971, 87; Hervorh. entfernt). Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft sind fortan also stets zugleich präsent; in der Entschlüsselung der Zeit- und Raumverhältnisse werden so auch die Leser\*innen in die Pflicht genommen. Die im Roman imaginierte Zeitlichkeit entspricht der präkolumbianischen Auffassung, in welcher Zeit als konzentrische Kreise, Spiralen oder auch parallele Linien visualisiert wurde, wodurch so aus der Gegenwart heraus Vergangenheit und Zukunft zugänglich sind (vgl. Mitchell, 2018, 11). Der Roman inszeniert durch die Wunde und den posthumanen Körper einen Konterdiskurs zur europäischen linearen Zeitauffassung. Formal manifestiert sich dies in der assoziativen Aneinanderreihung von Ereignissen, Erinnerungen und Mythen im Roman, die jeweils, ohne in eine feste Chronologie eingebettet zu sein, auseinander hervorgehen und kausal jeweils wieder das nächste Ereignis bedingen.

Wie die Ausführungen zur Zeitlichkeit andeuten, ist im Roman auch die Frage nach dem Schreiben selbst zentral, und dies deuten schon die Protagonisten an. Wie auch in Mittelholzers Roman sind diese – also Victor und Adam – Künstler, denn beide schreiben Gedichte bzw. Romane. Harris' Roman ist ein Text über das Schreiben und Romantheorie zugleich. Dies zeigt auch sein Experimentieren mit dem Textkörper, welches durch die Aufhebung von Linearität und Kausalität sowie der Inszenierung scheinbar inkommensurabler Gegensätze die Absolutheit von Geschichte und Wahrheit in Frage stellt. Harris' „wedding of opposites“, d. h. die Kombination von verschiedenen

---

<sup>16</sup> Die in diesem Teil des Buches besonders im Fokus stehende Gerichtsverhandlung kann darüber hinaus auch als metafiktionale Referenz und Reflexion des Schreibprozesses insgesamt gelesen werden.

Bezugsfeldern wie „the vernacular and the classical, the traditional and the modern, the cultural reservoir of images of the East and the West, the first world and the Third, the colonial master and the slave“ (Dimitriadis, McCarthy, 2001, 240–241) und die Suche nach alternativen literarischen Formen, um Zeit, Raum und das Selbst in der Verbindung von Körper/Geist auszudrücken, setzt Körperfigurationen zentral. Um sich Körper-Wissen im Kontext von literarischer Kreation in Harris' Werk metareferenziell zu nähern, hilft ein Blick auf sein Konzept des Limbo, das viele seiner literarischen Werke auch inszenieren. Nach Harris ist die karibische *Conditio* im Limbo-Tanz, einem wichtigen Bestandteil des westindischen Karnevals, verdeutlicht (vgl. 1970, 10–14). Er sieht die körperlichen Verrenkungen, die der Limbo bedingt, als sinnbildlich für kollektive Prozesse von Identitätsformation, die in karibischen Kulturen durch die Erfahrungen der *middle passage*, dem Sklavenhandelsweg von Afrika nach Amerika und in die Karibik, kulturelle Verdrängung und Diaspora bedingt ist: Im Limbo, so Harris, manifestiert sich die Erinnerung an die sich windenden Körper der Sklaven auf den Schiffen während der Überfahrt im Kontext des atlantischen Sklavenhandels (vgl. 1970, 11). Zugleich ist der Limbo auch mit dem Mythos von Anansi, der Trickster-Figur aus der westafrikanischen Mythologie und karibischen Folklore, die in Spinnenform auftritt, verbunden: „There was so little space [on the slave ships] that the slaves contorted themselves into human spiders. Limbo, therefore, as Edward Brathwaite, the distinguished Barbadian born poet, has pointed out is related to anancy or spider fables“ (Harris, 1970, 11). Der durch diese Erfahrungen deformierte, fragmentierte, am Boden liegende Körper fungiert aber auch als poetologischer Impetus, denn aus der metaphorischen Verrenkung erwächst neue künstlerische Kreation, ein neues Aufstehen:

And that re-assembly which issued from a state of cramp to articulate a new growth – and to point to the necessity for a new kind of drama, novel and poem – is a creative phenomenon of the first importance in the imagination of a people violated by economic fates. (Harris, 1970, 13–14)

Diese Neukonstitution des Subjekts wird auch in Harris' Assoziation des Limbo mit Geburt, konkret mit der Position der Mutter während des Gebärens, verdeutlicht; hier hallt in Harris' Konzept auch Glissants

eingangs zitierter Schrei, der die Befreiung des Körpers – und des Textes – begleitet, wider.

In *Ascent to Omai* ist es zum einen wieder Adam, der mit dem Limbo assoziiert wird: Sein Fall durch die Blendung Victors macht ihn zum „*Limbo dancer*“ (Harris, 2018, 44; Hervorh. i. O.), das neue Körperwissen und eine neue Poetik nehmen ihren Ausgang so im Proletariat. Des Weiteren imaginiert Harris den (neuen) Roman auch als einen Text, der fixe Kategorien transzendiert und die oben zitierten Kontraste überwindet, wodurch seine Texte oft als exzentrisch und schwer zugänglich bezeichnet werden – und *Ascent* ist keine Ausnahme. Der Text, der durch die komplexe Verwebung von Mythen, Fantasien und Träumen sowie seine sprachliche Uneindeutigkeit auch Prozesse des Un(ter)bewussten zu inszenieren versucht, öffnet so auch die Möglichkeit, dass die Geschichte vom Aufstieg nach Omai tatsächlich nur Victors Fiebertraum vor seinem Tod ist. Während der Besteigung des Berges auf der Suche nach Adam wird Victor von einer Tarantel gebissen und fällt daraufhin in Ohnmacht:

BITTEN BY TARANTULA. OH MY GOD. Senses grow dim. Elongated. Telescope of pain. Faint pole to pole. Tripod of ice to tripod of fire. OH MY LEGS. GLOBAL FEVER. MAGNIFICATION OF PREMISES. TARANTULA.

*Spider transubstantiation. Trickster transubstantiation. [...] The shock of inoculation [...], translation of the jaw of the spider, eye of the spider, into the omnibus of ascent, healing waterfall, imbued him with a brooding mirror and conception. (34–35; Hervorh. i. O.)*

Die folgenden Ereignisse können so auch als Victors Halluzinationen und Rückkehr zu Kindheitserinnerungen in Folge dieses Ereignisses gelesen werden, die vom Tod der Mutter bei seiner Geburt und dem Verschwinden des Vaters geprägt sind. Victors körperliche Transformation durch den Spinnenbiss deutet Harris' Vision der Transformation des Textkörpers und in der Folge die Funktion des Autors an: Die Spinne ist als Trickster-Figur Anansi zu verstehen, welche durch Manipulation und List in der Lage ist, Machtstrukturen ins Wanken zu bringen. Der Trickster wird zudem mit Prozessen des *storytelling* in Verbindung gebracht, er birgt also sowohl zerstörerisches als auch kreatives Potential. Nach dem Biss hat Victor einen Spinnenblick – „tarantula glued to his eyes“ (34), „saw like tarantula“ (58) –, was eine Transformation des Blickes des Autors, spezifisch eine Aufwertung von

Folklore und Integration des Mythologischen in das Gegenwärtige, impliziert. In diesem Zwischenstadium zwischen Mensch und Spinne ist Victor selbst ‚in Limbo‘ und dadurch im Raum, wo die „renascence of a new corpus of sensibility that could translate and accomodate other legacies within a new architecture of cultures“ (Harris, 1970, 8) erst möglich ist.

Konkret zeigt sich diese neue Poetik in der grafischen Repräsentation des Schaffensprozesses als größer werdende konzentrische Kreise (vgl. Harris, 2018, 97), ähnlich dem Kräuseln des Wassers nach einem Steinwurf – oder einem Spinnennetz. Hier fügt sich mit jedem der neun Kreise, die hier sinnbildlich für Viktors Bewusstseinsweiterung, die neun Kapitel des Buches aber auch für die bis dato neun Romane von Harris stehen, dem vorherigen Material eine neue Schicht und so jeweils eine neue Sichtweise hinzu. Im dritten Buch des Romans, „Dance of the Stones“, einem Metatext eines fiktiven Autors (128), eines Konglomerats aus Victor, Adam und dem Richter aus Adams Prozess, werden so z. B. zentrale Motive und Passagen des Romans nochmals umgeschrieben, und dies geschieht wieder durch die Metapher des Tanzes; die einzelnen Transformationen werden als „Movements“ beschrieben. Der Autor ‚tanzt‘ sich und seine Protagonisten also auf formaler Ebene von den Traumata der Vergangenheit frei. Der Limbo als zeichenhaft für stete Veränderung nimmt so den verrenkten Körper als Ausgangspunkt für eine Neukonzeption literarischen Schreibens: Ähnlich dem von Lacan im Spiegelstadium theoretisierten *imago* des Körpers, dessen Ganzheit immer nur imaginiert und temporär ist und so die kontinuierlichen Prozesse von Subjektformation verdeutlicht (vgl. 2006, 75–81), basiert dies auf einer steten Rückkehr, auf einem Rückblick – zum Text, zur Vergangenheit, zur Geschichte – und der Akzeptanz der Unabgeschlossenheit des Textkörpers.

#### **4 Fazit: Gegen die Inkorporation des ‚Anderen‘**

Im karibischen spekulativen Roman ist der Körper oft Fläche für die Verhandlung von Traumata der Vergangenheit, der Komplexität von Subjektwerdung und auch der besonderen Funktion, die Literatur in diesem Kontext erfüllt. Jedoch, und dies versuchte dieser Beitrag vor allem zu zeigen, liegt gerade auch im oftmals als geschunden oder entfremdet repräsentierten Körper der Ausgangspunkt für neue kreative

Ansätze, wodurch er auch eine poetologische Funktion annimmt. In den Texten Mittelholzers und Harris' werden Körper im Sinne Stuart Halls als „canvases of representation“ (1993, 109) so als zugleich historische Kontexte widerspiegelnd und selbst Wirklichkeit herstellend imaginiert. Zu unterschiedlichen Graden bleiben sie stereotypen und essenziellen Kategorien verhaftet: Mittelholzers Roman inszeniert durch die dämonische Besessenheit zwar temporär eine Transgression gesellschaftlicher Normen, hegt diese aber letztendlich wieder ein. Harris' Text entzieht sich eurozentrischem (Körper)Wissen durch die Erforschung alternativer Konzeptionen, wie im Limbo verdeutlicht, bleibt dabei aber in seiner Uneindeutigkeit, die bis ins Obskure reicht, als poetologisches Programm schwer greifbar. Jedoch liegt genau in dieser Verweigerung der Vereinnahmung des Textes durch dominante Wissensformen (auch) dessen größte Subversion, die sich selbstreflexiv schon in Mittelholzers fragmentarischem Text-Körper andeutet: Durch die inszenierte Inkommensurabilität verschiedener Ansätze, Genres und Versionen einer Geschichte und die Unauflösbarkeit von Differenz entzieht sich der Text der Einverleibung durch den dominanten Diskurs und damit dem Lesbar-Machen des ‚Anderen‘.

## Bibliographie

- Ainsworth, C. (2015): „Sex redefined.“ *Nature*, 518, 288–291.
- Braun, M. (2011): „Science Fiction as Experimental Ground for Issues of the Postcolonial Novel.“ In: Raja, M. A., Ellis, J. W., Nandi, S. (Hrsg.), *The Postnational Fantasy: Essays on Postcolonialism, Cosmopolitics and Science Fiction*. Jefferson/NC: McFarland & Co, 17–29.
- Brooks, P. (1993): *Body Work*. Cambridge/Mass: Harvard UP.
- Bryce, J. (2014): „Adventures in Form: ‚Outsider‘ Fiction in The Caribbean.“ *Journal of West Indian literature*, 22 (2), 7–25.
- Butler, J. (1990): *Gender Trouble: Feminism and the Subversion of Identity*. New York: Routledge.
- Chude-Sokei, L. (2015): *The Sound of Culture*. Hanover: Wesleyan UP.
- Dimitriadis, G., McCarthy, C. (2001): *Reading and Teaching the Postcolonial: From Baldwin to Basquiat and Beyond*. New York: Teachers College Press.
- Fausto-Sterling, A. (2012): *Sex/Gender: Biology in a Social World*. New York, London: Routledge.
- Freud, S. (1919): „Das Unheimliche.“ *Imago: Zeitschrift für Anwendung der Psychoanalyse auf die Geisteswissenschaften*, 5/6, 297–324.

- Gilkes, M. (1971): „The Art of Extremity: A Reading of Wilson Harris's *Ascent to Omai* (Faber & Faber, 1970).“ *Caribbean Quarterly*, 17 (3), 83–90.
- Glissant, E. (1986): *Zersplitterte Welten: Der Diskurs der Antillen*. Übers. von Beate Thill. Heidelberg: Verlag Das Wunderhorn.
- Griffith, G. (1987): „*Ascent to Omai*: Towards a Novel-History.“ *Journal of West Indian Literature*, 2 (1), 67–75.
- Grosz, E. (1994): *Volatile Bodies*. Bloomington: Indiana UP.
- Hall, S. (1993): „What is this ‚Black‘ in Black Popular Culture?“ *Social Justice*, 20 (1/2), 104–114.
- Harris, W. (1970): „History, Fable and Myth in The Caribbean and Guianas.“ *Caribbean Quarterly*, 16 (6), 1–32.
- Harris, W. (2018 [1970]): *Ascent to Omai*. Leeds: Peepal Tree Press.
- Headley, C. (1999): „Wilson Harris and Postmodernism: Beyond Cultural Incommensurability.“ *The CLR James Journal*, 7 (1), 20–58.
- Hillman, D., Maude, U. (2015): „Introduction.“ In: Hillman, D., Maude, U. (Hrsg.), *The Cambridge Companion to the Body in Literature*. New York: Cambridge UP, 1–9.
- Hogle, J. E. (2002): „Introduction.“ In: Hogle, J. E. (Hrsg.), *The Cambridge Companion to Gothic Fiction*. Cambridge u. a.: Cambridge UP, 1–20.
- Huggan, G. (2008): *Interdisciplinary Measures*. Liverpool: Liverpool UP.
- Kristeva, J. (1980): *Pouvoirs de l'horreur: Essai sur l'abjection*. Paris: Éditions du Seuil.
- Lacan, J. (2006 [1949]): „The Mirror Stage as Formative of the *I* Function.“ In: Lacan, J., *Écrits: The First Complete Edition in English*. Übers. und hrsg. von Bruce Fink. New York: Norton, 75–81.
- Lyotard, J.-F. (1979): *La condition postmoderne*. Paris: Éditions de Minuit.
- Maes-Jelinek, H. (2006): *Labyrinth of Universality*. Amsterdam: Editions Rodopi.
- Mitchell, M. (2018): „Introduction.“ In: Harris, W., *Ascent to Omai*. Leeds: Peepal Tree Press, 9–21.
- Mittelholzer, E. (2015 [1955]): *My Bones and My Flute: A Ghost Story in the Old-fashioned Manner*. Leeds: Peepal Tree Press.
- Mulvey Roberts, M. (2016): *Dangerous Bodies: Historicising the Gothic Corporeal*. Manchester: Manchester UP.
- Newman, J. (1996): „Postcolonial Gothic: Ruth Praver Jhabvala and the Sobhraj Case.“ In: Sage, V., Smith, A. L. (Hrsg.), *Modern Gothic: A Reader*. Manchester: Manchester UP, 171–187.
- Niblett, M. (2014): „Specters in the Forest: Gothic Form and World-Ecology in Edgar Mittelholzer's *My Bones and My Flute*.“ *Small Axe*, 44 (2), 53–68.
- Paravisini-Gebert, L. (2002): „Colonial and Postcolonial Gothic: The Caribbean.“ In: Hogle, J. E. (Hrsg.), *The Cambridge Companion to Gothic Fiction*. Cambridge u. a.: Cambridge UP, 229–258.

- Ramchand, K. (2015): „Introduction.“ In: Mittelholzer, E., *My Bones and My Flute: A Ghost Story in the Old-fashioned Manner*. Leeds: Peepal Tree Press, 5–46.
- Romdhani, R. (2020): „Reimagining Caribbean Time and Space: Speculative Fiction.“ In: Cummings, R., Donnell, A. (Hrsg.), *Caribbean Literature in Transition, Volume 3*. Cambridge: Cambridge UP, 118–131.
- Rudd, A. (2010): *Postcolonial Gothic Fictions*. Cardiff: U of Wales P.
- Ruthner, C. (2010): „Zur Theorie der Liminalität oder Die Grenzwertigkeit der Fantastik.“ In: Grizelj, M. (Hrsg.), *Der Schauer(roman): Diskurszusammenhänge – Funktionen – Formen*. Würzburg: Königshausen & Neumann, 77–90.
- Scott, W. (2010 [1968]): *Sir Walter Scott on Novelists and Fiction*. Hrsg. Ioan Williams. London: Routledge.
- Sheehan, P. (2015): „Posthuman Bodies.“ In: Hillman, D., Maude, U. (Hrsg.), *The Cambridge Companion to the Body in Literature*. New York: Cambridge UP, 245–260.



Annette Keilhauer

## Intersektionale Perspektiven auf Körper und Erinnerung im autobiographischen Schreiben von Annie Ernaux

Lange Zeit wurden die Texte von Annie Ernaux abgewertet: Ihnen mangle es an literarischer Qualität, stilistischer Ausarbeitung und inhaltlicher Tiefe.<sup>1</sup> Gerade die bewusst unverblümete, nicht literarisch überformte Darstellung von Schlüsselmomenten ihrer eigenen Biographie als soziale Aufsteigerin aber charakterisiert ihren Stil, der zuletzt durch die Verleihung des Literaturnobelpreises im Jahr 2022 Würdigung fand. Er hat die Tradition autobiographischen Schreibens in besonderer Weise erneuert und brachte ihren Texten die Zuschreibung einer soziologischen oder anthropologischen Qualität, in deren Tradition sich seitdem Autoren wie Didier Eribon und Édouard Louis einschreiben.<sup>2</sup>

---

<sup>1</sup> Vgl. Lavault, 2015, 189. Diese Abwertung steht in diametralem Gegensatz zu proliferierenden literaturwissenschaftlichen Veröffentlichungen zu ihrem Werk in den letzten zehn Jahren, die von der Herausforderung zeugen, diesem vermeintlich so unliterarischen Stil beizukommen.

<sup>2</sup> Ein französischer Bestseller aus dem Jahr 2014 ist Édouard Louis' autobiographischer Roman *Eddy Bellegueule*, der die durch körperliche und sexuelle Gewalt geprägte Jugend des homosexuellen Protagonisten in der französischen Provinz beschreibt. Louis bezieht sich im Paratext seines Werkes auf die Unterstützung durch den Soziologen Didier Eribon, der seinerseits in seinem autobiographischen Text *Retour à Reims* (2009) seine eigene Biographie als sozialer Aufsteiger und Homosexueller beschreibt. Eribon wiederum unterstreicht insbesondere in dem 2013 auf Französisch, 2017 auf Deutsch erschienenen Band *Gesellschaft als Urteil* den besonderen Einfluss der Texte von Annie Ernaux auf sein Schreiben, die ihm erst den Mut gegeben habe, seine ambivalenten Gefühle des Verrats und der Scham gegenüber der eigenen sozialen Herkunft zu thematisieren (vgl. Eribon, 2017, 158–161).

Körperlichkeit spielt in Ernaux' Erinnerungsarbeit eine konstante Rolle, die im Folgenden in ihren verschiedenen Ausprägungen genauer beleuchtet werden soll. Zunächst wird aber grundsätzlicher nach dem Bezug von autobiographischem Schreiben zu Differenzerfahrungen und der damit verknüpften Rolle des Körpers in autobiographischem Erinnern gefragt, ein Frageansatz, der in der Autobiographie-Forschung mehr Beachtung verdient hätte. Ernaux' Werk besitzt hier eine Sonderstellung, verweist es doch immer wieder auf die Rolle des Körpers bei der jeweils historisch spezifischen intersektionalen Verortung des Individuums, die durch die autobiographische Reinszenierung (rück)erinnert, aber im Schreibakt selbst auch immer wieder performativ stabilisiert, überwunden und kritisch reflektiert wird.

## **1 Autobiographisches Körpererinnern und Differenzerfahrungen**

### **1.1 Autobiographisches Schreiben und Differenz**

Autobiographisches Erzählen ist ein bekanntlich nicht nur rekonstruktiver, sondern in starkem Maße auch konstruktiver Prozess und dies nicht nur in elaborierten Selbstzeugnissen, sondern auch im alltäglichen Erzählen (vgl. Wagoner, 2018, 5–6). Die retrospektive Narrativierung stößt einen Sinngebungsprozess an, der gelebtes Leben mit einem roten Faden und damit einer teleologischen Ausrichtung versieht, nicht ohne auf kulturell verankerte Erzähltraditionen Bezug zu nehmen (vgl. Freeman, Brockmeier, 2001, 82–83).

In der neueren Forschung wurde der Gattungsbegriff hin zur Autofiktion erweitert (vgl. Gasparini, 2008). Sie soll insbesondere neuere Texttraditionen erfassen, die referenzielle mit fiktionalen Elementen mischen und so den Rückbezug auf die eigene Biographie bewusst überschreiben, verschleiern, verfälschen und literarisch überhöhen. Insbesondere die Abschwächung oder sogar weitgehende Aufgabe einer chronologischen Rekonstruktion zugunsten eher fragmentarischer und impressionistischer Schreibformen in Selbstberichten seit der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts führt zu einer oft bewussten Verwischung der Grenze zu fiktionalen Texten.

Von besonderem Interesse ist das aufgebaute Spannungsverhältnis zwischen erzählendem und erinnertem Ich und die damit verbundenen Deutungsansätze des individuellen Lebens in der Rückerinnerung. Sie können innerhalb der narrativen Entwicklung des Textes auch eine eigene Dynamik entfalten und reflektieren mithin auch den Alterungsprozess (vgl. Keilhauer, 2007a). Diese re/konstruierte Subjektwerdung und -entwicklung geschieht immer auch unter Bezugnahme auf gesellschaftliche Rahmenbedingungen und soziale Normen. Im Rückblick werden so auch soziale Differenzierungsprozesse, die für die Subjektwerdung und das eigene Leben Wichtigkeit erlangt haben, aufgerufen und gegebenenfalls zum Thema autobiographischer Texte (vgl. Keilhauer, 2018, 81–84). Die Dynamik zwischen sozialer Identifikation und individueller Abgrenzung ist damit konstitutiv für autobiographische Selbstthematisierung und Reflexion. Erfahrungen von Ausschluss oder Integration in soziale Gruppen in Kindheit und Jugend, die Entwicklung und Problematisierung von geschlechtlicher Identität, das Erleiden von sprachlicher und kultureller Ab- und Ausgrenzung durch Migrationserfahrung, die Beobachtung gesellschaftlicher Statusveränderungen durch Krankheit oder Alterungsprozesse – dies sind nur einige zentrale Differenzenerfahrungen, die in autobiographischen Texten thematisiert werden. Sie machen diese zu einem wichtigen Korpus für die Untersuchung von Ab- und Ausgrenzungsphänomenen, deren Wirkung auf und deren Verarbeitung durch das Individuum. Zuschreibungen von Differenz werden durch die retrospektive Selbsterzählung performativ wiederholt, gegebenenfalls aber auch modifiziert, reflektiert und problematisiert.

Damit bekommt die Thematisierung von Differenz in autobiographischen Texten eine dreifache Stoßrichtung: Sie ist zugleich Rückerinnerung an vergangene Differenzenerfahrungen, performative Reinszenierung dieser Erfahrungen und kann darüber hinaus zur Reflexionsplattform über die Komplexität und Interdependenz von Mechanismen sozialer Differenzierung werden.

## 1.2 Körpererinnerung<sup>3</sup> und autobiographisches Schreiben

Bei der Rückschau auf das eigene Leben spielt die Erinnerung an biographische Schlüsselmomente, die mit besonderen Körpererfahrungen verbunden sind, eine wichtige Rolle. Das erneute Hineinversetzen in ein erinnertes Körpergefühl kann als Vehikel zum Wachrufen von Erinnerung dienen, vergleichbar mit der Funktionsweise der *mémoire involontaire* in Marcel Prousts Romanzyklus *A la recherche du temps perdu* (vgl. Hölz, 1972). Der Geschmack eines in Lindenblütentee getauchten Gebäcks hebt bei Prousts Protagonist umfangreiche, bis dato verschüttete Kindheitserinnerungen ins Bewusstsein, die erst durch diese Stimulierung in aller Breite narrativ rekonstruierbar werden.

Biographische Körpererfahrungen können auch mit einer Krise des Körpers oder des Körperbildes zusammenhängen, etwa mit einer inadäquaten körperlichen Reaktion, körperlicher Schwäche, neuen Körpererfahrungen oder mit der grundsätzlichen Abhängigkeit, dem Ausgeliefertsein gegenüber dem eigenen Körper. Wir alle können uns an solche individuellen Erfahrungen und deren Kontext häufig noch sehr genau erinnern; sie haben gegebenenfalls eine besondere biographische Bedeutung und können Teil von Umbruchsituationen auch auf seelisch-geistiger Ebene sein.

Aber Körpererfahrungen markieren und reflektieren Differenz nicht nur in einem individuellen, sondern häufig auch in einem sozialen Sinn etwa mit Bezug auf Geschlecht<sup>4</sup> und sexuelle Orientierung, Alter und Lebensphase, geographische und soziale Herkunft. Die Wahrnehmung oder Befindlichkeit des individuellen Körpers verweisen auf

---

<sup>3</sup> Hier wie im Folgenden soll nicht der in der Neurophysiologie und der Gedächtnisforschung geprägte Begriff der Körpererinnerung verwendet werden, der im Gegensatz zur bewussten Erinnerung steht und unbewusste, durch eine sogenannte Inkorporation körperlich memorierte Bewegungsabläufe bezeichnet, wie sie etwa beim Sport oder beim Autofahren automatisch reaktiviert werden (vgl. Dimbath et al., 2016, 9).

<sup>4</sup> Die Gattungsstudie von Jacques Lecarme und Éliane Lecarme-Tabone verortet das Sprechen vom eigenen Körper erstaunlicherweise ausschließlich auf der Seite der Frauen (vgl. Lecarme, Lecarme-Tabone, 2015, 95–98). Ein bereits klassisches Gegenbeispiel wäre allerdings der dort ausführlich gewürdigte Rousseau, vgl. weiter unten.

diskursiv vermittelte soziale und kulturelle Normen der Zurichtung des Körpers und so auch auf soziale Differenzierungsmechanismen. Pierre Bourdieu hat für diesen Niederschlag sozialer Normen im Körper den Begriff des Habitus entwickelt. Der Habitus ist eine tief in den Körper einbeschriebene Erfahrung. Er wird gelernt in der sozialen Interaktion, bestimmt weitgehend unbewusst Denk- und Handlungsweisen und wird strategisch zur symbolischen Distinktion eingesetzt, die sprachlich, kulturell oder materiell-körperlich vermittelt sein kann (vgl. Bourdieu, 1993, 97–122, 205–222; Kraus, Gebauer, 2017). In der Aneignung und Reproduktion von Haltungen und Handlungsweisen wird die soziale Zugehörigkeit und auch Differenzierung immer neu bestätigt, wobei der Körper eine wichtige Funktion besitzt:

Der Habitus als inkorporierte Erfahrung des Subjekts mit der sozialen Welt schlägt sich also nicht nur im Körper nieder, manifestiert sich in den Gesten, in der Körperhaltung und im Körpergebrauch, und der Körper fungiert auch nicht nur als ein Medium, in dem sich der Habitus ausdrückt; vielmehr ist der Körper als Speicher sozialer Erfahrung wesentlicher Bestandteil des Habitus. (Kraus, Gebauer, 2017, 75)

Für die symbolische Ordnung im Geschlechterverhältnis hat der Habitus eine besondere Bedeutung. Durch die Naturalisierung binärer Kodierungen im Körper werden Machtverhältnisse etabliert und aufrechterhalten. Die geschlechtliche Ordnung wird in den Körper eingeschrieben durch einseitige Attribuierungen, die als natürlich dargestellt werden (vgl. Villa-Braslawsky, 2011, 68–72). In der Genderforschung ist für die soziale Konstruktion des Körpers zudem der Begriff des *embodiment* entwickelt worden. Er bezeichnet den Prozess, durch den der individuelle Körper mittels entsprechender Arbeit zu einem Körper im sozialen Raum wird.<sup>5</sup> Das Konzept des *embodiment* erweitert den Bourdieuschen Begriff des Habitus als unwillkürliche Inkorporierung von symbolischer Gewalt um die subversive Dimension des Widerstands. Der Körper wird zwar einer sozialen Kontrolle und Zurichtung unterworfen, kann aber im Moment des *embodiment* auch zu einer Übersteigerung und Infragestellung sozialer Normen beitragen:

[...] der Körper wird nicht nur als Ort von inkorporierten Einschreibungen und Machtbeziehungen gefasst, sondern auch als Ort des

---

<sup>5</sup> Vgl. hierzu die Ausführungen bei Zettelbauer, die das schon in den 1990er Jahren entwickelte Konzept von Leslie Adelson aufgreift (Zettelbauer, 2017, 21).

Widerstandes und der Widerspenstigkeit, als Ort von Eigen-Sinn. [...] Subjekte [reproduzieren] nicht einfach die kulturell vorgeschlagenen normativen Körperbilder [...]; Körperbilder werden vielmehr sowohl durch das Subjekt als auch das gesellschaftliche Kollektiv internalisiert, gelebt, erfahren, umgedeutet oder gerichtet. (Zettelbauer, 2017, 21–22)

In autobiographischen Texten werden nicht nur individuelle, sondern auch sozial geprägte habitualisierte Körperwahrnehmungen thematisiert. Die Texte von Annie Ernaux, die die mit den Ansätzen von Pierre Bourdieu vertraute Autorin selbst auch als auto-sozio-biographisch bezeichnet hat (vgl. Ernaux, 2003, 21), spüren immer wieder gerade diesem Zusammenspiel von individueller Körpererfahrung und deren Verankerung in sozial bestimmten Körperregimes nach. In einem Text über Pierre Bourdieu betont Ernaux die große Bedeutung von Bourdieus Habituskonzept und der Inkorporierung der Klassenverhältnisse, wie sie sich etwa im Verhältnis zu Nahrungsaufnahme und körperlicher Bewegung zeigen (Ernaux, 2013, 30–31).

Die grundlegende und bisher vernachlässigte Bedeutung der Thematisierung des Körpers in autobiographischen Texten unterstreicht Aakash Singh Rathore in seiner Studie *A Philosophy of Autobiography: Body & Text* (Singh Rathore, 2019). Zentral für die Gattung ist, so Singh Rathore, „the experience of the relationship between mind and body, the fleshy side of lived experience“ (Singh Rathore, 2019, 8). In seiner Einleitung greift der Autor die Butlersche These zur sozialen und diskursiven Konstruiertheit von Geschlecht in den beiden Kategorien Sex und Gender auf und überträgt sie mit Bezug auf den Körper auf weitere Differenzkategorien wie ethnische Zuschreibungen, die er sozial-somatische Kategorien nennt (vgl. Singh Rathore, 2019, 9). Sie hinterlassen am Körper Spuren, werden durch einen performativen Akt immer neu bestätigt, eröffnen aber auch die Möglichkeit einer subversiven Unterlaufung normativer Körperdiskurse.

Am Ende seiner Studie, in der er zwölf sehr unterschiedliche, historisch und kulturell divers verortete autobiographische Texte von Nietzsche über Gandhi bis zum zeitgenössischen Comic auf die Bedeutung des Körpers hin untersucht, konstatiert Singh Rathore:

What we discover is that the body is ever present as the mediator vehicle, conduit, and crucible of lived experiences. [...] it is the body that somehow functions analogous to the categories of the understanding and the pure forms of intuition, space, and time, both to constitute and

condition the subject in its relation to the world, and the world in its relation to the subject. (Singh Rathore, 2019, 134)

In der Tat lassen sich in der Gattungstradition der Autobiographie (je nach historischen Normen) mehr oder weniger explizit Erinnerungen an individuelle und auch sozial vermittelte Körpererfahrungen im Kontext von Identitätskonstruktionen finden. Sie stehen nicht unbedingt im Zentrum, werden aber oft zu Scharnierstellen der Narration.

Für die französische Gattungsgeschichte gelten Jean-Jacques Rousseaus *Confessions* als historischer Referenztext, der auch nachfolgende Generationen von Schreibenden bis ins 20. Jahrhundert hinein beeinflusst hat. Der Skandal, den seine 1782 erstmals veröffentlichten Geständnisse auslösten, bezog sich nicht nur auf kritische Anmerkungen über zahlreiche Zeitgenossen, die ihm in seinen Augen Unrecht getan hatten, oder die programmatische Verflechtung seiner philosophischen Thesen mit seinem eigenen Lebensweg. Darüber hinaus verblüffte die Zeitgenossen die wiederkehrende Rückbindung seiner Reflexionen an spezifische und zum Teil tabubesetzte Körpererfahrungen (vgl. Läubli, 2014). Die Körpererinnerung als Grenzüberschreitung ist ein roter Faden, der sich durch den Text zieht. Dabei geht es nicht lediglich um die selbstbewusste Reinszenierung einer individuellen Erfahrung, die die Einzigartigkeit des autobiographischen Ich unterstreicht, sondern gerade der Bezug zwischen Ich und Welt, also zwischen individueller Praxis und schambesetzter und/oder selbstbewusster Durchbrechung sozialer Normen wird inszeniert. Beispiele wären etwa die in der Literaturkritik berühmt gewordenen ‚fessées‘, die Schläge auf den Po als körperliche Züchtigung durch eine Erzieherin, die für den Jugendlichen mit einer ersten erotischen Erfahrung verbunden sind und eine frühe Tendenz zum Masochismus offenbaren, oder auch die Thematisierung der eigenen Praxis der noch stark tabubesetzten Onanie und schließlich die leitmotivisch wiederkehrende Rechtfertigung der Weltabgewandtheit des kritischen Philosophen durch seine Blasenprobleme. Nicht nur sexuelle Vorlieben, sondern auch die Somatisierung körperlicher Differenz werden mit Rousseau programmatisch zum Thema autobiographischen Schreibens. Die Enttabuisierung der Thematisierung des Körpers im 20. Jahrhundert hat ein Übriges getan, um den eigenen Körper zum Objekt autobiographischer Reflexion zu machen, seine aktive Rolle bei der identitären Selbstkonstruktion, aber auch seine Ambivalenz, seine grundsätzliche Unbere-

chenbarkeit, seine geschlechtliche Bindung, sein Altern (vgl. Keilhauer, 2007a; Keilhauer, 2007b) und schließlich seine Vergänglichkeit im Sinne eines Hinschreibens auf das eigene Sterben. Annie Ernaux' autobiographisches Schreiben bietet durch seinen dokumentarischen Stil eine Möglichkeit, diesem Bezug zwischen Körper und Differenz, zwischen individuell und sozial gelenkter Identitätskonstruktion durch den Körper im autobiographischen Schreiben näherzukommen.

## 2 Körpererfahrungen bei Annie Ernaux

L'arrivée sur terre, ce n'est pas abstrait, on arrive au milieu d'un ensemble de relations, avec des visages, des gestes, des paroles, les paroles du manque ou à l'inverse celles de l'aisance matérielle. (VL, 26–27)<sup>6</sup>

So reflektiert Annie Ernaux 2014 über die soziale Verortung des Menschen und umreißt damit zugleich ihr Schreibprogramm seit den 1980er Jahren, nämlich dieser Summe von zugleich körperlich und sprachlich geprägten Beziehungen und deren dynamischer Veränderung im Laufe des Lebens eine Stimme zu geben. Ausgangspunkt ist dabei ihre eigene biographische Verankerung, die zugleich immer den Bezug auf einen kollektiven Rahmen öffnet. Die bewusste und ausgestellte Verknüpfung individueller Erfahrung mit sozial geprägten Erfahrungsbereichen erfasst den Körper als zugleich individuell erleidend und sozial geformt.

Der Körper ist folgerichtig ein wiederkehrendes Leitmotiv in ihrem Werk. Sie selbst spricht von einem gefährlichen „corps-à-corps de l'écriture“ (AN, 14), von einer Körperlichkeit des Schreibens, und Michael Sheringham unterstreicht die Bedeutung von körperlichen Spuren und deren schamloser Offenlegung für ihr Schreiben: „Tout Ernaux est là, me semble-t-il, dans cette manière de sentir l'écriture comme une affaire de ‚traces‘ matérielles, comme un acte de ‚dévoilement‘

---

<sup>6</sup> [„Die Ankunft auf der Erde geschieht nicht abstrakt, man kommt an inmitten eines Bündels von Beziehungen, von Gesichtern, Gesten, Wörtern, entweder Wörtern des Mangels oder solchen des materiellen Wohlstandes.“; Übersetzung Verf.] Im Folgenden werden Zitate aus Texten von Annie Ernaux nur mit Abkürzungen versehen, die in der Bibliographie am Ende des Beitrags den Werken zugeordnet sind. Die Übersetzung wird jeweils in einer Anmerkung angefügt und von der Autorin übersetzt, wenn keine deutsche Ausgabe existiert.

impudique ayant trait au corps“ (Sheringham, 2015, 131). Die Erinnerung an Körpererfahrungen ist Auslöser von Schreibprozessen, seien es Beobachtungen zum sozial geprägten Körperbezug der Eltern, zum eigenen, durch Klassen- und Geschlechtszugehörigkeit geprägten Körper und schließlich zu sich historisch ändernden Körnernormen einer ganzen Generation. Im Folgenden sollen diese drei Dimensionen der sozialen Herkunft, der eigenen Geschlechtlichkeit und der kollektiven und generationellen Verankerung von Körperbildern betrachtet werden. Sie zeichnen zugleich eine chronologische Entwicklung im Werk Annie Ernaux' nach, von den Studien über ihre Eltern (*La place, La honte*, „*Je ne suis pas sortie de ma nuit*“) über die Exploration ihrer Geschlechtlichkeit (*Passion simple, Se perdre, L'événement*) bis hin zur Generativität von Körperbildern in *Les années*.

## **2.1 Körper und soziale Herkunft: *La place, La honte, „Je ne suis pas sortie de ma nuit“***

Annie Ernaux wird 1940 geboren und stammt aus einfachsten Verhältnissen. Sie geht in eine katholische Privatschule, absolviert ein Lehramtsstudium und ist viele Jahre als Universitätsdozentin tätig, bevor sie sich ganz dem Schreiben widmet. Nachdem sie von 1974 bis 1981 zunächst mit mäßigem Erfolg drei Romane veröffentlicht hat, exploriert Ernaux in ihrem weiteren Œuvre eine sehr spezifische autobiographische Schreibweise. In kurzen, stilistisch bewusst sehr schlicht und dokumentierend verfassten Texten, die jeden romanesken Gestus ablehnen und eher die Sprache des von ihr beschriebenen sozialen Milieus aufgreifen, porträtiert sie Figuren und Ereignisse ihrer Kindheit und Jugend, insbesondere ihr Elternhaus. Ihre Eltern lebten in der normannischen Provinz, kamen aus dem Arbeitermilieu und hatten ein kleines Lebensmittelgeschäft mit Café, mit dem sie sich mehr schlecht als recht über Wasser halten konnten. In ihren autobiographischen Rückblenden erinnert sich die Protagonistin regelmäßig an die soziale Deklassierung der Familie. Diese äußert sich in fehlenden Geldmitteln, sehr ärmlichen Wohnverhältnissen, aber auch in der Sprache und Weltsicht der Eltern und schließlich in einer gewissen Hilf- und Sprachlosigkeit gegenüber dem sozialen Aufstieg der Tochter.

Die Erinnerung an die eigenen Eltern, die den Startpunkt des autobiographischen Schreibprojekts bildet, ist immer wieder an Körperlichkeit

gebunden, seien es die Thematisierung und die Gesten des Essens, die prekären hygienischen Verhältnisse im Elternhaus, die bestimmte Körperpraktiken mit sich bringen, oder die Kleidung, Gestik und Sprache der Eltern. Erst die eigene Entwicklung der Klassenflucht, die mit einer Distanznahme einhergeht, ermöglicht diese Außensicht auf ihr Herkunftsmilieu. Es bleibt zugleich Teil ihrer Identität, weshalb sie es zwar ungeschönt und frei von Sozialromantik, aber zugleich ohne Wertung darstellen will. In *La place*, ihrem ersten autobiographischen Text von 1983 über ihren Vater, beschreibt sie diese Gratwanderung:

Voie étroite, en écrivant, entre la réhabilitation d'un mode de vie considéré comme inférieur, et la dénonciation de l'aliénation qui l'accompagne. Parce que ces façons de vivre étaient à nous, un bonheur même, mais aussi les barrières humiliantes de notre condition (conscience que 'ce n'est pas assez bien chez nous'), je voudrais dire à la fois le bonheur et l'aliénation. Impression, bien plutôt, de tanguer d'un bord à l'autre de cette contradiction. (LP, 54-55)<sup>7</sup>

Der Bericht über den Vater beginnt mit einem Schlaglicht auf die erfolgreich bestandene Lehramtsprüfung, die den Zugang der Autorin zum bessergestellten Bildungsbürgertum besiegelt. Diese Szene eines intellektuellen Sieges, die zugleich eine Schwellenerfahrung ist, steht in bewusstem Kontrast zur anschließenden Beschreibung des Todes und der Beerdigung des Vaters zwei Monate später. Sie stellt den toten Körper und die Pragmatik des Umgangs mit dem Sterben in ihrem sozialen Ursprungsmilieu ins Zentrum. Der Vater, der sein Berufsleben mit harter körperlicher Arbeit als Knecht begonnen hatte, hat jetzt die körperliche Stärke und Unverletzlichkeit verloren, die ihn zeitlebens auszeichneten. „Cache ta misère“, so kommentiert die Mutter die Geste, mit der sie das beim Umziehen des Toten sichtbar gewordene Geschlecht des Vaters verdeckt, ein Ausspruch, der auf die Larmoyanz des robusten Umgangs mit dem Körper und dessen Vergänglichkeit in

---

<sup>7</sup> [„Beim Schreiben ein schmaler Grat zwischen der Rehabilitierung einer als unterlegen geltenden Lebensweise und dem Anprangern der Fremdbestimmung, die mit ihr einhergeht. Weil diese Art zu leben unsere war, sogar unser Glück, sie aber auch die demütigenden Grenzen unseres Daseins bestimmte (das Bewusstsein, dass es ‚bei uns zu Hause nicht gut genug war‘), will ich gleichzeitig über das Glück und die Fremdbestimmung schreiben. Allerdings habe ich eher das Gefühl, zwischen den beiden Seiten dieses Widerspruchs hin- und herzuschwanken.“ DP, 45]

ihrem sozialen Milieu verweist (LP, 15). Der Umgang mit dem Toten spiegelt auch die aus den sozialen Verhältnissen begründete Pragmatik des täglichen Überlebenskampfes wider: Wegen der zu engen Treppe wird der Leichnam, der zuvor bei zunehmender Geruchsentwicklung drei Tage lang im ersten Stock des kleinen Hauses gelegen hatte, zur Einsargung in das Café des Erdgeschosses gebracht, das nur eine Stunde geschlossen bleibt, um keine Kundschaft zu vergraulen.

Um die Erinnerung an ihre Eltern wachzurufen, greift Ernaux, wie sie selbst sagt, auf eine „fleischliche Erinnerung“ zurück, die erst die Wahrhaftigkeit des eigenen Elternhauses begreifbar und in Schriftlichkeit übersetzbar macht:

Une immersion mais généralisée, au-delà de mon enfance, dans le réel. J'ai besoin pour capter le réel, que les mots soient vraiment comme des choses, des objets. Tout se passe dans ma mémoire, une mémoire charnelle. Pas la mémoire des émissions de télévision qui vous disent en telle année il se passait ci et ça, cette mémoire apprise qui ne se distingue pas de l'Histoire, non, une mémoire entièrement sensible. (VL, 29)<sup>8</sup>

Die körperliche Dimension scheint in besonderer Weise die Authentizität der Erinnerung zu garantieren. So werden etwa Essensgewohnheiten des Vaters beschrieben, die nicht nur den zentralen Stellenwert des Essens, sondern auch die im Gegensatz zu bürgerlichen Tischmanieren stehenden Umgangsformen bei Tisch verdeutlichen:

Pour manger, il ne se servait que de son Opinel. Il coupait le pain en petits cubes déposés près de son assiette pour y piquer des bouts de fromage, de charcuterie, et saucer. Me voir laisser de la nourriture dans l'assiette lui faisait deuil. On aurait pu ranger la sienne sans la laver. Le repas fini, il essayait son couteau contre son bleu. S'il avait mangé du hareng, il l'enfouissait dans la terre pour lui enlever l'odeur. (LP, 68)<sup>9</sup>

---

<sup>8</sup> [„Ein ganz allgemeines Eintauchen in die Wirklichkeit, jenseits meiner Kindheit. Um die Wirklichkeit zu fassen, müssen für mich die Wörter wie Dinge, Objekte sein. Alles geschieht in meiner Erinnerung, einer fleischlichen Erinnerung. Nicht die Erinnerung der Fernsehsendungen, die Ihnen sagen, in diesem Jahr habe sich dieses oder jenes ereignet, diese gelernte Erinnerung, die sich nicht von der Geschichte unterscheidet, nein, eine gänzlich spürbare Erinnerung.“; Übersetzung Verf.]

<sup>9</sup> [„Beim Essen benutzte er immer nur ein Taschenmesser, sein Opinel. Er schnitt das Brot in kleine Würfel, die er vor sich hinlegte, um sie zusammen

Zu dieser Präsenz von Gestik und Körperlichkeit gehört auch eine häufig körperbezogene Sprache, die die Mitglieder ihrer Familie auszeichnet. In *La place* zeugen immer wieder kursiv geschriebene und wie kollektive Zitate angelegte populärsprachliche Ausdrücke von dieser Leiborientierung der sprachlichen Erfassung der Welt: „*Je n'ai pas quatre bras. Même pas une minute pour aller au petit endroit. La grippe, moi, je la fais en marchant.* Etc. Chant quotidien. [...] Leitmotiv, *il ne faut pas péter plus haut qu'on l'a*“ (LP, 58, 59). Der Körper erscheint in diesen Redewendungen als natürlicher Orientierungspol der Welterfahrung.

Besonders hervorstechende Schlüsselmomente der Kindheitserfahrung werden in mehreren Texten thematisiert, aber insbesondere in *La honte* (1997) in den Blick genommen. Ernaux nähert sich in diesem Text der Scham als emotionalem Ausdruck der Distanznahme gegenüber ihrem Elternhaus, deren Auslöser eine Schlüsselszene ihrer Kindheit ist. Die physische Bedrohung der Mutter durch den Vater mit einem Messer wirkt auf die Zwölfjährige traumatisierend und ändert ihre Sicht auf das Elternhaus grundlegend. In der Folge beschreibt sie die schrittweise Entfremdung gegenüber den eigenen Eltern, die sich im Abgleich mit den Regeln der katholischen Mädchenschule ausbildet und zu einer tiefliegenden Scham über die eigene Herkunft führt. Sie zeigt sich etwa, als die Mutter sie nach der Rückkehr von einem Klassenausflug vor den Augen der Klasse spät abends in Ermangelung eines Morgenmantels mit einem urinbefleckten Nachthemd empfängt.

Das Schreiben dient der Aufarbeitung und Überwindung der Scham durch das Hineinversetzen in die geistige und körperliche Erfahrungswelt der Jugendlichen der 1950er Jahre. Die Beschreibung von Ernaux deckt sich in vieler Hinsicht mit dem, was Pierre Bourdieu mit dem Begriff des Habitus fasst: Die Zugehörigkeit zum sozialen Milieu wird durch unbewusst übernommene körperliche, sprachliche und soziale Verhaltensweisen ausgedrückt.

---

mit Käse- oder Wurststücken aufzuspießen und seinen Teller damit blank zu wischen. Wenn ich nicht aufaß, machte ihn das traurig. Seinen Teller hätte man in den Schrank zurückstellen können, ohne ihn abwaschen zu müssen. Nach dem Essen rieb er das Messer an seinem Blaumann sauber. Hatte er Hering gegessen, stach er es in die Erde, um den Geruch loszuwerden.“ DP, 57]

En 52, j'écris en 'bon français' mais je dis sans doute 'd'où que tu reviens' et 'je me débarbouille' pour 'je me lave' comme mes parents, puisque nous vivons dans le même usage du monde. Celui qui définissent les gestes pour s'asseoir, rire, se saisir des objets, les mots qui prescrivent ce qu'il faut faire de son corps et des choses.

*Ne pas perdre la nourriture* et en jouir le plus: préparer des petits cubes de pain, à côté de l'assiette, pour saucer – prendre la purée trop chaude sur les bords ou souffler dessus pour la refroidir – pencher l'assiette afin que la cuiller attrape la soupe jusqu'au fond, ou la saisir à deux mains et aspirer – boire pour enfoncer les bouchées.

Être propre sans *user trop d'eau*: utiliser une seule cuvette pour la figure, les dents et les mains, les jambes en été parce qu'elles se salissent – porter des vêtements qui *gardent leur sale* [...]

Signifier son dédain silencieusement: hausser les épaules, se tourner et se taper le cul d'une claque vigoureuse (LH, 58)<sup>10</sup>

Die Familie ist vereint durch diesen ‚gleichen Gebrauch der Welt‘, der sehr stark körperlich definiert ist. Gesellschaftliche Machtverhältnisse dokumentieren sich am Körper und prägen auch den Umgang mit dem

---

<sup>10</sup> [„1952 schreibe ich ‚gutes Französisch‘, sage aber wahrscheinlich ‚d'où que tu viens‘ (‚wo biste gewesen‘) und ‚je me débarbouille‘ (‚ich schrubbe mir das Gesicht ab‘) statt ‚je me lave‘ (‚ich wasche mich‘), genau wie meine Eltern, weil wir in demselben Gebrauch der Welt leben. Dieser wird definiert von bestimmten Bewegungen beim Hinsetzen, Lachen, Greifen nach einem Gegenstand und von Worten, die vorschreiben, was man mit seinem Körper und mit den Dingen zu tun hat. Man soll:

*kein Essen vergeuden*, um mehr davon zu haben: das Brot in kleine Stücke reißen und sie neben den Teller legen, um damit die Soße aufzutunken – heißes Kartoffelpüree vom Rand her essen oder draufpusten, um es abzukühlen – den Suppenteller schräg halten, damit man mit dem Löffel an den Rest kommt, oder ihn mit beiden Händen greifen und den Rest ausschöpfen – einen Schluck trinken, um den Bissen runterzuspülen.

Sich waschen, ohne *Wasser zu verschwenden*: dieselbe Schüssel für das Gesicht, die Zähne und die Hände verwenden, im Sommer auch für die Beine, weil sie schnell dreckig werden – Kleider tragen, auf denen man *den Schmutz nicht sieht*. [...]

seine Verachtung wortlos zum Ausdruck bringen: mit den Schultern zucken, sich umdrehen und sich mit der flachen Hand auf den Hintern schlagen.“ DS, 44-45]

Körper, der seiner sozialen Verortung und Deklassierung nicht entkommen kann.

Körperliche Gesten werden aber nicht nur milieuspezifisch, sondern zugleich geschlechtlich differenziert:

Approcher le fer à repasser près de la joue pour en vérifier la chaleur, se mettre à quatre pattes pour frotter le sol ou jambes écartées en cueillant le manger à lapins, sentir ses bas et sa culotte le soir

Cracher dans ses mains avant de saisir la pelle, coincer une cigarette en attente derrière l'oreille, s'asseoir à califourchon sur la chaise, claquer son couteau et le ranger dans la poche. (LH, 59–60)<sup>11</sup>

Ohne dass hier explizit eine geschlechtliche Differenzierung vorgenommen wird, verstehen die Lesenden vor dem Hintergrund der arbeitsteiligen Weltsicht und der geschlechtlichen Kodierung der Gesten, von welchem Geschlecht jeweils die Rede ist.

Die Scham entsteht letztlich erst im Moment der Abgrenzung, die für die Protagonistin durch den Besuch der katholischen Mädchenschule möglich wird: Hier wird ein anderes Körperregime vermittelt, eine Disziplinierung von Gesten und Sprache, die die häuslichen Üblichkeiten in Frage stellt. Die Scham entsteht als Reaktion auf die Verurteilung der körperlichen Disposition und der daraus folgenden sozialen Deklassierung. So beschreibt Ernaux im letzten Teil von *La honte* einen mehrtägigen Busausflug, den sie als Zwölfjährige mit ihrem Vater nach Lourdes unternimmt und der ihr mehrfach deutlich macht, dass ihr Vater und sie wegen ihrer Unkenntnis der Verhaltensnormen in der Reisegruppe ausgegrenzt bleiben. Auch die Urinflecken auf dem Nachthemd der Mutter werden erst durch den distanzierten Blick der Tochter, die sich durch die Schulerziehung bereits innerlich vom Elternhaus entfernt hat, zum Auslöser von Scham:

---

<sup>11</sup> [„sich das Bügeleisen an die Wange halten, um die Hitze zu überprüfen, zum Bodenschrubben auf alle viere gehen, beim Sammeln von Kaninchenfutter breitbeinig stehen und sich vorbeugen, abends an den Strümpfen und am Schlüpfen riechen

In die Hände spucken, bevor man zum Spaten greift, sich eine Zigarette für später hinters Ohr klemmen, sich rittlings auf einen Stuhl setzen, das Messer zuklappen und es in die Hosentasche stecken.“ DS, 45]

Eine vergleichende Betrachtung des Körpers bei Ernaux und Bourdieu findet sich auch bei Baudelot, C. (2004).

Je venais de voir ma mère pour la première fois avec le regard de l'école privée. [...] Comme si à travers l'exposition du corps sans gaine, relâché, et de la chemise douteuse de ma mère, c'est notre vraie nature et notre façon de vivre qui étaient révélées. [...] Dans le système de pensée qui était le mien, où la robe de chambre n'existait pas, il était impossible d'échapper à la honte. (LH, 117–118)<sup>12</sup>

Die Entfernung vom sozialen Milieu durch die schulische Erziehung bringt eine Distanznahme mit sich, die das körperlich verankerte Gefühl der Scham in der Erinnerung dennoch lebendig hält. Erst die bewusste Thematisierung dieser zuvor unbewusst empfundenen Scham in der Erinnerung ermöglicht deren Infragestellung und die Offenlegung der sozialen Machtverhältnisse, zur deren Aufrechterhaltung sie beiträgt.

„*Je ne suis pas sortie de ma nuit*“, so lautet der Titel des 2000 veröffentlichten Tagebuchs über die letzten zwei Lebensjahre ihrer Mutter, die an Demenz erkrankt war. Während sie den geistigen und körperlichen Verfall ihrer Mutter beobachtet, erinnert sich die Tochter an deren einstige Stärke und Entschlossenheit, aus ihrem sozialen Milieu aufzusteigen. Aber sie findet am Körper ihrer Mutter auch Spuren von Verhaltensweisen wieder, die an die frühere soziale Begrenztheit zurückerrinnern, sei es die Fixierung auf das Essen oder auch bestimmte körperliche Eigenheiten und sprachliche Ausdrucksweisen:

Elle revit toujours ses peurs, l'aliénation ne l'a jamais quittée: 'La patronne n'est pas commode, on est mal payés avec tout le travail qu'on a' etc. Elle mange bruyamment ce que je lui ai apporté. (JN, 37–38)<sup>13</sup>

Auch das eigene Älterwerden nimmt die Tochter durch den Körper der Mutter wahr: „[...] elle est ma vieillesse, et je sens en moi menacer la

---

<sup>12</sup> [„Soeben hatte ich meine Mutter zum ersten Mal mit den Augen der Privatschule gesehen. [...] Als wäre durch die Ausstellung des hüfhalterlosen, schlaffen Körpers und des schmutzigen Nachthemds meiner Mutter unsere wahre Natur und Lebensweise bloßgelegt worden. [...] In meinem Denken, in dem der Morgenrock nicht existierte, gab es kein Entrinnen vor der Scham.“ DS, 92]

<sup>13</sup> [„Sie durchlebt immer wieder ihre Ängste. Die Entfremdung hat sie nie verlassen. ‚Die Chefin hats nicht bequem‘, ‚Man ist schlecht bezahlt mit all der Arbeit, die man hat.‘ Etc. Sie isst geräuschvoll, was ich ihr mitbringe.“; Übersetzung Verf.]

dégradation de son corps, ses rides sur les jambes, son cou froissé dévoilé par la coupe de cheveux qu'on vient de lui faire“ (JN, 37).<sup>14</sup>

Die Erinnerung dient damit auch der Bewusstwerdung über bleibende Spuren der sozialen Herkunft im eigenen Körper, einer gewissen ‚Vererbung‘ bestimmter Verhaltensweisen, wie Ernaux später schreibt:

[...] l'acquisition du savoir intellectuel allait, va toujours, avec certaines façons de parler, de se comporter, certains goûts, une distinction d'ordre social. Cette accession au savoir s'accompagne d'une séparation. Au fond je ne m'y résous pas, à cette séparation, c'est peut-être pour ça que j'écris. Je crois qu'elle est inscrite dans mon corps, cette séparation. Cette séparation du monde. Quand je dis dans mon corps, je veux dire des gestes que j'ai conservés par-delà mon acculturation, par-delà l'acquisition d'une 'discretion' corporelle. Ainsi je me suis rendu compte très tardivement, à 45 ans, de ma persistance à claquer les portes, à jeter les objets avec une forme de violence au lieu de les poser doucement. Évidemment, ça me vient de ma mère, cette forme de violence, de puissance corporelle non contrôlée. (VL, 28)<sup>15</sup>

## 2.2 Körper und Geschlechtskonstruktion: *Passion simple, Se perdre, L'événement*

Ein weiterer wichtiger Aspekt der Erinnerungsarbeit in Ernaux' Texten ist die geschlechtliche Dimension der eigenen Körperwahrnehmung und Körpererinnerung. Der kurze, 1991 erschienene Text *Passion*

---

<sup>14</sup> [„[...] sie ist mein Alter und ich spüre in mir den Zerfall ihres Körpers, ihre Falten auf den Beinen, ihren faltigen Nacken, der durch den Haarschnitt entblößt wird.“; Übersetzung Verf.]

<sup>15</sup> [„[...] die Aneignung des intellektuellen Wissens geht immer einher mit einer bestimmten Art zu sprechen, sich zu verhalten, bestimmten Vorlieben, einer sozialen Distinktion. Dieser Zugang zum Wissen ist begleitet von einer Trennung. Im Grunde kann ich mich mit dieser Trennung nicht abfinden, vielleicht schreibe ich deshalb. Ich glaube, dass diese Trennung in meinen Körper eingeschrieben ist. Diese Trennung von der Welt. Wenn ich von meinem Körper spreche, dann meine ich die Gesten, die ich trotz meiner Akkulturation beibehalten habe, jenseits meiner Aneignung einer „Unauffälligkeit“ des Körpers. So bin ich mir spät, mit 45 Jahren, erst bewusst geworden, dass ich immer noch die Türen schlage, Gegenstände mit einer Art von Gewalttätigkeit hinwerfe statt sie sanfter hinzulegen. Natürlich kommt diese Art der Gewaltsamkeit von meiner Mutter, diese nicht kontrollierte körperliche Kraft.“; Übersetzung Verf.]

*simple* über eine leidenschaftliche Liebesbeziehung zu einem verheirateten russischen Diplomaten hat durch seine direkte Ausdrucksweise zunächst einen Skandal ausgelöst: Ernaux wurde Obszönität vorgeworfen. Was aber hinter der Entblößung des Intimen sichtbar wird, ist eine Geste der Wiederaneignung des gesellschaftlichen Diskurses über weibliche Sexualität (vgl. Forcolin, 2012, 151). Der Text konzentriert sich auf die dominant körperliche Dimension der Beziehung, die Leere und Sehnsucht zwischen den Treffen und das Abhängigkeitsverhältnis zum Geliebten, das die Protagonistin in die Nähe des Selbstverlustes bringt (vgl. Struve, 2005, 41). Die erst zehn Jahre später erfolgte Veröffentlichung des zur Zeit der Beziehung geführten Tagebuches unter dem Titel *Se perdre* offenbart dann die Einseitigkeit der rein körperlichen Beziehung und die intellektuelle und auch körperliche Zerrissenheit der Schreiberin im Moment des Erlebens. Auch wird hier die körperliche Seite der Beziehung noch expliziter benannt: „[...] le sexe contrairement aux premiers récits, est obsessionnellement nommé et décrit. Le corps n’apparaît [sic] plus que comme un sexe-objet, instrumental, réduit à une extrême fonctionnalité“ (Forcolin, 2012, 156). In der kontrastierenden Lektüre der letzten Passagen beider aufeinander bezogener Texte offenbart sich die Ambivalenz der Protagonistin zwischen sexueller Befreiung von gesellschaftlichen Normen und der damit verknüpften Bestätigung einer neuen sozialen Norm des ‚befreiten‘ weiblichen Körpers.<sup>16</sup>

So heißt es am Ende von *Passion simple* noch:

Quand j’étais enfant, le luxe, c’était pour moi les manteaux de fourrure, les robes longues et les villas au bord de la mer. Plus tard, j’ai cru que c’était de mener une vie d’intellectuel. Il me semble maintenant que c’est aussi de pouvoir vivre une passion pour un homme et une femme. (PS, 77)<sup>17</sup>

---

<sup>16</sup> Struve spricht hier von einem Zwang zur Lust, die sie auch an anderen zeitgenössischen Texten beobachtet (vgl. Struve, 2005, 32).

<sup>17</sup> „Als ich noch ein Kind war, meinte ich, dass Luxus sich in Pelzmänteln, langen Kleidern und Villen am Meer zeigt. Später glaubte ich, dass er darin bestünde, das Leben von Intellektuellen zu führen. Jetzt scheint mir, dass er sich auch darin äußert, eine Leidenschaft für einen Mann oder eine Frau erleben zu können.“ EF, 87–88]

Die sexuelle Befreiung wird hier als Befreiung von sozialen Normen gesehen und steht paradoxerweise zugleich in Kontinuität mit dem gesellschaftlichen Erfolg: Die soziale Aufsteigerin befreit sich endlich auch von der verklemmten Sexualmoral ihres Elternhauses und entspricht damit der Norm sexueller Freiheit ihrer intellektuellen Klasse.

In *Se perdre* endet das Tagebuch, das auch das endgültige Ende der Beziehung markiert, ernüchternd mit einer eher bedrohlich wirkenden Vision: „Ce besoin que j'ai d'écrire quelque chose de dangereux pour moi, comme une porte de cave qui s'ouvre, où il faut entrer coûte que coûte“ (SP, 377).<sup>18</sup> Die nachträgliche Offenlegung der Passivität, der Abhängigkeit und des Leidens der Protagonistin sowie des Machtgefälles in der Beziehung verweist schmerzhaft auf die unbewusste Reproduktion traditioneller Geschlechterrollen, die durch ihre Ausstellung aber im Sinne eines *embodiment* auch überstiegen wird. Der Beginn des Reflexionsprozesses löst ein Glücksgefühl aus, diese Erfahrung hinter sich lassen und kritisch explorieren zu können (vgl. SP, 376).

Erst im Jahr 2000 erscheint der Text mit dem Titel *L'événement*, der die Erfahrung einer heimlichen Abtreibung im Winter 1963/64 rekonstruiert. Die junge Studentin endet nach einer langen Odyssee bei einer sogenannten Engelmacherin und aufgrund von Komplikationen schließlich in der Notaufnahme eines Krankenhauses. Das Zurückgeworfensein auf sich selbst und ihren Körper, die Verzweiflung und Einsamkeit auf der Suche nach einer Lösung und die Gefahr, in die die junge Studentin sich bringt und bringen muss nach der Entscheidung, das Kind nicht zu behalten – all dies dokumentiert, wie stark im Frankreich der 1960er Jahre der weibliche Körper männlichen Machthierarchien unterworfen war, sei es durch den Vater, den Geliebten, den wohlmeinenden Freund oder die verschiedenen konsultierten Ärzte. Im persönlichen Erleben und Erinnern bringt Ernaux die Milieugebundenheit ihrer Erfahrung zum Ausdruck, die ihr schon damals bewusst war. Sie schafft besondere Hürden bei der Problemlösung, von der Eruerung einer Adresse über die Problematik der Finanzierung bis hin zur Zuspitzung des medizinischen Notfalls. Zugleich erscheint das Ereignis

---

<sup>18</sup> [„Dieses Bedürfnis, etwas zu schreiben, das für mich gefährlich ist – wie eine Kellertür, die sich öffnet und man eintreten muss, koste es, was es wolle.“ SV, 283]

nis der sozialen Aufsteigerin aber auch als ein Symbol des ultimativen Scheiterns:

J'établissais confusément un lien entre ma classe sociale d'origine et ce qui m'arrivait. Première à faire des études supérieures dans une famille d'ouvriers et de petits commerçants, j'avais échappé à l'usine et au comptoir. Mais ni le bac ni la licence de lettres n'avaient réussi à détourner la fatalité de la transmission d'une pauvreté dont la fille enceinte était, au même titre que l'alcoolique, l'emblème. J'étais rattrapée par le cul et ce qui poussait en moi c'était, d'une certaine manière, l'échec social. (EN, 31–32)<sup>19</sup>

Die Schwangerschaft unterstreicht die besondere Verwundbarkeit des weiblichen Körpers. Sie annulliert den sozialen Aufstieg, das Zurückgeworfensein auf den sozial sanktionierten weiblichen Körper neutralisiert den intellektuellen Erfolg und schließt aus der gerade eroberten Welt wieder aus (vgl. EN, 54).

Der diensthabende Arzt erniedrigt die Protagonistin vor der lebenserhaltenden Notoperation mit dem Ausruf „Je ne suis pas un plombier!“ (EN, 108). Er unterstellt der jungen Frau, die kaum mehr zu einer Erklärung fähig ist, aufgrund ihres Zustandes ganz automatisch, ein ‚Mädchen aus dem Volk‘ zu sein. Damit schreibt er ihr ein mechanisches Verhältnis zum eigenen Körper und eine weitgehende Ignoranz der ethischen und medizinischen Dimension ihres Problems zu. Als er später feststellt, dass sie Studentin ist, behandelt er sie plötzlich zukommender:

L'interne de la nuit précédente est passé. Il est resté au fond de la chambre, il semblait gêné. J'ai cru qu'il avait honte de m'avoir maltraitée dans la salle d'opération. J'étais embarrassée pour lui. Je me trompais. Il avait seulement honte d'avoir – parce qu'il ne savait rien de moi

---

<sup>19</sup> [„Ich stellte eine vage Verbindung her zwischen meiner Klassenherkunft und dem, was mir passiert war. In einer Familie aus Arbeitern und kleinen Händlern war ich die Erste, die studierte und so der Fabrik oder dem Verkaufstresen entkam. Doch weder das Abitur noch ein erster Universitätsabschluss in Literatur konnten die unvermeidliche Weitergabe der Armut verhindern, deren Symbol die unverheiratete Schwangere war, im selben Maße wie der Alkoholiker. Im Sex hatte mich meine Herkunft eingeholt, und was da in mir heranwuchs, war gewissermaßen das Scheitern meines sozialen Aufstiegs.“ DE, 26–27]

– traité une étudiante de la fac de lettres comme une ouvrière du textile ou une vendeuse de Monoprix [...]. (EN, 110)<sup>20</sup>

Den besonderen Bezug ihres autobiographischen Projekts zum Körper beschreibt Ernaux am Ende des Textes allgemeiner als allumfassende menschliche Erfahrung, die durch das Schreiben von der individuellen zur kollektiven Erfahrung wird:

J'ai fini de mettre en mots ce qui m'apparaît comme une expérience humaine totale, de la vie et de la mort, du temps, de la morale et de l'interdit, de la loi, une expérience vécue d'un bout à l'autre au travers du corps. [...] Et le véritable but de ma vie est peut-être seulement celui-ci: que mon corps, mes sensations et mes pensées deviennent de l'écriture, c'est-à-dire quelque chose d'intelligible et de général, mon existence complètement dissoute dans la tête et la vie des autres. (EN, 124–125)<sup>21</sup>

### 2.3 Intersektionale Verknotungen: Kollektive Körpererinnerungen zwischen Klasse, Geschlecht und Generation: *Les années*

Die autobiographischen Bestandsaufnahmen ihres individuellen Lebens und subjektiven Erlebens tragen für Ernaux in sich auch immer eine soziale Dimension; sie stehen durch die nüchterne Wiedergabe repräsentativ für die Erfahrungen und strukturellen Begrenzungen eines Klassenflüchtlings und zugleich einer heranwachsenden Frau ihrer Generation. Sie selbst hat ihre Texte mit dem Begriff der „auto-socio-biographie“ (EC, 21) bezeichnet und damit deren hybriden

---

<sup>20</sup> „Der Arzt, der mich in der Nacht operiert hatte, kam vorbei. Er blieb an der Wand stehen, wirkte verlegen. Ich dachte, er würde sich schämen, weil er mich im Operationssaal schlecht behandelt hatte. Um seinetwillen war ich peinlich berührt. Ich irrte mich. Er schämte sich nur, dass er eine Studentin der Philosophischen Fakultät – weil er nichts von mir wusste – nicht anders behandelt hatte als eine Textilarbeiterin oder Monoprix-Verkäuferin [...]“ DE, 90]

<sup>21</sup> „Ich bin nun damit fertig, das in Worte zu fassen, was mir eine allumfassende menschliche Erfahrung zu sein scheint, eine Erfahrung von Leben und Tod, von Zeit, von Moral und Tabu, von Gesetz, eine ganz und gar körperliche Erfahrung. [...] Und das wahre Ziel meines Lebens ist vielleicht einfach dies: dass mein Körper, meine Gefühle und meine Gedanken zu Geschriebenem werden, zu etwas Verständlichem und Allgemeinem also, dass meine Existenz vollkommen im Kopf und im Leben der anderen aufgeht.“ DE, 101]

Charakter zwischen autobiographischer Bestandsaufnahme und dokumentierender Sozialanalyse beschrieben.

Betrachtet man Annie Ernaux' Werk im Ganzen, dann fällt auf, dass sie schon früh ein Interesse an einer eher sozialen Perspektivierung entwickelt, indem sie ihre eigene Erinnerung an kollektive Erfahrungen bindet. In *Journal du dehors* (1993) beschäftigt sie sich mit öffentlichen Verkehrsmitteln und dort zufällig wahrgenommenen Unterhaltungen und Gesten; in *Regarde les lumières mon amour* (2016) erinnert sie sich an die Supermärkte, die für Etappen ihrer Biographie stehen und zugleich allgemeiner die historische Entwicklung der Konsumgesellschaft dokumentieren. Dieses Interesse an Alltagskultur findet sich auch bei anderen zeitgenössischen Schriftstellern, aber nur Ernaux stellt in solchem Maße den Körper und die körperliche Erfahrung auch im öffentlichen Raum ins Zentrum:

Ernaux's attention to the physicality of herself and those around her, and to the role of the body in creating memory, allows for charged experiences of personal alteration, regardless of the surrounding aesthetic environment. (Tierney, 2006, 126)

Der 2008 erschienene Band *Les années*, über dessen Konzeption Ernaux schon seit den 1980er Jahren nachdenkt (vgl. Sheringham, 2012, 177), geht diesen Weg noch konsequenter weiter. Hier werden in fragmentarischer Form die Erfahrungen einer oder auch mehrerer Generationen im Zeitraum zwischen etwa 1940 und 2007 rekonstruiert. Dies geschieht sowohl durch das Prisma persönlicher Erinnerungen als auch mit Bezug auf allgemein gesellschaftliche Marksteine der jeweiligen Zeit. Die Alltagskultur spielt dabei eine zentrale Rolle, von Schlagern und Chansons über Kinofilme und Literatur bis hin zu Werbung, Konsumgütern und privater Festkultur. Historische Ereignisse und politische Entwicklungen werden eher selten erwähnt, individuelle Körpererfahrungen immer wieder kollektiv verankert. Sie sind beeinflusst durch das soziale Herkunftsmilieu, durch eine geschlechtsspezifische Prägung, durch die Zurichtungen der Konsumgesellschaft und durch Generationenzugehörigkeit und -abgrenzung. In der Schreibweise selbst wird ein entscheidender Schritt vom ‚ich‘ zum ‚wir‘ und zum ‚man‘ gemacht, der die zugleich kollektive und historische Einbettung individueller Erfahrungen in den Vordergrund rückt (vgl. Strasser, 2012; Rabatel, 2013). Die Form der Liste ist ein wiederkehren-

des sprachliches Mittel, das durch seine fehlende Hierarchisierung und Unabgeschlossenheit jede Wertung vermeidet.

So entsteht durch das Prisma persönlicher Erinnerungen, begrenzter und zugleich kollektiv geteilter Wahrnehmungen das kaleidoskopartige Portrait einer ganzen Epoche. Fotos und Videoaufnahmen, die die Protagonistin von sich selbst besitzt, dienen der Vergegenwärtigung der jeweiligen Zeit und unterstützen den Versuch, sich in vergangene Empfindungen und Körperzustände wieder neu hineinzusetzen (vgl. auch UP). Der Körper erscheint dabei als zunächst grundlegend geprägt von einem Vermächtnis, das von Generation zu Generation weitergegeben wird. Das junge Mädchen orientiert sich an diesem auch geschlechtsspezifisch differenzierten Vermächtnis, an das die Erzählerin sich rückblickend erinnert und das sie als offene Liste Revue passieren lässt:

Hors des récits, les façons de marcher, de s'asseoir, de parler et de rire, héler dans la rue, les gestes pour manger, se saisir des objets, transmettaient la mémoire passée de corps en corps du fond des campagnes françaises et européennes. [...] Un répertoire d'habitudes, une somme de gestes façonnés par des enfances aux champs, des adolescences en atelier, précédées d'autres enfances, jusqu'à l'oubli:

Manger en faisant du bruit et en laissant voir la métamorphose progressive des aliments dans la bouche ouverte, s'essuyer les lèvres avec un morceau de pain, [...]. Se débarbouiller seulement la figure chaque jour et le reste selon le degré de saleté, les mains et les avant-bras après le travail, les jambes et les genoux des enfants les soirs d'été, le lavage en grand réservé aux fêtes [...]

Pour les hommes, l'usage continu des épaules transportant la bêche, des planches et des sacs de pommes de terre, les enfants fatigués au retour de la foire

Pour les femmes, des genoux et des cuisses coinçant le moulin à café, la bouteille à déboucher, la poule qu'il faut égorger dont le sang goutte dans la cuvette

Parler fort et de façon grondeuse en toutes circonstances, comme s'il avait fallu se rebiffer contre l'univers depuis toujours. (LA, 31-32)<sup>22</sup>

---

<sup>22</sup> [„Außer den Erzählungen wurden uns noch andere Dinge überliefert, wie man sich bewegt, sich hinsetzt, lacht, wie man auf der Straße jemandem etwas zuruft, wie man isst, wie man nach etwas greift, Erinnerungen, die in den länd-

Zu dieser inkorporierten Gestik und Mimik kommt auch eine besondere Benutzung der Sprache, die ihrerseits dem Körper einverleibt wird:

Sitôt rentrés à la maison, on retrouvait sans y penser la langue originelle, qui n'obligeait pas à réfléchir aux mots, seulement aux choses à dire ou à ne pas dire, celle qui tenait au corps, liée aux paires de claques, à l'odeur d'eau de Javel des blouses, des pommes cuites tout l'hiver, aux bruits de pisse dans le seau et aux ronflements des parents. (LA, 34-35)<sup>23</sup>

Dieses Vermächtnis wird stark durch das Milieu und dessen besondere Körperbezogenheit bestimmt, die bereits in *La place* mit Bezug auf den Vater beschrieben wurde. Allerdings bringt jede weitere biographische Etappe und auch jede historische Zeit neue Bezüge zum Körper mit sich, die das Vermächtnis in den Hintergrund treten lassen. Die Unberechenbarkeit, Unwillkürlichkeit und Subjektivität von Erinnerungen

---

lichen Gegenden Frankreichs und Europas von Körper zu Körper weitergegeben wurden. [...] Ein Repertoire aus Gewohnheiten, eine Summe von Handgriffen, geprägt von einer Kindheit auf dem Feld und einer Jugend in der Werkstatt, denen wiederum andere Kindheiten und Jugenden vorausgegangen waren, bis in längst vergangene Zeiten:

Beim Essen schmatzen und die Metamorphose der Nahrung im offenen Mund zur Schau stellen, sich die Lippen mit einem Stück Brot abwischen, [...] sich morgens nur kurz mit dem Waschlappen übers Gesicht fahren und den Rest des Körpers je nach Verschmutzungsgrad waschen, die Hände und Unterarme nach der Arbeit, die Beine und Knie der Kinder an Sommerabenden, den ganzen Körper nur an Feiertagen. [...]

als Mann ständig etwas Schweres auf den Schultern tragen, einen Spaten, ein paar Bretter, einen Kartoffelsack oder auf dem Rückweg vom Markt ein müdes Kind

als Frau sich die Kaffeemühle zwischen die Oberschenkel oder die Knie klemmen, Flaschen entkorken, einem Huhn den Hals durchschneiden, das Blut in einer Schüssel auffangen

laut und mit aggressiver Stimme sprechen, als müsse man sich gegen die ganze Welt auflehnen und das schon immer.“ DJ, 30]

<sup>23</sup> [„Zu Hause wechselte man, ohne nachzudenken, in die vertraute Sprache, bei der man nicht auf jedes Wort achten musste, sondern nur darauf, was man sagen durfte und was nicht, jene Sprache, die man im Körper trug, die Sprache der Ohrfeigen, der Kittelschürzen, des Putzmittelgeruchs, der Äpfel, die im Winter auf dem Herd köchelten, des Urinstrahls, der im Eimer landete, der schnarchenden Eltern.“ DJ, 33]

wird deutlich, denn körperliche Erinnerungen drängen sich auf und überdecken historische Ereignisse. Geschlechtsspezifische Körperwahrnehmungen werden evoziert etwa bei Themen, die zugleich alltagskulturell und historisch verankert werden wie etwa: die getrenntgeschlechtliche Erziehung in der Schule, die unterschiedliche Verhaltensweisen vermittelt; Masturbation und ihre gesellschaftliche Verdammung; das Thema der Entjungferung; ein angstbesetztes Sexualleben wegen drohender Schwangerschaft, das Trauma der ausbleibenden Menstruation.

Allerdings verändert sich dieser geschlechtsspezifische Körperbezug historisch. In den 1970er Jahren bildet sich eine neue Körperwahrnehmung aus: „La liberté des attitudes, l'énergie des corps crevaient l'écran. Si c'était la révolution, elle était là, éclatante, dans l'expansion et le relâchement des corps, assis n'importe où“ (LA, 108). Die sexuelle Befreiung bringt für die Frau die Frage nach den eigenen Bedürfnissen: „[...] pour la première fois, on se représentait sa vie comme une marche vers la liberté, ça changeait beaucoup. Un sentiment de femme était en train de disparaître, celui d'une infériorité naturelle“ (LA, 116). Stattdessen wird die Optimierung des Körpers durch Fitness, Lebenswandel und Diät propagiert und neue Freiheiten bringen für den Körper auch wieder neue Formen der Überwachung und Normierung mit sich. Die veränderte Rolle der Medien spielt bei der Körperwahrnehmung und auch bei der Erinnerung eine wichtige Rolle, die Rückerinnerung über vergilbte Schwarz-Weiß-Fotografien wirkt anders als über Amateurvideos, alte Kinofilme und neue Werbeslogans wirken unterschiedlich auf die Körpererinnerung. Neue Körperregimes werden abhängig vom Alter nicht nur positiv als Befreiung, sondern auch negativ als neue Art der Disziplinierung wahrgenommen:

Il y avait dans les nouveaux objets une violence pour le corps et l'esprit que l'usage effaçait rapidement. Ils devenaient légers. (Comme d'habitude, les enfants et les adolescents les utilisaient avec facilité et sans questions.) (LA, 209)<sup>24</sup>

---

<sup>24</sup> „In den neuen Dingen lag eine Gewalt gegen den Körper und den Geist, aber sobald ihr Gebrauch zur Gewohnheit wurde, vergaß man das. Dann fühlten sie sich leicht an. (Wie immer hatten Kinder und Jugendliche überhaupt keine Schwierigkeiten damit und stellten sich keine großen Fragen.)“ DJ, 210]

Auch den kollektiven Wandel der Körperwahrnehmung differenziert Ernaux geschlechtsspezifisch. Mit Bezug auf die Geschlechterordnung wird das omnipräsente Befreiungsnarrativ der Frau und dessen körperliche Spuren mehrfach problematisiert:

Plus que jamais les femmes constituaient un groupe surveillé, dont les comportements, les goûts et les désirs faisaient l'objet d'un discours assidu, d'une attention inquiète et triomphante. Elles étaient réputées avoir 'tout obtenu', 'être partout' et 'réussir à l'école mieux que les garçons'. Comme d'habitude, les signes de leur émancipation étaient cherchés dans leur corps, leur audace vestimentaire et sexuelle. Qu'elles disent 'draguer les mecs', dévoilent leurs fantasmes et se demandent dans *Elle* si elles sont 'un bon coup' était la preuve de leur liberté et de leur égalité avec les hommes. L'offrande perpétuelle de leurs seins et de leurs cuisses dans la publicité se devait d'être appréciée comme un hommage à la beauté. (LA, 180)<sup>25</sup>

Der Text, der weder Autobiographie noch Chronik ist, trägt in sich zugleich die Reflexion über seine Entstehung und Konzeption (vgl. Sheringham, 2012, 178). Im Zentrum steht die Vielfalt von Zeitregimes, die Heterogenität der Zeitwahrnehmung (vgl. Sheringham, 2012, 180), die gelebte Dimension der Geschichte, die sich in den Körpern immer neu und anders niederschlägt:

Ce sera un récit glissant, dans un imparfait continu, absolu, dévorant le présent au fur et à mesure jusqu'à la dernière image d'une vie. Une coulée suspendue, cependant, à intervalles réguliers par des photos et des séquences de films qui saisiront les formes corporelles et les positions sociales successives de son être – constituant des arrêts sur mémoire en même temps que des rapports sur l'évolution de son existence, ce qui l'a rendue singulière, non par la nature des éléments de sa vie, externes

---

<sup>25</sup> [„Frauen und Mädchen standen mehr denn je unter Beobachtung, ihr Verhalten, ihr Geschmack und ihre Wünsche wurden permanent kommentiert, mal besorgt, mal selbstgefällig. Es hieß, sie hätten ‚alles erreicht‘, seien ‚in allen Sphären der Gesellschaft vorgedrungen‘ und ‚besser in der Schule als die Jungs‘. Wie immer suchte man die Zeichen ihrer Emanzipation in ihrem Körper, in der Freizügigkeit ihrer Kleidung, in ihrer Sexualität. Dass sie sagten, ‚ich habe einen Typen aufgerissen‘, dass sie offen über ihre erotischen Fantasien sprachen, dass sie sich in der *Elle* fragten, ob sie ‚gut im Bett‘ waren, galt als Beweis für ihre Freiheit und Gleichstellung mit den Männern. Die Allgegenwart ihrer Brüste und Schenkel in der Werbung sollte als Hommage an ihre Schönheit verstanden werden.“ DJ], 181]

(trajectoire sociale, métier) ou internes (pensées et aspirations, désirs d'écrire) mais par leur combinaison, unique en chacun. À cette 'sans cesse autre' des photos correspondra, en miroir, le 'elle' de l'écriture. Aucun 'je' dans ce qu'elle voit comme une sorte d'autobiographie impersonnelle – mais 'on' et 'nous' – comme si, à son tour, elle faisait le récit des jours d'avant. (LA, 251–252)<sup>26</sup>

In dieser Passage vom Ende des Textes, die zugleich metatextuell über das Schreiben reflektiert, zeigt sich, dass noch eine andere Dimension der sozialen Differenzierung mitschwingt, die vielleicht unterschwellig eine entscheidende Bedeutung für diesen Text hat: das Altern. Denn einander ablösende Körperregimes und soziale Verortungen reflektieren in besonderer Weise die Differenzerfahrung des Alterns; die Zugehörigkeit zu einer Generation, die diese Erfahrungen verbindet, grenzt zugleich von anderen Generationen ab.<sup>27</sup> Der Einbettung des individuellen Lebens in kollektive Erfahrungszusammenhänge entspricht die Ausgrenzung der Alternden aus gesellschaftlichen Dynamiken.

Der deutschen Umsetzung von Teilen des Buches in ein Hörspiel (Ernaux, 2019) gelingt es, zwei parallele Schichten des Textes zu zeigen: Die Lesung des Textes durch vier Stimmen von Corinna Harfouch, Birte Schnöink, Constanze Becker und Nicole Heesters, die im Timbre und im Sprechduktus als verschiedenen Generationen angehörig identifiziert werden können, verdeutlicht einerseits die Generationenspezifika der Körpererfahrung und auch die sprachliche Entwicklung

---

<sup>26</sup> [„Es soll eine fließende Erzählung sein, geschrieben im *imparfait*, in einer fortschreitenden, absoluten Vergangenheit, die die Gegenwart verschlingt, bis hin zum letzten Bild eines Lebens. Ein Fluss, der immer wieder durch Fotos und Videosequenzen unterbrochen wird, welche die aufeinanderfolgenden körperlichen Formen und gesellschaftlichen Positionen ihres Seins dokumentieren – sie sind Standbilder der Erinnerung und zeigen gleichzeitig den Verlauf ihres Lebens, das, was sie einzigartig macht, nicht durch die äußeren (gesellschaftlicher Weg, Beruf) oder inneren (Gedanken und Sehnsüchte, das Bedürfnis zu schreiben) Elemente ihres Lebens, sondern durch deren individuelle Kombination. Die Frau, die auf den Fotos ‚immer eine andere‘ ist, spiegelt sich im ‚sie‘ der Erzählung.

In dem, was sie als unpersönliche Autobiografie begreift, gibt es kein ‚ich‘, sondern nur ein ‚man‘ oder ‚wir‘ – jetzt erzählt sie auch von früher.“ DJ], 253]

<sup>27</sup> Die pessimistische Lesart von Shirley Jordan (2011), die den Text als „narrative of ageing“ liest, der vor allem die kulturelle Entwertung alter Frauen reproduziert (Jordan, 2011, 148), würde die Autorin allerdings nicht teilen.

zwischen den Generationen in der Thematisierung des Körpers. Zugleich wird hier auch die für den autobiographischen Text typische Aufspaltung in verschiedene erlebende Ichs aufgegriffen und pluralisiert, denn die verschiedenen individuellen Stimmen repräsentieren jeweils eine Generation in verschiedenen Altersstufen. Durch diese stimmkörperliche Pluralisierung des Textes wird neben der sozialen, geschlechtlichen und generationellen Differenzierung auch die Differenzierung des Alterns deutlich wahrnehmbar.

### 3 Fazit

Den Texten von Annie Ernaux kommen insbesondere zwei Verdienste zu, wie die Analyse gezeigt hat. Sie verdeutlichen, wie stark das autobiographische Gedächtnis in Körpererfahrungen verankert ist, und wie deren Evokation die Erinnerungsarbeit stimulieren kann. Sie unterstreichen und inszenieren aber auch die enge Verbindung von Körperwahrnehmung und Differenzierung in der biographischen Rückschau. Nicht nur die Klassenspezifität körperlicher Regimes, sondern auch die intersektionale Interferenz von Klasse und Geschlecht werden in und über Körpererinnerung sichtbar. *Les années* weitet zudem den Blick aus auf die historische Relativität und Dynamik gesellschaftlicher Körperregimes und hinterfragt verbreitete Befreiungsnarrative, denn neue soziale Körperrichtlinien ersetzen die alten. Das Individuum, das diese Entwicklung durchlebt und rekapituliert, findet sich schließlich auch in einem Alterungsprozess wieder, der die kollektive Wahrnehmung zu einer generationenspezifischen und altersbedingten Wahrnehmung macht, die wiederum die Sicht auf Körperrichtlinien verändert. In der autobiographischen Darstellung und Bestandsaufnahme selbst wird zugleich ein Akt des *embodiment*, des Widerstandes gegen aufgesetzene Körperrichtlinien spürbar, ein Widerstand, der angesichts der komplexen Verflechtung von sozialen Differenzierungen immer begrenzt und volatil bleiben muss.

### Bibliographie

Baudelot, C. (2004): „« Briser des solitudes » les dimensions psychologiques, morales et corporelles des rapports de classe chez Pierre Bourdieu et Annie Ernaux.“ In: Thumerel, F. (Hrsg.), *Annie Ernaux: Une œuvre de l'entre-deux*. Lille: Presses Universitaires Artois, 165–176.

- Bourdieu, P. (1993): *Sozialer Sinn. Kritik der theoretischen Vernunft*. Frankfurt: suhrkamp.
- Dimbath, O., Heinlein, M., Schindler, L. (2016): „Einleitung: Körper und Gedächtnis – Perspektiven auf Zeichnungen der Vergangenheit und inkorporierte Verhaltensorientierungen.“ In: Heinlein, M., Dimbath, O., Schindler, L., Wehling, P. (Hrsg.), *Der Körper als soziales Gedächtnis*. Wiesbaden: Springer, 1–16.
- Eribon, D. (2017): *Gesellschaft als Urteil*. Frankfurt: Suhrkamp.
- Ernaux, A. (1983): *La place*. Paris: Gallimard folio. (LP)  
[dt.: Ernaux, A. (2020): *Der Platz*. Frankfurt: suhrkamp. (DP)]
- Ernaux, A. (1991): *Passion simple*. Paris: Gallimard folio. (PS)  
[dt.: Ernaux, A. (2004): *Eine vollkommene Leidenschaft. Die Geschichte einer erotischen Faszination*. München: Goldmann. (EF)]
- Ernaux, A. (1993): *Journal du dehors*. Paris: Gallimard folio. (JD)
- Ernaux, A. (1997): *La honte*. Paris: Gallimard folio. (LH)  
[dt.: Ernaux, A. (2020): *Die Scham*. Frankfurt: suhrkamp. (DS)]
- Ernaux, A. (1997): « *Je ne suis pas sortie de ma nuit* ». Paris: Gallimard folio. (JN)
- Ernaux, A. (2000): *L'événement*. Paris: Gallimard folio. (EN)  
[dt.: Ernaux, A. (2021): *Das Ereignis*. Frankfurt: suhrkamp. (DE)]
- Ernaux, A. (2001): *Se perdre*. Paris: Gallimard folio. (SP)  
[dt.: Ernaux, A. (2003): *Sich verlieren. Die Geschichte einer Obsession*. München: Goldmann. (SV)]
- Ernaux, A. (2003): *L'écriture comme un couteau*. Paris: Stock. (EC)
- Ernaux, A. (2005): *L'usage de la photo*. Paris: Gallimard folio. (UP)
- Ernaux, A. (2008): *Les années*. Paris: Gallimard folio. (LA)  
[dt.: Ernaux, A. (2019): *Die Jahre*. Frankfurt: suhrkamp. (DJ)]
- Ernaux, A. (2011): *L'atelier noir*. Paris: Editions des Busclats. (AN)
- Ernaux, A. (2013): „La distinction, œuvre totale et révolutionnaire.“ In: Louis, É. (Hrsg.), *Pierre Bourdieu. L'insoumission en héritage*. Paris: Presses universitaires de France, 19–48.
- Ernaux, A. (2014): *Le vrai lieu*. Paris: Gallimard folio. (VL)
- Ernaux, A. (2016): *Regarde les lumières mon amour*. Paris: Gallimard folio.
- Ernaux, A. (2019): *Die Jahre: Hörspiel mit Corinna Harfouch, Birte Schnöink, Constanze Becker, Nicole Heesters*. Berlin: Der Audio-Verlag.
- Forcolin, F. (2012): „L'intime en scène. L'obscénité du corps dans l'écriture de Christine Angot et Annie Ernaux.“ In: Hemmens, A., Williams, R. (Hrsg.), *Autour de l'extrême littéraire*. Newcastle upon Tyne: Cambridge Scholars Publishing, 151–161.
- Freeman, M., Brockmeier, J. (2001): „Narrative Integrity: Autobiographical Identity and the Meaning of the “Good Life”.“ In: Brockmeier, J., Carbaugh, D. (Hrsg.), *Narrative and Identity: Studies in Autobiography*. London: Routledge, 11–28.

- graphy, *Self and Culture*. Amsterdam, Philadelphia: John Benjamins Publishing Company, 75–99.
- Gasparini, P. (2008): *Autofiction: Une aventure du langage*. Paris: Seuil.
- Hölz, K. (1972): *Das Thema der Erinnerung bei Marcel Proust: Strukturelle Analyse der mémoire involontaire in A la recherche du temps perdu*. München: Fink.
- Jordan, S. (2011): „Writing Age: Annie Ernaux’s *Les années*.“ *Forum for Modern Language Studies*, Vol. 47, No. 2, 138–149.
- Keilhauer, A. (2007a): „Altern als mimetische Praxis im autobiographischen Schreiben von Frauen.“ In: Hartung, H., Reinmuth, D., Streubel, C., Uhlmann, A. (Hrsg.), *Graue Theorie: Die Kategorien Alter und Geschlecht im kulturellen Diskurs*. Köln: Böhlau, 151–173.
- Keilhauer, A. (2007b): „Vieillir féminin et écriture autobiographique, aléas d’un questionnement croisé.“ In: Keilhauer, A. (Hrsg.), *Vieillir féminin et écriture autobiographique*. Clermont-Ferrand: Presses Universitaires Blaise Pascal, 9–22.
- Keilhauer, A. (2018): „Spuren von Diversität in französischen Selbstdokumenten des 18. Jahrhunderts.“ In: Florin, M., Gutsche, V., Krentz, N. (Hrsg.), *Diversität historisch: Repräsentationen und Praktiken gesellschaftlicher Differenzierung im Wandel*. Bielefeld: transcript, 79–102.
- Krais, B., Gebauer, G. (2017): *Habitus*. Bielefeld: transcript.
- Läubli, M. (2014): *Subjekt mit Körper: die Erschreibung des Selbst bei Jean-Jacques Rousseau, Karl Philipp Moritz und W.G. Sebald*. Bielefeld: transcript.
- Lavault, M. (2015): „Des idées et des corps: l’écriture comme ré-jouissance.“ In: Dubois, J. (Hrsg.), *Sexe et pouvoir dans la prose française contemporaine*. Liège: Presses Universitaires de Liège, 189–202.
- Lecarme, J., Lecarme-Tabone, É. (2015): *L’autobiographie*. Paris: Armin Colin.
- Louis, É. (2014): *En finir avec Eddy Bellegueule*. Paris: Seuil.
- Rabatel, A. (2013): „Les années.“ *Poétique*, 1, n° 172, 105–123.
- Sheringham, M. (2012): „Annie Ernaux: le temps et l’archive dans *Les Années*.“ In: Viart, D., Demanze, L. (Hrsg.), *Fins de la littérature, Tome II: Historicité de la littérature contemporaine*. Paris: Colin, 175–186.
- Sheringham, M. (2015): „La connaissance par corps: Writing and Self-Exposure in Annie Ernaux.“ In: Majorano, M. (Hrsg.), *La giostra dei sentimenti*. Macerata: Quodlibet Studio, 131–148.
- Singh Rathore, A. (2019): *A Philosophy of Autobiography: Body & Text*. London: Routledge.
- Strasser, A. (2012): „Quand les pronoms conjuguent mémoire individuelle et mémoire collective.“ *Roman*, 54, Dezember 2012, 165–175.
- Struve, K. (2005): „*Les artistes de l’intime*: Erotische Körper im Spannungsfeld zwischen Intimität und Öffentlichkeit bei Christine Angot, Catherine Millet und Annie Ernaux. Münster: LIT.

- Tierney, R. (2006): „Lived Experience at the Level of the Body“: Annie Ernaux's *Journaux Extimes*.“ *SubStance*, 111, Vol. 35, no. 3, 113–130.
- Villa-Braslawsky, P. (2011): *Sexy Bodies: Eine soziologische Reise durch den Geschlechtskörper*. Wiesbaden: Springer.
- Wagoner, B. (2018): „Introduction: Remembering as a Psychological and Social-Cultural Process.“ In: Wagoner, B. (Hrsg.), *Handbook of Culture and Memory*. Oxford: Oxford University Press, 1–16.
- Zettelbauer, H. (2017): „Embodiment · Verkörperungen: Geschlecht, Körper, Kultur.“ In: Zettelbauer, H., Benedik, S., Kontschieder, N., Sonnleitner, K. (Hrsg.), *Verkörperungen · Embodiment: Transdisziplinäre Analysen zu Geschlecht und Körper in der Geschichte · Transdisciplinary Explorations on Gender and Body in History*. Göttingen: V & R, 9–44.

Victoria Gutsche

## **Transgressive Körper.**

### *Die Vielen und der Eine* (1930) von Rut Landshoff

An der Wende zum 20. Jahrhundert bildete sich ein neuer Frauentypus heraus: die ‚Neue Frau‘. Selbstständig sollte sie sein, ökonomisch unabhängig und politisches Mitbestimmungsrecht haben. Jedoch war die ‚Neue Frau‘ vor dem Ende des Kaiserreichs noch weitgehend ein Versprechen und politische Forderung: „[e]s ist noch nicht fertig – das neue Weib“ (Dohm, 2008, 124). Mit dem Ende des Ersten Weltkrieges änderte sich hingegen die Lage: Mit dem Frauenwahlrecht, der zunehmenden gesetzlichen Gleichstellung der Frau sowie den erweiterten Berufs- und Bildungsmöglichkeiten war die ‚Neue Frau‘ inzwischen für die junge Generation zur Realität geworden und „ihr Anliegen verlagerte sich auf die pragmatische ‚Gestaltung ihres persönlichen Lebens‘ selbst“ (Sykora, 1993, 10). Damit wurde sie aber zunehmend entpolitisiert und ihre ursprünglich irritierende Uneindeutigkeit, die sich in der Vielfalt der Lebensentwürfe und der Erscheinungsweisen der ‚Neuen Frau‘ zeigte, wurde in ein „formal determiniertes ikonographisches System“ (Sykora, 1993, 11) überführt, das sich in den 1920er Jahren geradezu massenhaft in Journalen und Zeitschriften, im Film und der Revue findet: junge Frauen mit Bubikopf, kurzem Rock, sachlicher Kleidung, Seidenstrümpfen, engen Topfhüten, sportlicher Figur, häufig mit männlich codierten Accessoires wie Krawatte oder Zigarette (vgl. Kessemeier, 2000, 32). Die Festlegung eines solchen Phänotyps der ‚Neuen Frau‘ hatte zur Folge, dass die Grenzen immer enger gezogen wurden, die „‚Spielräume‘ [...], innerhalb derer sich ein modernes weibliches Rollenspektrum leben und darstellen ließ“ wurden kleiner (Sykora, 1993, 23). Dies wurde freilich auch von Zeitgenoss\*innen gesehen, die sich gegen diese Versuche der Fixierung eines ursprünglich progressiven Entwurfs, der damit zum Klischee gerann, wandten. Es galt, das Klischee als solches auszustellen, es ironisch zu unterlaufen, mit

ihm zu spielen und auf diese Weise fortzuführen, was die ‚Neue Frau‘ begonnen hatte: die Infragestellung von Geschlechterrollen und -zuschreibungen, das Ausloten neuer Spielräume wie auch ihrer Schattenseiten, seien es prekäre Arbeitsbedingungen oder das Zurückgeworfensein in alte Rollenmuster, sobald eine Schwangerschaft festgestellt wurde. Zu den Autor\*innen und Künstler\*innen, die sich durchaus kritisch mit dem Typus der ‚Neuen Frau‘ und davon ausgehend mit der Geschlechterordnung auseinandersetzten, zählt auch Rut Landshoff, die selbst als Paradebeispiel für die ‚Neue Frau‘ firmierte, sich als solche inszenierte und inszeniert wurde. Doch erschöpft sich ihr Werk keineswegs in der Verhandlung dieses Konzepts: Sie entwirft insbesondere in ihren literarischen und feuilletonistischen Texten einen *queer space*, in dem die heteronormative Geschlechterordnung ausgeschlossen wird, zugleich aber intersektionale Ausschlüsse stattfinden, die das Bestehen des *queer space* garantieren, ist es doch ein Raum der Jungen und Reichen.

## 1 Rut Landshoffs Spiel mit Differenzen

Rut Landshoff war laut Maren Lickhardt (2020, 25) und anderen in den 1920er Jahren Star der Berliner Bohème und *das* deutsche It-Girl. So konstatiert auch Thomas Blubacher in seiner Biographie Landshoffs:

Berühmt fürs Berühmtsein und nicht etwa wegen ihrer mediokeren Leistungen als Schauspielerin, ist sie lange vor Paris Hilton, Kim Kardashian und Nina Kristin ein frühes ‚It-Girl‘. Es kann und tut nichts – das aber öffentlich. Was zählt, ist das ‚gewisse Etwas‘ und der Schein seiner Inszenierung. In den 1920er Jahren wird sie zur Stilikone, sie ist regelmäßig in Journalen und Magazinen abgebildet, junge Frauen kopieren ihren Haarschnitt und ihre kesse Kleidung, imitieren ihre Allüre und beneiden die Unkonventionelle und scheinbar Unabhängige um ihren famosen Lebensstil. Georg Zivier berichtet von einer regelrechten ‚Ruth-Landshoff-Mode‘. (Blubacher, 2015, 73)

Doch die Stilikone Landshoff ist nur schwer auf einen Stil, auf einen ‚Typ‘ festzulegen, auch die Bezeichnung It-Girl erscheint im Hinblick auf die Gender-Zuschreibung nicht recht passend zu sein: Vielmehr spielt sie mit Zuschreibungen, indem sie sie explizit aufruft, sich hinter ihnen versteckt, um sie sodann zu durchkreuzen. Sie erscheint als schillerndes, sich immer wieder entziehendes Wesen, das seinen Ort

weder hier noch dort hat, sondern im Dazwischen.<sup>1</sup> Buchstäblich vor Augen geführt wird dieses Spiel mit Zuschreibungen, die Infragestellung und das Überschreiten von Körper- und Geschlechternormen in zeitgenössischen Fotografien von Landshoff, die gerade nicht einen neuen Typus junger Frauen inszenieren, sondern vielmehr Landshoff als mehrdeutig, als sich binären Logiken bedienendes und zugleich entziehendes Wesen präsentieren. Gezeigt werden kann dies etwa am Beispiel einer Fotografie Umbos (d. i. Otto Maximilian Umbehr), der Landshoff vielfach porträtierte.<sup>2</sup> Zu sehen sind neben Landshoff die Schauspielerin Alexa von Porembsky, die Tänzerin Lena Amsel sowie die Malerin Annemarie Jauß, die mit ihrer androgynen Erscheinung durch Kurzhaarfrisur, die in unterschiedlichem Maße an einen männlich codierten Kleidungsstil angelehnten Kleidung und die Zigarette in der Hand, jenen Typus verkörpern, der unter dem Schlagwort der ‚Neuen Frau‘ bzw. *Garçonne* firmiert. Die Abgebildeten werden hier auf den ersten Blick als junge Frauen präsentiert, die mit weiblich wie männlich codierten Attributen und Markern spielen – auf der einen Seite Seidenstrümpfe, Röcke, schräge Kopfhaltung, Hand auf dem Herzen und auf der anderen Seite Zigarette in der Hand, Kurzhaarfrisur und schlichte Oberteile – und damit binäre Zuordnungen in Frage stellen, indem die Grenzen zwischen ‚männlich‘ und ‚weiblich‘ verwischt werden. Denn auch wenn sie trotz männlicher Attribute noch eindeutig als Frauen zu erkennen sind und die Inszenierung stereotype Weiblichkeitsvorstellungen aufgreift, etwa durch den verträumten Blick zur Seite und die Hand auf dem Herzen, werden diese durch die betonte

---

<sup>1</sup> Die Unmöglichkeit der Festlegung mag man auch an ihren wechselnden Namen ablesen: Sie wurde als Ruth Levy geboren, nahm jedoch bald den Nachnamen ihrer Mutter, Landshoff, an. Als sie ihre ersten Artikel veröffentlichte, strich sie das H aus Ruth und publizierte als Rut Landshoff oder unter Pseudonymen. Nach ihrer Heirat 1931 führte sie den Namen Gräfin Ruth Landshoff-Yorck zu Wartenburg und nach der Scheidung 1934 Ruth (L.) Yorck. Im amerikanischen Exil veröffentlichte sie schließlich als „Anonymous“ und Ruth Landshoff-Yorck. Zu den Namensvarianten sowie der damit einhergehenden multiplen Autoridentität Mantel (2015, 21–24). Der Roman *Die Vielen und der Eine* wurde unter dem Namen Rut Landshoff veröffentlicht, so dass im Folgenden die Variante Landshoff verwendet wird.

<sup>2</sup> Online einsehbar unter <https://sammlung-online.berlinischegalerie.de:443/eMP/eMuseumPlus?service=ExternalInterface&module=collection&objectId=18581&viewType=detailView>. Zugriff am 15.03.2022.

Inszenierung der Szene als Zuschreibung entlarvt. Das größte Irritationspotenzial geht jedoch von Rut Landshoff aus: Während die drei anderen mit ‚damenhaft‘ übereinandergeschlagenen Beinen sitzen und durch deren Betonung eine gezielte Sexualisierung erfahren, stehen Landshoffs Füße nebeneinander, die Beine sind ganz leicht gespreizt. Landshoffs Beinhaltung wirkt gerade im Vergleich mit den anderen wenig elegant oder ‚damenhaft‘, sondern burschikos, da durch die Spreizung und die Gewichtsverteilung auf beide Beine eine eher ‚männliche‘ Haltung aniziert wird. Noch deutlicher wird die Transgression von Geschlechterzuschreibungen in einer Fotoreportage, die 1932 im Magazin *Das Leben* unter dem Titel „Zwei Ehepaare – vier Kameraden“ erschien.<sup>3</sup> Abgebildet werden das Künstlerehepaar Elsa (Jack) von Reppert-Bismarck und Hans Jörg Friedrich Karl Bernhard von Reppert-Bismarck gemeinsam mit dem Paar Rut Landshoff-Yorck von Wartenburg und Friedrich David Graf Yorck von Wartenburg. Die Titelseite zeigt die vier Personen nebeneinander auf einer Bank sitzend und sich hinsichtlich ihrer Kleidung kaum unterscheidend. Alle tragen Hosen und Pullover, wobei durch die Farben die Beziehungen zwischen den Paaren markiert werden (helle Kleidung: von Reppert-Bismarck, dunkle Kleidung: Landshoff-Yorck), so dass die Kleidung hier nicht als Geschlechtsmarker fungiert. Aufschlussreich ist die Körperhaltung: Während Friedrich David Graf Yorck die Füße zusammenstellt, den Oberkörper zurücknimmt, nach unten blickt und die sehr weiten Hosenbeine fast schon an einen Rock erinnern, spreizt Rut Landshoff die Beine und übertrifft darin Hans von Reppert-Bismarck, der ebenfalls die Beine spreizt, den Schambereich aber – wie seine Frau – mit den Händen verdeckt bzw. von diesem ablenkt. Landshoff stützt sich mit einer Hand auf und nimmt eine, gerade im Vergleich zu den anderen, betont männlich anmutende Pose ein, zudem hält sie als Einzige eine Zigarette in der Hand. Über die androgyne Inszenierung findet eine Distanzierung von stereotypen Weiblichkeitsvorstellungen statt, Landshoff kann ebenso als Mann wie als Frau gelesen werden. Ihr Körper erscheint in diesem Sinne als Ort des Widerstands, indem er binäre Zuordnungen aufzulösen scheint und sich damit auch Klassifizierungsversuchen der ‚Neuen Frau‘ entzieht (vgl. Sykora, 1993, 23).

---

<sup>3</sup> Online einsehbar unter <https://www.arthistoricum.net/werkansicht/dlf/83910/59>. Zugriff am 15.03.2022.

Dies scheint im Übrigen Verunsicherung hervorgerufen zu haben. So heißt es im Begleittext:

In Berlin sind sie [von Reppert-Bismarck; Anm. d. Verf.] besonders innig mit Graf York [!] und seiner jungen Frau befreundet, der Schriftstellerin Ruth Landshoff-York [!], die als Künstlerin und *anmutige Frau* in Paris oder in Venedig ebenso bekannt ist wie in Rom. (Anonym, 1932, 54; Hervorh. durch d. Verf.)

Der Text sucht hier eine patriarchale heteronormative Ordnung wiederherzustellen, indem der Ehemann vor „seiner jungen Frau“ genannt wird, so dass sie ihm – noch ohne eigene Identität, da namenlos bleibend – zugeordnet wird. Zudem wird ihre Weiblichkeit besonders betont und damit das transgressive Moment relativiert.<sup>4</sup>

Diese zwei Beispiele mögen genügen, um zu illustrieren, wie Landshoff normative Differenzsetzungen in Frage stellt und sich selbst in einem Dazwischen verortet.<sup>5</sup> Dies gilt sowohl für sie selbst bzw. ihre (Selbst-)Inszenierung als Romanautorin, Lyrikerin, Journalistin, Model, Schauspielerin oder Hörspielautorin wie auch für ihre literarischen

---

<sup>4</sup> Der Titel des Beitrags „Zwei Ehepaare – vier Kameraden“ bezieht sich damit auch nicht auf das Geschlechterverhältnis im Sinne eines kameradschaftlichen Verhältnisses zwischen Mann und Frau oder auch die Kameradschaftsehe (vgl. dazu Eitz, 2015, 190–193), sondern vielmehr auf das Verhältnis der Paare zueinander.

<sup>5</sup> Landshoffs Spiel mit Zuschreibungen, Masken und Identitäten sowie die immer wieder überdeutlich als Inszenierung markierten Präsentationen in Magazinen und Journalen lassen sich an zahlreichen Beispielen nachweisen. Vgl. z. B. Landshoff im Smoking: Marcus, E. (1929): „Ruth Landshoff.“ *Das Leben*, 7,5, 58. Online unter <https://www.arthistoricum.net/werkansicht/dlf/77521/68>. Zugriff am 12.03.2022; als ‚Neue Frau‘: Anonym (1928): „Rut Landshoff, Anna May-Wong und Yvonne Georgi in Paris.“ *Der Querschnitt*, 8, 9. Online unter <https://www.arthistoricum.net/werkansicht/dlf/73238/95>. Zugriff am 12.03.2022; lasziv mit Zigarettenspitze im Bett: *Das Leben*, 9 (1931), 13. Online unter <https://www.arthistoricum.net/werkansicht/dlf/83103/23>. Zugriff am 12.03.2022.

Das Spiel mit Erwartungen, Einordnungen und Zuschreibungen pflegte Landshoff auch im ‚richtigen‘ Leben. So trat sie immer wieder auf Partys im Smoking auf oder tauschte mit Francesco Mendelssohn die Kleider, er erschien im Abendkleid und sie im Smoking. Vgl. Mantel, 2015, 37–39. Vgl. auch Kessler, 2009, 727, 738, 740.

Werke, die – so Diana Mantel – kaum auf einen Nenner zu bringen sind:

Landshoffs Schreiben oszillierte stets in einer Spannung zwischen den Polen des avantgardistisch-experimentellen und des eher unterhaltend-spielerischen Schreibens; es drückt sich in einem wilden Wechsel von Genres, Stilen und Sprachen aus [...]. (Mantel, 2015, 12)

Dabei – auch das hat die Forschung wiederholt festgestellt (Mantel, 2015, 14; Lickhardt, 2018a, 72f.) – kommt es in ihrem Werk nicht nur zu einer Transgression von Gattungsgrenzen, sondern Leben und (literarischer wie auch journalistischer) Text sind in vielfältiger Weise miteinander verflochten: „Neben dezidiert autobiographischen Texten stilisierte sie sich [...] gerne in scheinbar vorrangig fiktionalen Texten – oder gab mittels autobiographischer Andeutungen den Anschein, dass sie sich selbst in ihre Texte schrieb [...]“ (Mantel, 2015, 14). Dass Mantel hier den Begriff „Anschein“ verwendet, ist nur folgerichtig, denn tatsächlich handelt es sich bei diesen Einschreibungen und Anspielungen nur scheinbar um Referenzen auf die reale Person Rut Landshoff, die sich ihrerseits in den Magazinen und Journalen der Zeit in Szene setzte und in Szene gesetzt wurde, so dass die Unterscheidung von Leben und Kunst brüchig wird, ja irrelevant erscheint. Landshoff präsentierte vielmehr ihr „Leben als Kunstwerk“ (Blubacher, 2015, 69), Faktuales wurde mit Fiktionalem verwoben und das „dandyeske Lebenskunstwerk zur konsumierbaren Marke“ (Lickhardt, 2018a, 72).<sup>6</sup> So verwundert es dann auch kaum, dass in den Rezensionen zu ihrem Romanerstling *Die Vielen und der Eine* (1930) die Protagonistin Louis Lou mit Rut Landshoff selbst in Verbindung gebracht wurde (Kolb, 1931, 5; dazu Lickhardt, 2018a, 74) und auch noch in neueren Publikationen nicht zwischen Erzählinstanz und Autorin unterschieden wird.<sup>7</sup>

---

<sup>6</sup> Lickhardt versteht in diesem Sinne Landshoff als frühe Autorin der Popkultur: „Als Meisterin der Stilisierung gehört sie zu den Akteurinnen und Akteuren der Pop-Kultur avant la lettre: Traditionelle gesellschaftliche Distinktionslogiken werden in diesem Kontext in ästhetische transformiert. Nicht mehr qua Geburt, sondern qua Geschmack ‚ist man wer‘ oder ‚gibt man sich als wer‘ oder ‚gilt man als wer‘ im paradoxalen Spannungsfeld von ästhetischer Exklusivität und massenmedialer Wirkung“ (Lickhardt, 2020, 25).

<sup>7</sup> So in den Nachworten der Neuauflagen des Romans. Walther Fähnders schreibt etwa: „Bereits der virtuose Romananfang deutet auf ein Erzählen, dessen Fäden die allwissende und omnipotente Erzählerin nie aus der Hand gibt“

Für die Kunstfigur Landshoff gilt ebenso wie für die Romanfigur Louis Lou, was Walter Fähnders über Lena Amsel festhält, deren Leben und Tod Landshoff als Vorbild für ihren unveröffentlicht gebliebenen Roman *einer Tänzerin* (postum 2002) diente:

Keine Festlegung auf eine fixierte oder fixierbare Rolle, allenfalls Synchronie mit der Zeit und ihrer Attribute des schnellen Lebens und der Existenz auf der Oberfläche – und sei es eine Existenz der ‚Nichtigkeit‘. Das muß nicht gleich ‚Oberflächlichkeit‘ heißen, sondern deutet auf einen Lebensentwurf jenseits tradierter Normen. Rollenzuweisungen, Geschlechterbilder, ein Leben womöglich ‚von élan vital funkelnd‘ (Klaus Mann). (Fähnders, 2005, 141)

Das Durchkreuzen von Rollenzuweisungen, die Verweigerung gegenüber jeder Form der eindeutigen Festlegung – insbesondere in Bezug auf Geschlecht – wird bei Rut Landshoff vor allem mit Blick auf den Körper verhandelt. Als besonders aufschlussreich erweist sich in diesem Zusammenhang ihr erster Roman *Die Vielen und der Eine* (1930), in dem die heteronormative Geschlechterordnung über den Körper als Produkt vergeschlechtlichter Praxen in Frage gestellt wird.

## 2 Geschlechtslose Körper und Queer Spaces in *Die Vielen und der Eine*

Landshoffs Roman *Die Vielen und der Eine* (1930) nimmt im Gesamtwerk der Autorin eine gewisse Sonderstellung ein, war er doch der einzige ihrer Romane, der vor ihrer Emigration noch in Deutschland erscheinen konnte, der *Roman einer Tänzerin* und *Die Schatzsucher in*

---

(Fähnders, 2001, 179). Das Gendern der Erzählinstanz verweist laut Mantel (2015, 71) auf die starke Ähnlichkeit von Protagonistin und Autorin. Noch deutlicher wird die Identifizierung der Erzählinstanz und Autorin jedoch bei Theresia Enzensberger (2020, 173): „Gleich zu Beginn von *Die Vielen und der Eine* bringt Ruth Landshoff-Yorck das Narrativ ins Schwanken. Die Erzählerin wendet sich ans Publikum, spielt verschiedene Anfänge durch [...]. Erst auf Seite zwei tritt die Autorin in den Hintergrund und Louis Lou, die Protagonistin des Romans, vollständig auf“ (vgl. auch Enzensberger, 2020, 174). Vgl. weiter Michael Grisko, der in Bezug auf den Roman festhält: „Er spiegelt [...] auf faszinierende Weise die Biographie seiner Autorin und präsentiert sich als Amalgam aus ästhetischer Avantgarde und leidenschaftlich-leichter Unterhaltung, das in der durchgängig präsenten Existenzialität der Dinge und Ereignisse seinen eigenständigen Stil findet“ (Grisko, 2002).

*Venedig* konnten 1933 nicht mehr veröffentlicht werden (zu den Gründen vgl. Mantel, 2015, 19). Der Inhalt ist recht schnell zusammengefasst: Im Zentrum des Romans steht die junge Journalistin Louis Lou, die nach Amerika geschickt wird, um dort „als Spezialkorrespondentin“ über „die Urbevölkerung“ zu berichten (Landshoff, 2020, 9). Tatsächlich berichtet sie jedoch kaum, sondern ist selbst Objekt der Berichterstattung<sup>8</sup> und nimmt an allerlei gesellschaftlichen Ereignissen der High Society teil – etwa an einem Ball des Bankiers und Kunstmäzens Mr. Krahn –, hält sich länger auf der Ranch des Zeitungsmagnaten Harries auf, wo sie das fürstliche Ehepaar Kusmin trifft, mit dem sie fortan eng befreundet ist. Nach ihrem Aufenthalt in Amerika fährt sie mit einem Ozeandampfer zurück nach Europa und hält sich zunächst in Paris und England auf, bevor sie nach Berlin zurückkehrt. Bereits in New York trifft sie auf Percy Merrival, mit dem sich ihre Wege immer wieder kreuzen. Beide finden jedoch bis zum Schluss – einem Maskenball in Berlin – nicht recht zueinander, wobei sie sich von Anfang an zueinander hingezogen fühlen.

## 2.1 ‚Gemachte‘ Figuren

Die Figuren des Romans erweisen sich durchweg als ‚gemacht‘. So sind zwar in Mr. Krahn, dem Zeitungsmagnaten Harries und seiner Freundin Mary Daniels leicht Otto Hermann Kahn, William Randolph Hearst und Marion Davies zu erkennen. Diese Figuren, ebenso wie Verweise auf Filmstars oder (Luxus-)Marken, stellen insofern Realitätseffekte dar, als sie die Handlung in einem den Rezipient\*innen aus Magazinen und Journalen vertrauten Milieu verorten. Da die (amerikanische) High Society den Rezipient\*innen jedoch kaum zugänglich ist, laden die Realitätseffekte kaum zur Identifikation ein. Vielmehr handelt sich um – so Lickhardt – „popkulturelles Distinktionsgehabe“ (2018b, 209). Die aufgerufenen Namen, Marken wie auch Körperpraxen, v. a. das Schminken, fungieren hier als Codes: „Das ist Pop, d.h. das ist ästhetische Stilisierung und Distinktion auf Basis von Populärwissen, das aus den Massenmedien stammt bzw. von ihnen generiert

---

<sup>8</sup> So kommt Louis Lou in New York an und wird noch im Hafen selbst von einem Reporter interviewt (vgl. Landshoff, 2020, 6f.). Vgl. dazu Lickhardt, 2018a, 153 und Mantel, 2015, 51.

wird“ (Lickhardt, 2018a, 115). Die Popästhetik werde insbesondere an den Figuren deutlich:

Der Roman ist ein Collagekunstwerk aus Medienphrasen auf der Ebene des Erzähldiskurses, und selbst die Figuren sind nicht nur in den Roman eingeklebte Magazinfiguren, sondern aus Magazinen zusammengeklebte. Nur in einem Dreieck mit den zeitgenössischen Printmedien und den medienkompetenten LeserInnen funktioniert der Text [...]. (Lickhardt, 2018a, 154)

Diese Lesart korrespondiert mit der Covergestaltung der Romanausgabe von 2001, das die Collage „Die Dompteuse“ (1930) von Hannah Höch zeigt: Zu sehen ist eine Figur, die aus verschiedenen Magazin- oder Zeitungsabbildungen zusammengesetzt ist. Einzelne Ausschnitte sind männlich codiert (muskulöse, behaarte Arme), andere weiblich (Rock), eine eindeutige Zuordnung zu einem Geschlecht ist jedoch nicht möglich, zumal der Kopf eine Plastik zeigt, die zwar aufgrund der geschminkten Augen weiblich zu sein scheint, aber letztlich wiederum auf die ‚Gemachtheit‘ der Figur verweist, die ihrerseits auf die ‚Gemachtheit‘ der Romanfigur weist, was an Louis Lou genauer aufgezeigt werden soll.

## 2.2 Annäherungen an Louis Lou

Louis Lou wird bereits über die Namensgebung als transgressive Figur markiert, die nicht eindeutig festzulegen ist, setzt sich ihr Name doch aus einem männlichen und einem weiblich codierten Namen zusammen (so auch Mantel, 2015, 74), er fungiert in diesem Sinne als sprechender Name, der binäre Zuordnungen aufnimmt und zugleich unterläuft, wenn die Unentschiedenheit zwischen den Optionen programmatisch von der Erzählinstanz betont wird. Ihr ‚richtiger‘ Name ist irrelevant, ja nicht einmal der Nennung wert: „Von ihren Eltern hat sie früher einmal einen langweiligen Vornamen bekommen, den niemand mehr anwendet und der uns gar nichts angeht“ (Landshoff, 2020, 5). Unentschiedenheit und Offenheit bestimmen nicht nur die Figur Louis Lou, sondern auch die Erzählweise. So beginnt der Roman folgendermaßen:

*Man könnte so anfangen: Depuis sa plus tendre enfance elle a toujours adoré les matelots und alles, was mit ihnen zusammenhängt: Signalflecken, Leuchttürme, Sturmband und Kap Horn. [...] Das hat aber mit Folgendem nichts zu tun: Wenn zufällig ein Matrose auftauchen sollte,*

so denken Sie nicht, aha, endlich eine Bezugnahme auf den Beginn. Ich nehme nicht Bezug. Ich nehme vorweg. Überlassen Sie doch bitte mir, Beziehungen herzustellen. Depuis sa plus tendre enfance bevorzugte sie Matrosen. (Landshoff, 2020, 5; Hervorh. durch d. Verf.)<sup>9</sup>

Doch der Konjunktiv verweist schon darauf, dass es auch anders geht, dass ein Roman auch anders beginnen kann. Und tatsächlich unternimmt die Erzählinstanz, nachdem sie sehr knapp Louis Lou beschrieben hat (rote Haare, wird von „fast allen [...] hübsch gefunden“, Name und Alter der Protagonistin; Landshoff, 2020, 5f.), einen neuen Anlauf: „Man könnte auch anders anfangen: Wie wäre es mit der Hauptperson, die nachher in die Fabel führt? Mit ihrer Personalbeschreibung in einer Landschaft mit besonderem Wetter?“ (Landshoff, 2020, 6). Es folgt eine detaillierte Personenbeschreibung, die sich gerade durch ihre Genauigkeit ins Ironische verkehrt (vgl. Mantel, 2015, 73). Der Blick der Erzählinstanz richtet sich dabei ausschließlich auf den Körper der Figur, ihr Charakter spielt keine Rolle. Louis Lou wird mithin als Person eingeführt, die sich über den Blick der anderen erst zusammensetzt und der Macht der Erzählinstanz gänzlich unterworfen zu sein scheint, bevor ihr ein Mitspracherecht zuerkannt wird.

Louis Lou zeichnete sich deutlich von dem hellen Segel ab. Die Brise hatte etwas nachgelassen. Ihre Haare hingen jetzt locker um das lachende Mädchengesicht. Ihre Stirn war in drei viertel Höhe des Mastes (lasst mich genau sein). Die Zehen ihres linken Fußes spielten mit dem Spiknagel. Über der linken Schulter hatte sich ein Knopf des Trikots gelöst. Ihre stahlblauen Seemannsaugen sahen trotzig das Seeufer an. Ihre Hüften waren schmal.

Der See war leicht gewellt. Die Luft war diesig. Die Haut Louis Lous leicht gebräunt.

Soviel Rücksicht muß ich nämlich auf ihre anfangs betonte Vorliebe nehmen, sie in einer Form und in einem Rahmen einzuführen, der ihr angenehm ist. (Landshoff, 2020, 6)

Doch dieses Mitspracherecht wird ihr sogleich wieder entzogen:

Kurz entschlossen (im Anfang habe ich junge Mädchen gern spontan) sprang sie kopfüber ins Wasser [...].

---

<sup>9</sup> Zur Mehrsprachigkeit vgl. Mantel, 2012.

Auch das genügt mir nicht. Wer weiß denn, wer der Bursche ist? Übrigens warten Sie, er ist wichtig. (Vielleicht ist er wichtig, woher soll man das so genau vorher wissen.) (Landshoff, 2020, 6)

Die Erzählinstanz spielt hier mit ihrer Macht über die Geschichte und die Figuren, die sie als explizit ‚gemacht‘ ausweist, provoziert durch ironische Übererfüllung, unklare Vorwegnahmen und Bezüge oder auch die Unentschlossenheit, ob eine Figur wichtig ist, Verunsicherungen: „[...] Immer wird auf die Konstruiertheit des Erzählens verwiesen, aber auch auf die Sprache als Medium selbst, in der alles möglich ist. Das ‚Was ist eigentlich‘ wird nicht gelöst – es ist eine reine Verwirrungsstrategie, die letztlich auf das Erzählen selbst verweist“ (Mantel, 2015, 73). Mit Blick auf den weiteren Verlauf zeigt sich jedoch, dass dieser Erzählanfang nicht nur die Fiktionalität des Erzählten ausstellt und das Erzählen selbst als offen, als Spiel begreift, sondern Louis Lou über das Erzählen ihres Körpers als widerständig einführt. So ist es – darauf wurde bereits verwiesen – in erster Linie ihr Körper, der die mächtige Erzählinstanz zu interessieren scheint, doch entreißt sich dieser Körper nach und nach dem Zugriff dieser. Mit ihrem Sprung ins Wasser entzieht sich Louis Lou zunehmend der Verfügungsgewalt der Erzählinstanz – die gleichwohl noch einmal ihre Macht auszuspielen versucht („Auch das genügt mir nicht“, Landshoff, 2020, 6) –, doch tritt sie mit der Ankunft von Louis Lou im Hafen von New York zunehmend in den Hintergrund und überlässt das Feld der Protagonistin, die ihrerseits ihren Körper einsetzt, um sich allzu aufdringlichen Vereinnahmungsversuchen zu widersetzen. So schreit sie einen Reporter nicht nur an und „streckte ihm alle zehn Finger entgegen wie eine hysterische Katze“, sondern bringt ihn dank Jiu-Jitsu zu Fall (Landshoff, 2020, 7). Mit der Ausnahme eines Lustmörders, der den Sekretär Hugh fast ermordet, ist Louis Lou tatsächlich die einzige Figur, die körperliche Gewalt ausübt und somit das weibliche Gewaltverbot negiert. Deutlicher wird aber ihr transgressiver Charakter – der sich zudem auch in dem Vergleich mit einer Katze, der später noch einmal aufgegriffen wird (vgl. Landshoff, 2020, 115), niederschlägt – mit Blick auf das Geschlecht und ihren androgynen Körper, der trotz der wiederholten Bezugnahmen nicht zu fassen ist (vgl. Mantel, 2015, 75).

## 2.3 Louis Lous Körper und die Soldaten in Chiffon

Wie sah sie aus? Sicher nicht so klar, so eindeutig und so leicht fasslich. Man könnte von ihr bestimmt nicht sagen: Eine Deutsche, man sieht es an ihren blonden Zöpfen und dem keuschen Ausdruck. Das hatte sie beides nicht.

Man sah sie viel an, sie fiel auf. [...] Und die [Louis Lou; Anm. d. Verf.] saß am Tisch des Monologen und schämte sich, weil sie nicht eindeutig war wie ein Bild, weil ihr Gesicht gewohnt war, den Ausdruck zu wechseln und nicht ruhig und typisch zu sein. Weil sie keinen Schmuck trug, wie anspruchsvoll. Weil sie mit ihren Händen zugreifen konnte und sie nicht nur zur Zierde verwendete. (Landshoff, 2020, 13f.)

Zuvor hat Louis Lou selbst auf der Party von Mr. Krahn die anwesenden Frauen beobachtet und sie anhand ihrer Mode und unter Rückgriff auf Nationalklischees einzuordnen versucht (vgl. dazu auch Lickhardt, 2018a, 154).

Bei diesem Souper im Ritz waren Louis Lous schlimmste Erwartungen übertroffen worden. Sicher waren noch nicht alle schönen Frauen New Yorks anwesend. [...] Aber die, die dort waren, waren jede einzelne ein Erlebnis, ein Roman, ein Bild, ein Meisterstück, eine erlesene Blüte irgendeiner Kultur, hinreißend und entzückend.

Soldaten in Chiffon, Schuhe nicht geputzt? Doch sie waren strahlend wie alles übrige, sorgfältig abgestaubt und die Brillanten darauf poliert. Soldaten in Chiffon [...]. Jede einzelne vollendet, und das Unwahrscheinliche war, dass nicht nur alle verschieden waren und keine der anderen glich, sondern jede ein ausgesprochener Typ, schnell und leicht zu erfassen.

Die in Gelb?

Spanisch, mit dem gepressten Rabenhaar, langen Ohrringen und schmalen Hüften.

Die in Grün?

Irisch, mit den fast zu hohen dünnen Tänzerinnenbeinen und den sumpffarbenen Augen.

Die in Schwarz?

Russisch, mit dem tierischen Mund und dem prachtvollen Lachen. [...]

Die Geblümte?

Englisch – ohne jeden Ausdruck, aber ladylike. Dabei waren alle amerikanisch. Das hörte man ja an der Sprache, an der einzigen Uniform dieser prachtvollen Soldaten. (Landshoff, 2020, 12f.)

Jedoch werden hier nur vordergründig Klischees bedient und die Zu- und Einordnungen durch die lange Liste der letztlich beliebigen Zuschreibungen ironisch als solche entlarvt („Dabei waren alle amerikanisch“, Landshoff, 2020, 13). Während Kleidung nämlich zuvorderst dazu dient, über Differenzmarkierung soziale Zugehörigkeit (Nation oder Geschlecht) zu demonstrieren, wird durch den Verweis auf die Uniform deutlich, dass solche Distinktionsmerkmale letztlich austauschbar sind. So erlaube die Uniform zwar, den „Typ [...] schnell und leicht zu erfassen“, zugleich kann diese aber auch abgelegt oder getauscht werden, so dass man ein\*e andere\*r wird. Wie Louis Lou selbst erweisen sich die Frauen hier als transgressiv, sie sind „Soldaten in Chiffon“. Die Uniform wird jedoch nicht nur hier ihrer männlichen Codierung beraubt, indem Frauen sie tragen, sondern von Männern getragene Uniformen werden ihrerseits zu „Abendkleid[ern]“:

Es gibt hier [der Riverside; Anm. d. Verf.] nicht sehr viel Frauen auf diesem Weg und nicht sehr viel Mädchen. Aber dafür gibt es viele junge Burschen in Uniform – in irgendeiner Uniform, obwohl sie doch hier kaum im Beruf sein können. [...] Bei den meisten sieht die Uniform unmännlich aus. Die breiten Kragen haben einen Rand aus Seide, und am Ende des tiefen Ausschnittes, der ungeheuer nackt wirkt, glüht manchmal eine rote Nelke. Hugh weiß, dass viele von ihnen keine richtigen Matrosen sind. Sie tragen diese kleidsame Tracht wohl als eine Art Abendkleid, als eine Art Pyjama. (Landshoff, 2020, 40)<sup>10</sup>

Auch am Ende des Romans wird noch einmal auf die Beliebigkeit äußerer Zeichen, d. h. der Kleidung, verwiesen. Der Roman schließt mit einem Kostümfest in Berlin: Louis Lou tritt in einem rosa Fliegeranzug auf, Jack trägt einen hellblauen Fliegeranzug, „weil Jack ein Junge ist“ (Landshoff, 2020, 160). Die Farben sollen hier also das Geschlecht markieren, was sich aber nicht nur angesichts des Anlasses als ins Leere laufende Zuordnung erweist. Louis Lou ist kein ‚typisches Mädchen‘, das pink trägt, sie trägt, sofern ihre Kleidung überhaupt näher beschrieben wird, in der Regel meist weiß (vgl. Landshoff, 2020, 24), bleibt also unmarkiert. Auf dem Ball spielt sie folglich eine Rolle, das Gleiche gilt für Jack, der sich zu einem jungen Mann entwickelt hat. Zudem war die Zuordnung ‚pink/rosa = Mädchen‘ und ‚blau = Junge‘ noch keineswegs so etabliert, wie es hier vielleicht den Anschein hat. Vielmehr wurde Rosa im 19. und Anfang des 20. Jahrhunderts als

---

<sup>10</sup> Vgl. dazu auch Mantel, 2011, 16.

Jungenfarbe wahrgenommen (vgl. Paoletti, 2012), die Festlegung durch Louis Lou ist folglich keineswegs so selbstverständlich. Der Einzige, der keine Rolle zu spielen scheint, ist Percy, der im weißen, unmarkierten Fliegeranzug auftritt und tatsächlich Flieger ist (vgl. dazu auch weiter Mantel, 2015, 85–87).

## 2.4 „Wie ähnlich wir uns alle sehen!“

Vor diesem Hintergrund stellt Louis Lou nun keineswegs eine Ausnahmeerscheinung dar, auch wenn sie es selbst behauptet und um Abgrenzung bemüht ist, indem sie sich als etwas ‚anderes‘, etwas Einzigartiges imaginiert.<sup>11</sup> So stellt auch Percy fest: „Wie ähnlich wir uns alle sehen! Wir haben den gleichen Gang, wir lachen oft, es geht uns gut, und wenn es uns schlecht geht, lassen wir das nicht einmal uns selbst merken“ (Landshoff, 2020, 16f.). Die Figuren sind alle wie „ein Roman, ein Bild, ein Meisterstück“ (Landshoff, 2020, 12), sie sind alle künstliche Produkte, sie sind das Ergebnis von Zuschreibungen. Sie sind Kunstwerke, was besonders mit Blick auf den Körper von Louis Lou aufgezeigt werden kann, der nicht nur selbst einem Kunstwerk zum Verwechseln ähnlich ist, sondern auch dem Körper anderer Figuren, wie etwa dem Körper Jacks, einem Caddy von Percy und späteren Hüter des Hundes Cecil. So fühlt sich etwa Percy von diesem wie auch von Louis Lou aufgrund ihrer Androgynität angezogen (vgl. Landshoff, 2020, 21). Als aufschlussreich erweist sich aber ein Blick auf das Verhältnis von Louis Lou und dem Kunstwerk, einer David-Statue: Bei dieser handelt es sich um eine Statue im märchenhaften Palast von Mr. Krahn, wobei jedoch nicht klar wird, ob es sich um eine Kopie von Donatellos David handelt oder nur um eine ähnliche Statue, das Kunstwerk ist – wie Louis Lou selbst – nicht bestimmbar:

Der süße, steinerne Knabe, der dem Donatello ‚David‘ in Berlin ähnlich sah wie ein Bruder dem anderen, hatte nur einen Tag bei Duveen

---

<sup>11</sup> Vgl. Landshoff, 2020, 15: „Niemand passt zu mir“, mault Louis Lou und hat plötzlich Sehnsucht nach Europa. „Ich bin au fond einsiedlerisch und höchst sonderbar. Höchst abseitig, mönchisch. Niemand passt zu mir. Ich werde einsam sterben mit Cecil [ihrem Kerry Blue Terrier; Anm. d. Verf.]“. Die Beschwerde Louis Lous wird hier über die Wortwahl („mault“) sowie durch die Übertreibungen ironisiert, so dass deutlich wird, dass es sich um Distinktionsgehebe handelt.

gestanden und sich und sein zartverstecktes Lächeln betrachten lassen. (Landshoff, 2020, 23f.)

[...] Sie [Louis Lou; Anm. d. Verf.] ging weiter durch die Vorhalle zu dem ‚David‘-Bruder. ‚Perché mi ha lasciato?‘, fragte sie ihn, der leuchtend und nackt, frei im Raume stand – ohne Sockel – ebenerdig wie sie, schlank und schmal – ein Bruder vieler Knaben. Louis Lou fasste ihn um die Schulter – einen Kameraden. [...] ‚Du betrügst mich, David-Brüderlein.‘ (Landshoff, 2020, 30f.)

Die Knaben-Statue wird von Louis Lou hier als männlich gelesen („Bruder vieler Knaben“), doch mit Blick auf Louis Lou selbst verschwimmt die Differenzmarkierung bereits, wenn die Statue zuerst als „Bruder vieler Knaben“ bezeichnet wird und Louis Lou die Statue ihrerseits als Bruder anspricht und sich somit selbst den Knaben zuordnet. Noch offensichtlicher wird die Unbestimmbarkeit, wenn die Kleider fallen: „Sie reißt ihr Kleid herunter, nuage de printemps – und steht nackt vor dem Spiegel. Nun sieht sie dem David ähnlich, dem aus Berlin und dem Bruder aus New York“ (Landshoff, 2020, 38). Über die Ähnlichkeiten, die dazu führen, dass die Figuren und Kunstwerke kaum noch voneinander zu unterscheiden sind, sobald sie äußere Distinktionsmerkmale ablegen oder tauschen, wie etwa die Kleidung, sowie die Ambiguität der Körper selbst – sie scheinen über die Anatomie weder als ‚männlich‘ noch als ‚weiblich‘ lesbar zu sein – wird das Geschlecht als Differenz negiert und der Körper so als Ort von Differenzkonstruktionen sichtbar; es findet über das Erzählen der geschlechtslosen Körper mithin ein ‚undoing difference‘ statt (vgl. Hirschauer, 2014), indem die Unterscheidung zwischen ‚männlich‘ und ‚weiblich‘ verunmöglicht und damit als irrelevant ausgewiesen wird. Dies lässt sich auch an einer weiteren Episode zeigen. So übernimmt Louis Lou an einer Jungenschule in Oxford heimlich in einem Theaterstück die Rolle der Eurydike, die eigentlich von einem Jungen gespielt werden sollte. Eine Zuschauerin kritisiert ihr Spiel:

[H]ätte man für diese Rolle nicht einen Jungen finden können, der eine Idee fraulichere Allüren hatte? [...] Früher gab es doch immer irgendeinen Jungen in jeder Schule, der ganz besonders für Frauenrollen geeignet war. [...] Wie gesagt, eine Idee zu knabenhaft, diese Eurydice. (Landshoff, 2020, 135f.)

Mantel hält dazu ganz richtig fest, dass Louis Lous Kunst hier nicht im Spielen der Rolle von Eurydike liege, sondern darin, einen männlichen

Schauspieler in der Rolle einer Frau zu spielen (vgl. Mantel, 2015, 78). Geschlecht ist nicht mehr als eine Zuweisung, eine Vorstellung, die auf etwas grundsätzlich Unbestimmbares projiziert wird.

Die Ähnlichkeit von Louis Lou und David und die Unmöglichkeit der Unterscheidung von ‚männlich‘ und ‚weiblich‘ wird auch noch einmal in Bezug auf Percy aufgegriffen, der an Louis Lou vor allem ob ihrer Androgynität, ihrer Unbestimmtheit interessiert ist. So nimmt er sich vor seiner Abreise nach Paris vor, eine Skulptur zu schaffen, die dem David Donatellos ebenso gleicht wie Louis Lou, ja beide miteinander verschmilzt und wiederum weder männlich noch weiblich ist. So wird aus dem Knaben durch die Hinzufügung eines „zwitterhaften“ Busens nämlich keineswegs eine Frau, sondern eben ein „Zwitter“ (Landshoff, 2020, 89):

Da hing noch eine [Fotografie; Anm. d. Verf.] überm Bett. Er hat sie bei Duveen geklaut. Eine Plastik von Donatello – ein schmaler Knabe mit lässig hängenden Armen. „Du kannst ja auf mich warten“, sagt Percy zu der Fotografie, mit der er auf sehr vertrautem Fuße steht. „Pass auf, Halunke, wenn ich aus Paris wiederkomme, bist du übertroffen. Ich werde eine Plastik modellieren, mit Beinen, wie du sie hast, und mit deinem Lächeln, aber sie wird einen Busen haben – einen zwitterhaften, kleinen Busen, der rund ist wie zwei Mandarinen. Und vermutlich wird der Rücken sehr schön sein – vermutlich mit zwei Grübchen am Ende der Wirbelsäule.“ (Landshoff, 2020, 39)

Percy wird es nicht gelingen, eine solche Skulptur zu erschaffen, hat diese doch – ebenso wie die ‚gemachte‘ Louis Lou – ihren Ort nur in der Sprache: „Die Geschlechter verschwimmen ineinander ohne Anfang und Ende, es gibt ein unvereinbares Nebeneinander, das nur in der Sprache noch möglich ist: Sie formt die Körper, die real nicht mehr vorstellbar sind“ (Mantel, 2015, 93). Indem die Körper kaum mehr vorstellbar sind und sich jeder Festlegung entziehen, verstören sie zugleich, sie fordern heraus und erweisen sich in diesem Sinne als ‚queere Körper‘, die die binäre, heteronormative Ordnung destabilisieren. Zugleich wird diese jedoch immer wieder im Laufe der fortdauernden Irritation und Infragestellung aufgerufen und heteronormative Zuschreibungen als solche spielerisch entlarvt. Beispielhaft sei hier auf ein Zusammentreffen von Louis Lou und Percy auf dem Harries-Anwesen verwiesen.

## 2.5 Queerness

Sie flirtete: ‚Nie werde ich Ihnen die Sache mit Jack verzeihen. Ich finde Sie widerlich.‘ Und Percy rachsüchtig, aber mit schmerzdem Herzen: ‚Maria tanzt viel weicher als Sie. Sie ist so eine sanfte richtige Frau. Ein schönes, schwarzhaariges Tierchen. Sie tanzen ja wie ein Junge, Louis Lou, wie ein kräftiger Junge aus einer Wildwest-Bar.‘ ‚Und Sie tanzen wie ein Mädchen mit Hüftbewegungen und ganz lose.‘ ‚Und Sie sind ein moderner Typ – pfui – ein Zwitter. Nicht richtig lieben könnt ihr modernen Mädchen. Vielleicht lieben Sie Ihren Hund, diesen Bastard.‘ Aber da hatte er ihre Faust im Gesicht. Louis Lou wollte das gar nicht. Sie wollte viel lieber weiblich sein und sich küssen lassen, aber er hatte Cecil einen Bastard genannt. Und Percy, der sonst so hart im Nehmen war, weinte. (Landshoff, 2020, 89)

Geschlecht und die dem jeweiligen Geschlecht stereotyp zugewiesenen Körperpraktiken (Weinen, Boxen) werden verkehrt, so dass beides letztlich nur als Rolle, als Inszenierung ausgewiesen wird. Und doch scheint die binäre Ordnung hier wieder Einzug zu halten, wenn Louis Lou sich wie ein ‚Mann‘ und Percy wie eine ‚Frau‘ verhält: „In Ansätzen sogar subversiv gedreht, stehen am Ende also doch wieder Mann und Frau im Flirt einander gegenüber, nur in der jeweils gegenteiligen Verkörperung“ (Mantel, 2015, 76). Jedoch handelt es sich angesichts der deutlichen Ironie nur scheinbar um eine – wenn auch verkehrte – Wiedereinsetzung binärer Ordnungsschemata. So erfährt man nämlich an keiner anderen Stelle, dass Louis Lou „weiblich sein und sich küssen lassen“ will, und Percy ist alles andere als „hart im Nehmen“ (vgl. auch Mantel, 2011, 16f.), übernimmt zeitweise mit der Pflege des verletzten Hugh sogar ‚typisch weibliche‘ Care-Aufgaben. Traditionelle Zuschreibungen werden hier aufgerufen, verkehrt und unterlaufen, aus Ordnung wird Unordnung. Dies sei knapp an einer weiteren Episode aufgezeigt. Nachdem Louis Lou in Oxford Eurydike gespielt hat, zieht sie mit einer Gruppe junger Studenten durch die Stadt, die, gekleidet in Seidenkimono und Seidenkappen – „China war gerade modern im New College“ (Landshoff, 2020, 138) –, „deutsche Lieder sangen“ (Landshoff, 2020, 138). Als ein Polizist Ordnung schaffen und Louis Lou wegen eines Streiches verhaften will, wird dieses Ansinnen von Seiten der Gruppe verhindert, indem die Verhaftung lautstark begrüßt wird, da sie Louis Lou eine neue Erfahrung verschaffen würde, so dass der Polizist sich irritiert zurückzieht. Gleichwohl versuchen die Jungen den Polizisten weiter mit Bezug auf die Tugenden eines „Gentleman[s]“

(Landshoff, 2020, 139) zu überzeugen, sie zu verhaften. Dies provoziert nur noch mehr Lachen, die heteronormative Ordnung wird wie die Staatsmacht dem Verlachen preisgegeben. Doch nicht nur diese Ordnung wird außer Kraft gesetzt: Louis Lou spielt mit den Jungen Zirkus und schafft des Nachts eine Gegenwelt, in der die ‚natürlichen‘ Regeln nicht mehr zu gelten scheinen.

Die Tiere wurden von ihren Ketten losgebunden, aus den Käfigen genommen, und jeder Besitzer hatte aufzupassen, dass seines kein anderes fraß und keinen Lärm machte. Doch waren alle so wohlgenährt und gepflegt, dass es nicht sehr gefährlich war, und mit der Zeit bildeten sich seltsame Freundschaften. Der Gepard z. B. verliebte sich in einen Frosch [...]. Der setzte sich ruhig vor den Frosch, atmete stöhnend und verliebt und war hingerissen, wenn er mit seiner dicken Pfote nach dem Tierchen patschte und das zur Seite hüpfte. (Landshoff, 2020, 140f.)

Die Queerness betrifft folglich nicht nur den Körper selbst, sondern stellt auch andere, über die Anthropologie hinausgehende Ordnungsvorstellungen in Frage und plädiert für ein ‚Dazwischen‘. Augenfällig wird dies hinsichtlich der sexuellen Orientierung. So ist bei zahlreichen Romanfiguren das sexuelle Begehren nicht (nur) auf das jeweils andere Geschlecht gerichtet, sondern auf das gleiche oder ist nicht festgelegt, wodurch die binär-hierarchische, heteronormative Ordnung unterlaufen, zugleich aber immer mitgedacht wird. Neben Percy, der sich eben nicht nur für den „Zwitter“ Louis Lou, sondern auch für Jack – er nennt ihn „Darling“ und „Geliebtes“ und küsst ihn (Landshoff, 2020, 20f.) – sowie für Frauen interessiert, und Louis Lou, die Frauen wie Männer küsst, sind auch der Sekretär Hugh und sein späterer Partner Ingo zu nennen. Hugh, der mehr oder weniger offen homosexuell lebt, fällt fast dem Lustmord durch einen Matrosen (oder eines in Matrosenkleidern auftretenden Mannes) zum Opfer, wobei – auch das wiederum eine Verkehrung traditioneller Erzählweisen und Vorstellungen – nicht nur aus der Perspektive des Opfers erzählt wird, sondern dieses noch Lust beim versuchten Mord empfindet. Mantel erinnert diese Passage sicher nicht zu Unrecht an den Camp-Style:<sup>12</sup> „[...]

---

<sup>12</sup> „Camp refers to styles, attitudes, and behaviors that are exaggerated, overstated, and ironic. Originally used in relation to the behavior of homosexual men, the term now refers to self-conscious acts of subversion and parody in the context of society’s gender norms. [...] Camp performances in social spaces

der Lustmord [wird hier] so auffällig ästhetisiert und stilisiert, was [...] typisch für Camp ist“ (Mantel, 2015, 84). Im Hinblick auf die Verkeh- rung und vor allem Verflüssigung normativer Vorstellungen ist hier je- doch zunächst einmal festzuhalten, dass das Begehren im Roman als grundsätzlich fluid gedacht wird. Alle können alle begehren, ohne dass eine Form den Vorzug erhält oder eine andere abgewertet wird. Zudem wird das Begehren, wie auch das Geschlecht, nicht statisch gedacht, was sich insbesondere an Ingo zeigen lässt: Louis Lou lernt den Matro- sen auf der Schiffsreise nach Europa kennen und geht mit ihm eine Beziehung ein, obwohl sie sich an seinen Besitzansprüchen stört. Er kann – im Gegensatz zu Louis Lou – nicht „spielen“ (Landshoff, 2020, 100), er ist nicht fähig, unverbindlich zu flirten und zu küssen, er will besitzen und Louis Lou in eine traditionelle, d. h. heteronormativ- patriarchale Ordnung drängen. Zeitweise lässt sie sich sogar darauf ein, erprobt mithin einen solchen Lebensentwurf, doch ist von Beginn an klar, dass sie sich in diesen nicht einfinden kann (vgl. Landshoff, 2020, 100). So verlässt sie ihn schließlich in Paris und er wird von Hugh ho- fiert. Beide befinden sich in einer verzweifelten Lage – Hugh ist dro- genabhängig und allein, Ingo sehnt sich nach seiner Heimat und Louis Lou – und sie beschließen, an die Nordseeküste in Ingos Elternhaus zu ziehen. Dass Ingo sich auch Männern gegenüber offen zeigt (vgl. auch Landshoff, 2020, 128f.), wird nurmehr nebenbei erwähnt, einer aus- führlicheren Erläuterung bedarf es angesichts des fluiden Begehrens nicht. Sie finden zusammen, weil sie sich gegenseitig brauchen, weil sie jeweils die Wünsche und Bedürfnisse des anderen zu stillen vermö- gen, wie verschieden diese auch sein mögen, das Geschlecht spielt da- bei keine Rolle: „Er [Hugh; Anm. d. Verf.] sehnte sich nach einem schö- nen jungen Gott, der gewaltsam war und süß und ganz für ihn verloren auf dem Meere schwamm“ (Landshoff, 2020, 129).

## **2.6 Ausschlüsse**

Gleichwohl scheint mit Blick auf ein weiteres Paar die heteronormative Ordnung doch noch nicht gänzlich verabschiedet zu sein. So lernt Louis Lou in Amerika das Paar Kusmin kennen, mit dem sie in der Folge eine enge Freundschaft verbindet. Prinz und Prinzessin Kusmin

---

can often destabilize norms and beliefs surrounding the regulations that gov- ern masculinity and femininity“ (Purvis, Longstaff, 2009, 104).

entsprechen zwar nicht den Erwartungen und Anforderungen, die insbesondere von Seiten der adligen Familie Kusmin an sie herangetragen werden, da es sich um eine morganatische Ehe handelt (vgl. Landshoff, 2020, 62) und vor allem Maria Kusmin in ihrer Exaltiertheit nicht recht zum Prinzen zu passen scheint, doch verbindet beide eine tiefe Liebe zueinander. Wie bei Hugh und Ingo stillen sie die Bedürfnisse des jeweils anderen: Der Prinz, durch seine vorherige Gefangenschaft in Russland depressiv, blüht durch Maria regelrecht auf, und sie kann dank der finanziellen Mittel des Prinzen ihre Wünsche ausleben. Jedoch ist diese Ehe nicht konfliktfrei: Der Prinz ist überaus eifersüchtig, während seine Frau Maria andere küsst, darunter auch Louis Lou, der sie sich nackt zeigt (vgl. Landshoff, 2020, 66, 71–73), die heterosexuelle Beziehung und Ehe erscheint – man denke auch an Ingo und Louis Lou – wesentlich von Kontrolle und Besitzansprüchen geprägt zu sein. Doch diese queeren Ausflüge sind nur von begrenzter Dauer: Als Maria schwanger wird, sind alle außerehelichen und nicht-heterosexuellen Beziehungen passé und die Heteronormativität (vgl. Halberstam, 2005, 1) scheint sich durchzusetzen. Der Prinz und Maria aber verschwinden nach der Bekanntgabe der Schwangerschaft aus dem Text, der auf diese Weise seinen Status als *queer space* behauptet, d. h. als Ort, der die heteronormative Ordnung queert und Spielräume für allerlei queere Beziehungen bietet (Hugh und Ingo, Louis Lou und Percy, Jack und Percy, die ältere Yvonne und der junge Jack). Doch noch ein Weiteres wird insbesondere mit Blick auf das Verschwinden von Maria und dem Prinzen deutlich. Der Roman etabliert über das Erzählen queerer Körper und Praktiken nicht nur einen *queer space*, sondern auch eine queere Zeitlichkeit im Sinne Halberstams, die freilich mit Blick auf die Postmoderne entwickelt wurde, hier aber durchaus herangezogen werden kann, insofern alle queeren Figuren ihren Ort im Hier und Jetzt haben und sich normativen Zeitstrukturen widersetzen, also zeitlichen Logiken, die auf Reproduktion und Familie (man denke an Marias Schwangerschaft) oder Langlebigkeit basieren:

‘Queer Time’ is a term for those specific models of temporality that emerge within postmodernism once one leaves the temporal frames of bourgeois reproduction and family, longevity, risk/safety, and inheritance. (Halberstam, 2005, 6)

Das Gros der Figuren entzieht sich normativen Abläufen und jene, die die heteronormative Ordnung verkörpern, werden nach und nach vom

Text ausgeschlossen. Auch der Text selbst gehorcht einer queeren Zeitlichkeit, wenn auf den ersten Blick zwar eine fortschreitende Handlung erzählt wird, durch die zahlreichen Pro- und Analepsen sowie die Bezugnahmen, die ins Nichts zu führen scheinen – man denke etwa an den Matrosen (dazu Mantel, 2015, 72) –, die Handlung jedoch gewissermaßen auf der Stelle tritt. Daran ändert auch das Romanende nichts, das eigentlich kein Ende ist. Louis Lou sucht auf der Kostümparty ihren Hund und findet ihn schließlich bei dem schlafenden Percy. Wie es nun weitergeht, bleibt völlig offen, denn wer der ‚Eine‘ ist – ob Percy oder nicht doch viel eher der Hund Cecil – und wie es mit Percy und Louis Lou weitergeht, bleibt unbeantwortet. Ein neuer Anfang scheint jederzeit möglich zu sein, wenn man jung ist (vgl. Landshoff, 2020, 131; vgl. auch Mantel, 2015, 80, 83).

Der queere Raum ist jedoch nicht für jeden zugänglich. So werden nicht nur heterosexuelle Praktiken ausgeschlossen, sondern der queere Raum ist exklusiv den Jungen vorbehalten. Ältere Figuren – wie der alte Merrival oder auch Yvonne (vgl. Landshoff, 2020, 131) – finden keinen Zugang, stehen den Jungen verständnislos gegenüber, werden nach und nach ausgeschlossen und verschwinden wie die Kusmins aus dem Text. Besonders offensichtlich wird dies beim alten Merrival, dem Großvater von Percy, der von Seiten der Erzählinstanz auch ausschließlich als ‚alter Merrival‘ bezeichnet wird, wodurch die Differenz zu den Jungen deutlich markiert wird. Dieser nun zeigt sich von Louis Lou fasziniert und führt sie aus, doch wird eine tiefgehende Beziehung zu ihr von ihr von Anfang an ausgeschlossen. Sie spielt mit ihm, wie sie mit allen „Normalmensch“ (Landshoff, 2020, 47) spielt. Dieser sich selbst so bezeichnende Normalmensch wird zwar im Gegensatz zu allen anderen Figuren vom Text in besonderer Weise privilegiert, wenn Tagebuchauszüge von ihm zitiert werden und er auf diese Weise zumindest für eine kurze Zeit als Erzählinstanz fungiert. Doch dienen die Tagebuchpassagen keineswegs der Rehabilitation einer alternativen Ordnung, sondern vielmehr dem Ausweis dieser als überkommen. So macht sich der alte Merrival lächerlich, wenn er versucht, Percy zu erziehen oder Louis Lou „chevaleresk“ den Hof zu machen (Landshoff, 2020, 84). Der ‚Normalmensch‘ ist in die Jahre gekommen, das Alter trennt ihn vom Hier und Jetzt der Jungen, deren Gebaren er nur mehr „enervierend“ findet (Landshoff, 2020, 85). Am Ende bleibt ihm nur noch die Erinnerung an alte Zeiten und nichts anderes übrig,

als still und leise zu verschwinden (vgl. Landshoff, 2020, 86). Der *queer space* ist folglich nicht nur inklusiv, sondern zugleich auch exklusiv: Zwischen *queer* und *non-queer* wird nicht nur anhand der sexuellen Orientierung (Ausschluss heterosexueller Beziehungen), sondern auch durch ein *doing age*, die Differenzierung zwischen Jung und Alt, geschieden, wodurch letztlich wieder auf eine binäre Kategorisierung zurückgegriffen wird, die gleichwohl notwendig ist; ohne *non-queer* kein *queer*. Queerness und Alter sind mithin – wie auch ökonomischer Status – intersektional verschränkt. Die „Normalmenschen“ garantieren nämlich noch in einer anderen Weise den *queer space*, indem sie die Jungen finanzieren. So unterstützt der alte Merrival Percy großzügig und Mr. Harries bietet Louis Lou finanzielle Unterstützung an, die von sich selbst behauptet, kein Geld zu haben (vgl. Landshoff, 2020, 70f.). Im Gegensatz zu den „Harpagons“ (Landshoff, 2020, 70) muss sie jedoch nicht sparen und kann ein recht sorgenfreies Leben führen. Tatsächlich scheinen Geldnöte oder prekäre Lebensbedingungen im *queer space* keine Rolle zu spielen. Sobald die Figuren in den Raum eintreten, werden sie unterstützt oder verdienen auf geradezu wundersame Weise Geld, vor allem mit Tätigkeiten, die sie eigentlich nicht können. Dies wird etwa an Jack vorgeführt, dessen Leben in New York trotz seiner Arbeit als Caddy durchaus prekär ist; der Vater trinkt, die Stiefmutter arbeitet im Büro, Jack selbst stiehlt (vgl. Landshoff, 2020, 58f.). Als er jedoch Louis Lou kennenlernt, für die es völlig irrelevant ist, aus welchem Milieu er stammt, spielt dasselbe keine Rolle mehr und in Paris arbeitet er schließlich als Zeichner, obwohl er nicht zeichnen kann. Im queeren Raum kann sich jede\*r neu erfinden, er zeichnet sich in diesem Sinne durch ein *undoing class* aus, ist darin aber zugleich auf die Unterstützung von außen angewiesen. Der *queer space* ist in diesem Sinne durchaus elitär, Avantgarde muss man sich erst einmal leisten können.

### 3 Fazit

Rut Landshoffs Roman *Die Vielen und der Eine* führt eine Gegenwelt vor, die von queeren, transgressiven Körpern bevölkert ist. Der Körper selbst wird als Produkt von Zuschreibungen entlarvt und damit beständig neu hergestellt. Und mehr noch: Der Körper scheint überhaupt nicht mehr festlegbar zu sein – auch nicht für den Moment –, er erweist sich wie das Begehren als fluid. Dabei sind die transgressiven, fluiden

Körper zugleich widerständig, indem sie essentialistisch-normative Zuschreibungen in Frage stellen und spielerisch unterlaufen. Über das Zusammenkommen solch transgressiver Körper formiert sich ein *queer space*, in dem kaum noch Regeln zu gelten scheinen. Jede\*r kann sich jeder\*m zuwenden, selbst die biologische Ordnung der Fauna wird aufgehoben; der Roman ist in diesem Sinne in hohem Grade subversiv. Es herrscht Unordnung, doch diese Unordnung bedarf zugleich einer Ordnung von außen, insofern diese den queeren Subjekten nicht nur ihre Existenz ermöglicht, sondern auch als Abgrenzung dient. Es ist ein heterotopischer Ort, bevölkert von utopischen Körpern.

## Bibliographie

- Anonym (1932): „Zwei Ehepaare – vier Kameraden.“ *Das Leben*, 10,4, 53–55.
- Blubacher (2015): *Die vielen Leben der Ruth Landshoff-Yorck*. Berlin: Insel.
- Dohm, H. (2008): *Christa Ruland*. Hrsg. v. Nikola Müller und Isabel Rohner. Berlin: trafo verlag.
- Eitz, T. (2015): „Ehe oder Hölle? Der Diskurs über Ehe, Eherecht und Partnerschaftsethik.“ In: Eitz, T., Engelhardt, I. (Hrsg.), *Diskursgeschichte in der Weimarer Republik*. Hildesheim u. a.: Georg Olms Verlag, Bd. 2, 164–219.
- Enzensberger, T. (2020): „Die Vielen und der Eine‘ von Ruth Landshoff-Yorck. Ein Nachwort“. In: Landshoff, R., *Die Vielen und der Eine. Roman*. Hamburg: Rowohlt Taschenbuch Verlag, 171–183.
- Fähnders, W. (2001): „Nachwort zu ‚Die Vielen und der Eine‘“. In: Landshoff-Yorck, R., *Die Vielen und der Eine*. Berlin: AvivA, 162–184.
- Fähnders, W. (2005): „Nachwort“. In: Landshoff-Yorck, R., *Roman einer Tänzerin*. 2., überarb. Auflage. Berlin: AvivA, 102–154.
- Grisko, M. (2002): *Amerika – London – Paris – Berlin*. „Die Vielen und der Eine“ – Eine Kartographie der Moderne? Online unter <https://literaturkritik.de/id/4597>. Zugriff am 28.02.2022.
- Halberstam, J. (2005): *In a Queer Time and Place: Transgender Bodies, Subcultural Lives*. New York, London: New York University Press.
- Hirschauer, S. (2014): „Un/doing Differences. Die Kontingenz sozialer Zugehörigkeiten.“ *Zeitschrift für Soziologie*, 43/3, 170–191.
- Kessemeier, G. (2000): *Sportlich, sachlich, männlich. Das Bild der ‚Neuen Frau‘ in den Zwanziger Jahren. Zur Konstruktion geschlechtsspezifischer Körperbilder in der Mode der Jahre 1920–1929*. Dortmund: Edition Ebersbach.
- Kessler, H. Graf (2009): *Das Tagebuch. Achter Band: 1923–1926*. Hrsg. v. Angela Reinthal, Günter Riederer und Jörg Schuster. Stuttgart: Klett-Cotta.

- Kolb, A. (1931): „Die Vielen und der Eine.“ *Die Literarische Welt*, 7/4, 5.
- Landshoff, R. (2020): *Die Vielen und der Eine. Roman*. Hamburg: Rowohlt Taschenbuch Verlag.
- Lickhardt, M. (2018a): *Leben, Schreiben, Lesen zwischen Fakt und Fiktion*. Heidelberg: Universitätsverlag Winter.
- Lickhardt, M. (2018b): „Zeitschriften lesen / Zeitschriften leben. Pop-Alltag bei Ruth Landshoff-Yorck und Irmgard Keun.“ In: Carstensen, T., Pirholt, M. (Hrsg.), *Das Abenteuer des Gewöhnlichen. Alltag in der deutschsprachigen Literatur der Moderne*. Berlin: Erich Schmidt Verlag, 199–214.
- Lickhardt, M. (2020): „Und trotzdem Pop. Ruth Landshoff-Yorck in Amerika.“ *Zeitschrift für Ideengeschichte*, 14/4, 25–29.
- Mantel, D. (2011): „Carnival and Carnivorous Plants – Gender and Humor in the works of Ruth Landshoff-Yorck.“ *Gender Forum. An Internet Journal for Gender Studies*, 35, 12–31.
- Mantel, D. (2012): „Zweisprachigkeit als Zwiespalt – Zwei- und Mehrsprachigkeit im Werk von Ruth Landshoff-Yorck als Experiment, Problem und Propaganda.“ In: Cunha, C., Graziadei, D., Jaki, S., Pröbstl, T., Söllner, L., Stange, S. (Hrsg.), *Über Grenzen sprechen – Mehrsprachigkeit in Europa und der Welt*. Würzburg: Königshausen & Neumann, 237–240.
- Mantel, D. (2015): *Ruth Landshoff-Yorck – Schreibende Persephone zwischen Berliner Boheme und New Yorker Underground. Analysen zum Gesamtwerk*. Frankfurt/M.: Peter Lang.
- Paoletti, J. B. (2012): *Pink and Blue: Telling the Boys from the Girls in America*. Bloomington: Indiana University Press.
- Purvis, T., Longstaff, G. (2009): „Camp.“ In: O’Brien, J. (Hrsg.), *Encyclopedia of Gender and Society*. Los Angeles u. a.: Sage, Bd. 1, 104–106.
- Sykora, K. (1993): „Die Neue Frau. Alltagsmythos der Zwanziger Jahre.“ In: Sykora, K., Dorgerloh, A., Noell-Rumpeltes, D., Raev, A. (Hrsg.), *Die Neue Frau. Herausforderung für die Bildmedien der Zwanziger Jahre*. Marburg: Jonas Verlag, 9–24.

Antje Kley

# Politik und Poetik des vergänglichen Körpers in aktuellen US-amerikanischen Krankheitsmemoiren

## 1 Einleitung

Die folgende literaturwissenschaftliche Untersuchung von zwei in den 2010er Jahren veröffentlichten literarischen Krankheitsmemoiren zeichnet die ästhetische Formulierung politischer Positionierungen nach, die beide Texte zu grundlegenden Fragen der Qualität des Lebens und des Weltbezugs in spätkapitalistischen Gegenwartsgesellschaften, insbesondere in den USA, vornehmen. In Paul Kalanithis *When Breath Becomes Air* (2016) und Eve Enslers *In the Body of the World* (2013) veranlassen lebensbedrohliche Krankheiten eine kritische Auseinandersetzung mit prinzipiell wandelbaren, aber doch beharrungskräftigen Normsetzungen in Körperdiskursen. Diese Normsetzungen operieren mit sich gegenseitig verstärkenden Dichotomisierungen von männlich/weiblich, von gesund/stark und krank/schwach, von jung/alt, dynamisch/unbeweglich und von Emotionalität/Rationalität. Ihre asymmetrische Bewertung ist an liberal grundierte kapitalistische Grundüberzeugungen geknüpft, die sich in verdichteter Form im Fortschrittsmythos und im Mythos des amerikanischen Traums zeigen.<sup>1</sup> In ihrer Studie zum Zusammenhang von Kapitalismus und Affekt, *Cruel Optimism*, weist Lauren Berlant körperdiskursive Normsetzungen nicht nur als männlich kodiert, sondern darüber hinaus als „militaristic and melodramatic“ aus (2011, 96; Übersetzung Verf.; vgl. Connor, 2019, 207). Sie stellt eine alltäglich habituierte Überidentifikation individueller Autonomie und Souveränität

---

<sup>1</sup> Zu Kapitalismus als institutioneller Form und Ordnung des Lebens siehe Fraser, Jaeggi, 2018; zu Geschichte, Theorie und der demokratiezersetzenden Praxis des Neoliberalismus siehe Biebricher, 2018 und Brown, 2017. Zu Optimismus als US-amerikanischer Nationalideologie siehe Ehrenreich, 2010.

mit dezisionistischen Formen der Intentionalität und körperlicher Agilität fest und arbeitet deren Zusammenhang mit Regimen rechtlicher, politischer und medizinischer Kontrolle kollektiven Lebens heraus (vgl. Berlant, 2011, 96–97). Im Folgenden soll gezeigt werden, dass beide hier untersuchten Texte diese Kontrollregime und die ihnen unterliegenden Dichotomisierungen durch eine Auseinandersetzung mit körperlicher und epistemischer Vulnerabilität zu verschieben und aufzudehnen suchen. Beide Texte verdeutlichen, wie stark die vermeintlich entgegengesetzten Pole von ‚männlich‘ attribuerter Aktivität und ‚weiblich‘ attribuerter Passivität miteinander korrespondieren und einander bedingen. Gleichzeitig weisen sie die Dimensionen von Leiblichkeit, Vulnerabilität und Relationalität, die durch beharrungskräftige Normsetzungen mit Weiblichkeit assoziiert sind, als wesentliche, aber in spätkapitalistischen Leistungsgesellschaften systematisch marginalisierte Dimensionen des Lebens aus. In beiden Texten erfolgt diese Identifikation programmatisch über Differenzkategorien wie Geschlecht, Alter und Gesundheit hinweg; gleichzeitig bleiben diese sowie weitere Differenzkategorien wie soziale Herkunft und kulturelle Prägung für die Formen des praktischen Bedeutsamwerdens von Leiblichkeit, Vulnerabilität und Relationalität in spezifisch situierten sozialen Kontexten wirksam.<sup>2</sup>

## 2 Untersuchungsgegenstände, Untersuchungsperspektiven, These

Der Neurochirurg und Autor Paul Kalanithi starb 2015 im Alter von 37 Jahren an Lungenkrebs, bevor er sein Buch ganz fertigstellen konnte. Seine Frau, die Internistin Lucy Goddard Kalanithi, besorgt die Publikation, die 68 Wochen an Platz 1 der NYT-Bestsellerliste steht, in über 40 Sprachen übersetzt und ein Pulitzer-Prize-Finalist wird (vgl. L.

---

<sup>2</sup> Ich verwende in diesem Artikel die Begriffe ‚Körper‘ und ‚Leib‘ synonym als Bezeichnung für eine Instanz des Erlebens einer komplexen Form der Lebendigkeit, die Quelle von Bedeutung und Sinn ist. Siehe dazu Bosch et al., 2022, 1–26. Eine frühere und anders aspektierte Version dieses Artikels erscheint in englischer Sprache unter dem Titel „Vulnerability and Masculinist Notions of Control in Late Capitalist Societies: Reading Paul Kalanithi’s Autopathography *When Breath Becomes Air* (2016)“ in der *Kulturwissenschaftlichen Zeitschrift*, 7, No. 1 (2022), 49–69.

Kalanithi, o. D.). *When Breath Becomes Air* präsentiert einen paradox positionierten Erzähler-Protagonisten, der sowohl ein erfolgreicher Neurochirurg als auch ein lebensbedrohlich erkrankter Lungenkrebspatient ist. Er erzählt seine Krankheitsgeschichte sowohl als einen Sturz aus der Gunst medizinischer Qualifikation und Auszeichnung als auch als Vitalisierung seines eigenen Lebens und des Lebens der ihm nahestehenden Menschen inner- und außerhalb des Krankenhauses. Der Text verbindet und überschreibt damit ein Erzählmuster der Restitution – „Yesterday I was healthy, today I am sick, but tomorrow I'll be healthy again“ (Frank, 2013, 77) – mit einem Muster der Transformation des eigenen Blickes *auf* die Welt und des eigenen Seins *in* der Welt.<sup>3</sup>

Die Autorin und Frauenrechtsaktivistin Eve Ensler ist international v. a. durch ihr Drama *The Vagina Monologues* (1995) bekannt, das in 48 Sprachen übersetzt wurde und in 140 Ländern Aufführungen erfahren hat, sowie durch ihr Engagement für V-Day, den internationalen Tag zur Beseitigung von Gewalt gegen Frauen. Die Autorin übersteht die Tortur ihrer Gebärmutterhalskrebsbehandlung und schreibt ihre Erinnerungen in der kurzen Rückschau von 18 krebsfreien Monaten.

*When Breath Becomes Air* und *In the Body of the World* treten einer „kognitiven Verengung“ des Weltzugangs entgegen und weisen die „tief gefurchte[...] cartesianische[...] Tradition der Aufspaltung des Menschen in Körper und Geist“ (Bosch et al., 2022, 2–3) als genderspezifisch kodiert aus.<sup>4</sup> Beide Texte entfalten die viszerale Erfahrung der leiblichen Verwundbarkeit und verknüpfen sie mit epistemischer Vulnerabilität. So stellen sie Leiblichkeit – neben der sozialen Umwelt und

---

<sup>3</sup> Ich beziehe mich hier auf Arthur W. Franks Kategorisierung von Krankheitsnarrativen in drei miteinander korrespondierende Muster: „restitution“, „chaos“, „quest“.

<sup>4</sup> In seinem Essay „Autopathography: Women, Illness, and Lifewriting“ betont Thomas Couser die Geschlechterkodierung von Krankheit und ihrer Unterdrückung in westlichen Diskursen: „the suppression of illness in literature has its subtext in the domination of discourse by masculinist assumptions [...] the Western privileging of mind over body, the tendency to deny the body's intervention in intellectual and spiritual life“ (Couser, 1991, 68). Dies ist weniger ein Argument über Frauen und Männer als eines über habitualisierte Formen des Denkens und des Handelns, denen weibliche bzw. männliche Qualitäten zugeschrieben werden.

ihren Normen – als ko-konstitutive Dimension soziokulturellen Lebens in den Vordergrund. Sie weisen leibliche Vulnerabilität als eine Erfahrung aus, die die philosophische Anthropologie und die Leibphänomenologie „als Möglichkeits- und Qualitätsbedingung, als Quelle von Bedeutung und Sinn sowie als Quelle von Lebendigkeit“ identifizieren (Bosch et al., 2022, 4). Kalanithis und Enslers Texte sind so angelegt, dass sie die Erfahrung der Vulnerabilität nur bedingt abgrenzen von einem angenommenen gesunden Normalzustand. Stattdessen geben sie einer Reflexion der Vulnerabilität und deren Rahmenbedingungen in den USA der Gegenwart Raum. Weit entfernt von Romantisierung, harmonisierender Beschwichtigung oder zu bestehender Prüfung, setzen sich beide – Enslers stärker noch als Kalanithi – in ihren Texten der Erfahrung von Kontingenz und Sterblichkeit aus, und sie weichen die dichotome Differenzierung zwischen Gesundheit und Kontrolle einerseits und Krankheit und Kontrollverlust andererseits auf, anstatt sie stark und wehrhaft zu machen. Damit konkretisieren sie Lauren Berlants kulturtheoretische Kritik gängiger und affektiv stark aufgeladener Konzeptionen von individueller Autonomie, die an Agilitätspostulate und Kontrollregime geknüpft sind und Fantasien der Sicherheit und der selbst-legitimierenden Handlungsmächtigkeit vermitteln (Berlant, 2011, 96–98).<sup>5</sup> Beide Texte weisen in kapitalistischen Gesellschaften kulturell tief verwurzelte Vorstellungen individueller Autonomie und Souveränität als verzerrende Beschreibungen politischer, affektiver und psychologischer Bedingungen individueller Handlungsmacht aus. Beide Texte folgen Erzählmustern, die Verzweiflung, Infragestellungen der Normalität und unerwartete Veränderungen sowie das eigene körperliche Empfinden und die Relation zu anderen Menschen ins Zentrum eines selbstwirksamen Seins rücken. Beide Texte partizipieren dagegen weniger (Kalanithis noch eher) am kulturell dominanten, restituierenden Erzählmuster – ‚ich war gesund, heute bin ich krank, morgen werde ich wieder gesund sein‘. Dieses in westlichen Diskursen maskulin kodierte Erzählmuster konfiguriert den Körper als eine mechanische Größe, die es zu reparieren gilt, die

---

<sup>5</sup> Siehe dazu auch Steven Connors unter dem Titel *Giving Way* publizierte Untersuchung des losen und buntscheckigen Bündels an Modi und Verhaltensweisen des Nachgebens und des Rückzugs als generative Modulierung zielgerichteter intentionaler Handlungen und entsprechender Formen der Selbstbehauptung (Connor, 2019).

Krankheit als zu überwindende körperliche Unterbrechung eines unternehmerischen, intellektuellen oder spirituellen Lebens und individuelle Patient\*innen als souveräne Monaden.<sup>6</sup>

Auch wenn beide Texte schon durch ihr Vorliegen als konsumierbare Bücher *closure* anbieten,<sup>7</sup> und Ensler darüber hinaus ihre Krankheit übersteht, thematisieren sie die Krankheit nicht ausschließlich als zu besiegenden Feind.<sup>8</sup> Sie stellen sich gegen die Kampfrhetorik, die eine kulturell weit verbreitete, hilflose Reaktion auf schwere Erkrankungen und auf die Konfrontation mit dem Tod ist. Stattdessen spricht Ensler von ihrer Krebskrankheit als „an alchemist, an agent of change“ (Ensler, 2013, 8), und auch Kalanithi akzeptiert seine mit der Diagnose unweigerlich als tödlich erkannte Erkrankung als Ermutigung, die er freilich nicht gesucht und auch lieber gemieden hätte, sein Leben und seine beruflichen Ambitionen anders zu perspektivieren.

Von Narrativen, die der Krankheit den Kampf ansagen, abweichend, vermitteln beide Texte eine Neubewertung der leiblichen Erfahrung von Vulnerabilität, die in westlichen Diskursen konventionell weiblich kodiert und marginalisiert wird. Diese These möchte ich im Folgenden

---

<sup>6</sup> Im Rückgriff auf die umfangreichen Lektüren, die er für seine 1997 veröffentlichte Studie *Recovering Bodies* unternommen hat, erläutert Thomas Couser, dass das narrative Muster der Erfolgsgeschichte und sein Erfordernis eines positiven Ausgangs den literarischen Markt beherrscht. Er spricht von „the tyranny of the comic plot“ (Couser, 2016, 4), die solche Erzählungen marginalisiere, die nicht von einer erfolgreichen Überwindung der Krankheit und einer Wiederherstellung des vorherigen Gesundheitszustands handeln.

<sup>7</sup> In seiner Studie *Disease and Representation: Images of Illness from Madness to AIDS* erläutert Sander Gilman, dass imaginative Repräsentation von Krankheit über historische Epochen und Kulturen hinweg die Funktion zuwächst, als Gegenmittel gegen die Angst der Rezipient\*innen vor ihrem eigenen körperlichen Verfall zu wirken. Gilman postuliert, dass die Angst der Rezipient\*innen vor Kontrollverlust dadurch gebannt wird, dass die Repräsentation diese in ihren eigenen Grenzen hält. Der Konsum der Repräsentation erlaubt es Rezipient\*innen, eine Fantasie der Ganzheit und Kontrolle zu nähren, die deren eigene Erfahrung des Ausgesetztseins, der Instabilität und der Verletzbarkeit mit der Versicherung beruhigt, dass sie nicht von der dargestellten Erfahrung betroffen sind (Gilman, 1988).

<sup>8</sup> Raza bilanziert die emotionalen Kosten dieser kulturell ebenso tief verankerten wie weit verbreiteten Rhetorik in ihrer Studie *The First Cell – and the Human Costs of Pursuing Cancer to the Last* (2019).

entfalten. Ich stütze mich dabei auf theoretische Konzeptionen von Vulnerabilität als konstitutive Eigenschaft sozial gebundener, leiblicher Wesen (Butler, 2004, bes. 19–49; Butler et al., 2016; Schnell, 2017) und nehme Abstand von engeren Konzeptionen, die ausschließlich Personen mit körperlichen, geistigen oder psychischen Einschränkungen einbeziehen (Couser, 2004, xii). Im erstgenannten, weiten Sinne impliziert das Konzept ‚Vulnerabilität‘ eine ermöglichende Schwäche, ein epistemisches Potenzial und eine Kritik an kognitiv verengten Fantasien souveräner Herrschaft.<sup>9</sup> Insofern ermöglicht die Annahme von Vulnerabilität als konstitutive Eigenschaft sozial gebundener leiblicher Wesen die Erschließung von im Vergleich zu kognitiv, dezisionistisch und aktionistisch verengten liberalen Souveränitäts- und Freiheitskonzeptionen „better ways to talk about a more capacious range of activity oriented toward the reproduction of ordinary life“ (Berlant, 2011, 98). So können Formen des Selbstseins artikuliert werden, die über die kompetitive Grammatik der Selbstbehauptung hinausgehen und Dimensionen weiblich – oder gar als ‚weibisch‘ – konnotierter, affektiver Leiblichkeit, der Kontingenz und des Unbewussten ebenso berücksichtigen wie die Dimensionen männlich – oder als ‚mannhaft‘ – konnotierter Kausalität, Standhaftigkeit und rationaler Intention.<sup>10</sup> Die Annahme einer konstitutiven Vulnerabilität als anthropologische Konstante unterläuft zum einen beharrungskräftige, dichotom angelegte soziale Differenzierungen, die zur Sicherung eines Leistungs- und

---

<sup>9</sup> Zu grundlegenden Konzeptionen von Vulnerabilität siehe neben Butler, 2016 und Schnell, 2017 auch Gergen, 2009, Grosz, 1994 und Winters, 2016. Zu den vielfach lebensfeindlich verengten Vorstellungen souveräner Herrschaft in kapitalistischen Gesellschaften siehe Berlant, 2011.

<sup>10</sup> Bezüglich dieser für affektive Leiblichkeit offenen Erweiterung der Narrative des Selbst bemerkt Berlant: „Self-continuity and self-extension are different things“ (Berlant, 2011, 99). Ihr Vorschlag einer weniger kompetitiven Praxis des Denkens in den Dimensionen alltäglicher Mittelmäßigkeit, den sie mit den Konzepten des „slow death“ und der „crisis ordinariness“ unterlegt (Berlant, 2011, 95–102), verträgt sich m. E. gut mit einem weiten Vulnerabilitätsbegriff: „to counter the moral science of biopolitics, which links the political administration of life to a melodrama of the care of the monadic self, we need to think about agency and personhood not only in inflated terms but also as an activity exercised within spaces of ordinariness that does not always or even usually follow the literalizing logic of visible effectuality, bourgeois dramatics, and life-long accumulation of self-fashioning“ (Berlant, 2011, 99).

Wettbewerbsethos mobilisiert werden. Zum anderen erinnert sie an die Interdependenz. Der Psychologe Kenneth Gergen spricht in diesem Zusammenhang von „relational being“ und rezente Arbeiten aus der Palliativmedizin und Medizinethik haben Konzeptionen einer relationalen Autonomie vorgelegt (Gómez-Virseda et al., 2019; Bielefeldt et al., 2017). Beide Konzeptionen rekonfigurieren Handlungen und Initiativen, die im Rahmen von kapitalistisch verankerten Werteregimen dem einzelnen Individuum zugeschrieben werden, als sozial eingebettete Resultate koordinierter Handlungen und dialogischer Entwicklung von Entscheidungsprozessen. Butler unterstreicht – wie dies in anderem Zusammenhang auch Berlant und Connor tun –, dass Vulnerabilität nicht Passivität oder sozialen Rückzug impliziert. Vulnerabilität bedeutet in dieser Konzeption nicht das Gegenteil oder die Absenz von sozialem Widerstand und kann als Teil von Widerstandspraxen gedacht werden (vgl. Butler et al., 2016, 1–11, hier 1). Vulnerabilität impliziert demzufolge geradezu die Notwendigkeit kollektiver Formen des Widerstands und der sozialen Transformation und eben nicht paternalistische Formen der Inschutznahme oder Machtausübung. In diesem weiten Sinne geht das Konzept der Vulnerabilität also einher mit Nahbarkeit und Relationalität. Es mobilisiert eine epistemische Haltung der Anerkennung und der Bereitschaft zum Zuhören sowie eine Kritik radikalindividualistischer Souveränität und Kontrolle. In diesem Sinne unternehmen *When Breath Becomes Air* und *In the Body of the World* eine Neubewertung von Vulnerabilität und Relationalität. Sie verbinden diese Neubewertung mit einer Kritik an dichotomen und intersektional gestützten Unterscheidungen von gesund und krank, die Vulnerabilität mit einem Mangel an Leistung – dem neoliberalen Inbegriff von Versagen – gleichsetzen.

Im Folgenden erläutere ich zunächst mein Erkenntnisinteresse, verorte es im Rahmen amerikanistischer Forschungen und stelle anhand einiger methodologischer Anmerkungen interdisziplinäre Anknüpfungspunkte heraus.

### **3 Erkenntnisinteresse, Anmerkungen zum methodischen Vorgehen, Forschungskontext**

Die hier dargelegten Überlegungen sind Teil eines literaturwissenschaftlichen Buchprojekts zu Narrativen des Lebensendes in den USA

seit den 1980er Jahren. *Death Becomes Us* ist ein Projekt der kulturellen Thanatologie, das im Forschungskontext der *Medical Humanities* sowie der *Age* und der *Disability Studies* steht.<sup>11</sup> Das Projekt befasst sich mit autobiographischen und expliziter fiktionalen Artikulationen der Trauer und der mit ihr verbundenen paradoxen Erfahrung der Präsenz von Absenz. Es untersucht, wie die gewählten Texte individuelle Verlusterfahrungen sozial einbetten und welche Implikationen sie hinsichtlich kulturell verankerter Annahmen über das Selbst, die\*den Andere\*n und die Welt entwickeln. Damit sucht es die These zu stützen, dass literarische Formen der Wissensproduktion über den Tod einem in spätkapitalistischen Gesellschaften akuten Bedarf an Verhandlungen menschlicher Vulnerabilität begegnen.

Meine Argumentationsführung nimmt literarische Texte grundsätzlich als ästhetische Konstruktionen mehrstimmiger Argumente ernst. Ich lese Texte als Foren für ästhetische Formen der Wissensproduktion. Sie sind Material, das auf implizite und explizite Wissenskorpora zugreift und deren Elemente über seine eigenen ästhetischen Strategien rekonfiguriert. Darüber hinaus lädt dieses literarische Material zu Rezeptionsprozessen ein, die in sowohl kognitiver als auch affektiver Weise erneut zur Wissensproduktion beitragen (vgl. Kley, 2016; Kley, 2018, 9–13; Kley, 2019). Ich gehe von der Annahme aus, dass literarische Texte und kulturelle Produktionen generell nicht – oder nicht primär – direkte Abbilder von etwas sind, das bereits existiert. Stattdessen verstehe ich literarische Repräsentationen und ihre Aktualisierung in Lektüreprozessen als Herstellung von Perspektive, als Stimulation von Wahrnehmung und als ermöglichende ästhetische Erfahrung.<sup>12</sup> Meine Lektürepraxis verbindet intrinsische, text-orientierte und extrinsische, kontext-orientierte Zugänge zu literarischen Texten. Jenseits utilitaristischer oder eng gefasster realistischer Reduktionen folge ich Lektürepraktiken, die sich pragmatisch Fragen des Gebrauchs/„uses“ (Felski, 2008), der Performanz/„performativity“ und der sinnlichen Angebote/„affordances“ (Sedgwick, 2003) zuwenden. Wie Laura Bieger

---

<sup>11</sup> Wesentliche Arbeiten in diesem Bereich, die nicht an anderer Stelle dieses Artikels zitiert werden, sind die von Banerjee, 2011; Charon, 2006; Gilbert, 2006 und Kunow, 2018.

<sup>12</sup> Diese Annahmen sind geprägt von der Rezeptionsästhetik, insbesondere von den Arbeiten von Wolfgang Iser, 2000 und Winfried Fluck, 2002a, 2002b.

frage ich „what narrative is and does; or rather, what we do with it, what it does with and for us“ (Bieger, 2018, 14).<sup>13</sup>

Meine Lektürepraxis sucht die Relationen zwischen der imaginären Welt der Textdiegese und den kontextuellen Welten zu benennen, in deren Rahmen der Text produziert und rezipiert wird. Diese Relationen mögen in unterschiedlicher Gewichtung supplementär, verschiebend, kommentierend, kritisch oder affirmativ sein. Für terminologische Klärungen, konzeptuelle Rahmungen und Kontextualisierungen beleihe ich Theorien und Diskurse aus der Soziologie, der Psychologie, der Geschichts- und den Kulturwissenschaften. Argumentationsführung und Evidenz beziehe ich aus meinem Material, dem literarischen Text. Dabei berücksichtige ich seine Verwendung narrativer Tonalitäten und Atmosphären, seine Raum- und Zeitmodelle, seine Figurenkonstellation, Handlungsführung, seine intertextuellen und interdiskursiven Bezüge. Ich erstelle ein ‚close reading‘ und versuche ‚ästhetische Funktionen‘ zu benennen,<sup>14</sup> um sowohl die Position des Textes zu einem bestimmten Thema – hier dem Sterben – als auch die kognitiven und affektiven Prozesse der Wissensproduktion zu bestimmen, die er in der Rezeption ermöglicht.

*Death Becomes Us* und damit auch der vorliegende Artikel nehmen einen ihrer Ausgangspunkte in der Tatsache, dass die Konfrontation mit dem Tod und der Kontrollverlust, den er impliziert, aus westlichen Gesellschaften seit dem späten 19. Jahrhundert beständig verdrängt wurden (Ariès, 1976). Insbesondere das US-amerikanische Selbstverständnis legt in Verbindung mit Ideologemen des Fortschritts, des sozialen Aufstiegs und des Optimismus mit fatalen Konsequenzen nahe, dass das Individuum am Kontrollhebel der eigenen Geschicke sitzt (Berlant, 2011, 1–21; Ehrenreich, 2010). Die Psychologin Pauline Boss zeigt in ihren Studien, dass die amerikanische Gesellschaft durch die

---

<sup>13</sup> Diese Zugangsweisen zu literarischen Texten spezifizieren die Annahme, die Lionel Trilling bereits 1950 in *The Liberal Imagination* formulierte, nämlich: „the inevitable intimate, if not always obvious, connection between literature and politics“ (Trilling, 2008, xviii).

<sup>14</sup> Beide Begriffe haben mitunter einen schlechten Ruf. Die ästhetische Funktion wird gerne mit ästhetischen Wertzuschreibungen verwechselt und *close reading* wird häufig falsch als ein Selbstzweck betrachtet (Fluck, 2002a, 80; Joughin, Malpas, 2003, 1–19).

Geschichte der Sklaverei, Kriege, rassistische Strukturen, Immigrationsbewegungen, durch 9/11 und aktuell die Corona-Pandemie in besonders hohem Maße mit ungeliebter Trauer belastet ist. Sie spricht von „ambiguous loss“ – von individuell und kollektiv unbearbeiteten Prozessen der Trauer in einer Gesellschaft, die das Machen und Tun und den Erfolg verehrt (Boss, 1999; Boss, 2021). Die biomedizinische Entwicklung seit dem Ende des 2. Weltkriegs verlängert diesen vielschichtigen Verdrängungstrend in ambivalenter Weise. Die Menschen, die Zugang zum Gesundheitssystem haben, werden immer älter, während die Institution des Krankenhauses unter den Bedingungen der biomedizinischen Entwicklung und der Ökonomisierung des Gesundheitswesens in postindustriellen Gesellschaften seit den 1980er Jahren zu dem Ort avanciert, an dem der räumlich und psychisch verdrängte Tod in all seinen persönlichen und kulturellen Widersprüchen und Ambivalenzen am explizitesten verhandelt wird (Kaufman, 2005, 1–20; Kalanithi, 2017, 70–71; Mikich, 2013; Raza, 2019). Entsprechend heftig wird seit den 1980er Jahren insbesondere das Thema Hirntod gesellschaftlich diskutiert (Feifel, 1977, 7).<sup>15</sup> Die AIDS-Krise hat darüber hinaus zu einer neuen Thematisierung der Trauer beigetragen (vgl. Noe, 2017), während die Emergenz kritisch informierter Patient\*innen das Genre der Patient\*innenbiographie gestärkt hat (Jurecic, 2012, 4–17). Schließlich konfrontiert die aktuelle Corona-Pandemie Menschen weltweit in bisher nicht gekanntem Maße mit der disruptiven Macht von Infektionskrankheiten und mit ihrer eigenen Sterblichkeit.<sup>16</sup> Die vielschichtige gesellschaftliche Verdrängung des Todes, die schwindende Bindekraft religiöser Zusammenhänge und Gemeinschaften sowie der damit einhergehende Verlust breit geteilter Trauerrituale (Feifel, 1977, 4–5) hinterlassen ein Vakuum, das die Entwicklung neuer Adressierungsformen für die Erfahrung von Tod und Trauer erforderlich macht. In diesem Kontext bieten literarische Texte, die sich der ästhe-

---

<sup>15</sup> Auch die Texte von Kalanithi und Ensler partizipieren an einer intensiven Auseinandersetzung mit der Bürokratie, der Rhetorik, den Maschinen und Prozeduren des US-amerikanischen Krankenhaussystems.

<sup>16</sup> In den USA richtet die Krise des öffentlichen Gesundheitswesens außerdem ein Brennglas auf soziale Ungleichheiten und Schwächen im politischen System, die vielfach selbst mit unabgeschlossenen Trauerprozessen in Zusammenhang stehen, wie aktuell die *Black Lives Matter*-Bewegung deutlich macht (Sharpe, 2016).

tisch bearbeiteten Vermittlung der Erfahrung des Todes widmen, eine wichtige Form der alternativen Wissensproduktion zu medizinischen, pflegerischen, legalen und versicherungstechnischen Diskursen.

Die von mir untersuchten Texte sind Teil einer „neuen kulturellen Sichtbarkeit des Todes“ in spätindustriellen Gesellschaften (Macho, Marek, 2007; vgl. Anderson, 2018; Caduff, 2013, bes. 237–239), die in einer widersprüchlichen Relation zu den Verdrängungen des Todes steht. Diese neue kulturelle Sichtbarkeit ist selbst Zeichen von und Beitrag zu einer gesellschaftlichen Rekalibrierung der sozialen Bedeutung von Tod, Sterben und Trauer. Darüber hinaus kann der steigende Bedarf an kommunikativen Annäherungsformen an das Thema Tod auch als ein Effekt permanenter Stresserfahrung gelesen werden, über die v. a. lohnernerwerbende Generationen in Hochleistungsgesellschaften klagen (Han, 2010; Neckel, Wagner, 2013). Wo dominante Werte in erster Linie an effiziente Performanz geknüpft sind, ist der Tod die radikalste Durchbrechung eines ‚normalen Lebens‘ und die radikalste Form des Stillstands. Rufe nach Entschleunigung sind zwar eine populäre Erscheinung in Zeiten dichter Terminierungen und gehetzter Abarbeitung von Prioritäten, doch sind sie eher als Warnzeichen zu lesen denn als Hinweise auf eine tatsächlich verbreitete Praxis. Wie die Kulturkritikerin Corina Caduff erläutert:

Um ein Todesbewusstsein aktuell zu verankern, muss eine Gesellschaft die Erfahrung von Gegenwärtigkeit ermöglichen, die Erfahrung von ‚Zeit haben‘, ‚in der Zeit sein‘. Dementsprechend scheinen die neuen Figurationen des Todes nicht zuletzt begründet in unserer Sehnsucht danach, endlich einmal auszusetzen, einzuhalten und zu verweilen – um Zeit wieder erfahren und begreifen zu können. Um vergänglich zu werden. (Ensler, 2013, 239–241, hier 241)

In diesem Sinne stellt die neue Sichtbarkeit des Todes insbesondere seit dem Ende des Kalten Krieges und v. a. in der Mittelklasse breit internalisierte Werte, Überzeugungen und Gewohnheiten in Frage. Diese Überzeugungen und Gewohnheiten schließen die Heroisierung des autonomen Individuums ebenso ein wie die weitreichende Privatisierung öffentlicher Güter (Gesundheitsfürsorge, Bildung, Infrastruktur) und den unbedingten Glauben an Fortschritt, Wachstum und Effizienz, der kapitalistisch ausgerichteten Wirtschafts- und Gesellschaftsordnungen unterliegt. Nicht zuletzt sind diese neoliberalen Werte mit einer wirkmächtigen Geschichte des diskursiv bewerkstel-

lichten sozialen Ein- und Ausschlusses über sich intersektional verstärkende Differenzkategorien verknüpft.<sup>17</sup>

Kulturelle Produktionen, die sich mit Sterben, Tod und Trauer beschäftigen, bieten Anlässe für öffentliche Diskussionen und tragen mit konkreten Szenarien zu deren Ausgestaltung bei. Diese Diskussionsanlässe und -beiträge sind wichtige Ergänzungen zu den Diskursen in den Feldern Medizin, Pflege, Versicherung und Recht, die die öffentliche Diskussion zum Thema Tod dominieren. Mit imaginären Welten aus Worten und Bildern testen autobiographische und stärker fiktionale Texte Vokabulare für die Artikulation fundamental erschütternder und häufig inhärent widersprüchlicher traumatischer Erfahrungen.<sup>18</sup> Ästhetische Strategien der narrativen Verhandlung von Sterben, Tod und Trauer artikulieren traumatische Erfahrungen, die viele Menschen für unaussprechlich halten. In der einschlägigen Fachliteratur, die von der Psychoanalyse und der Erfahrung des Holocaust geprägt ist, wird Trauma i. d. R. mit dem Unrepräsentierbaren und mit Absenz sowie mit dem paradoxen Imperativ assoziiert, Mittel und Wege zu finden, dem Unrepräsentierbaren eine Form zu verleihen (Lockhurst, 2008). In diesem Zusammenhang interessiere ich mich für die subtilen verbalen Hebel der Repräsentation des Schmerzes (Hermann, 2014; Castor, 2019; Werner, 2020): Wie wird Schmerz affektiv und kognitiv intelligibel? Wie wird er in konkreten Artefakten freigelegt, befragt, gerahmt oder transformiert? Und welche Richtungsweisungen schlagen diese Repräsentationen für eine Rekonzeptualisierung von Zeitlichkeit, Vergänglichkeit und Vulnerabilität vor?

#### **4 Leibliche und epistemische Vulnerabilität bei Kalanithi und Ensler**

Die beiden hier untersuchten Texte sind veranlasst durch den Einbruch von Krankheit in ein aktives Leben. Sie beginnen mit einer Krebsdiagnose, die das bisherige Leben der Autor\*innen und die damit verbundenen Überzeugungen und Selbstverständlichkeiten funda-

---

<sup>17</sup> Zum Thema Intersektionalität und der Logik der Etablierung von Herrschaft über Prozesse der diskursiven Mobilisierung von sozialen Differenzen siehe Hark, Villa, 2020; Berlant, 2011.

<sup>18</sup> Zu Autobiographie und Fiktion siehe Kley, 2001, 11–26, 73–103.

mental in Frage stellt. Diese Selbstverständlichkeiten sind in unterschiedlicher Weise jeweils eng verknüpft mit dem in den USA besonders ausgeprägten Fortschrittsglauben, dem Individualismus und der kulturell verankerten Setzung, dass jeder seines Glückes Schmied und praktisch alleine für sich selbst verantwortlich ist. Entgegen dieser Überzeugungen validieren beide Texte Sterblichkeit und Leiblichkeit und sie zersetzen ‚Narrative der Invalidierung‘ von kranken, sterbenden oder in anderer Hinsicht hilfsbedürftigen Personen.<sup>19</sup>

Kalanithi beschreibt seine Transformation vom gesunden Arzt zum kranken Patienten als monatelang zurückgedrängten Einbruch des körperlichen Erlebens in seinen professionellen medizinischen Wissens- und Erfahrungsbestand. Daran festhaltend, dass nicht *ist*, was nicht *sein darf*, schreibt der Protagonist über ein halbes Jahr all die Symptome, die er als Arzt sehr gut zuordnen kann, allgemeiner Erschöpfung zu. Mit dem Einbruch der Krankheit implodiert für ihn seine Autorität und seine Lebensplanung als erfolgreicher Nachwuchschirurg, der sich berechnete Hoffnungen machen durfte, in Kürze an eine der besten Universitäten des Landes berufen zu werden. „Severe illness wasn’t life-altering, it was life-shattering“ (Kalanithi, 2017, 120) – und nichts ist so, wie er es seinen Patient\*innen immer vermittelt hat, „as if a sandstorm had erased all trace of familiarity“ (Kalanithi, 2017, 121). Die Sensibilität des Patienten Kalanithi stellt seinen eigenen professionellen Umgang mit dem Tod in Frage. Sein Verhältnis zu Statistiken, mit denen er als Chirurg täglich operierte, verändert sich, sobald er sich gezwungen sieht, sie auf sein eigenes Leben zu beziehen: „The angst of facing mortality has no remedy in probability“ (Kalanithi, 2017, 135). So eloquent er als Facharzt mit seinen Patient\*innen angesichts ihres bevorstehenden Todes war – „so authoritative in a surgeon’s coat“ –, ist er in der Rolle des kleinlauten Patienten genauso hilflos wie sie (Kalanithi, 2017, 5, 6, siehe auch 12, 180). Als Patient erlebt er unmittelbar den Kontrollverlust, den die Protokolle seiner professionellen Expertise so effizient überschrieben und unsichtbar gemacht hatten.

Kalanithi schließt den Prolog seines Textes mit den Worten: „And with that [the diagnosis], the future I had imagined, the one just about to

---

<sup>19</sup> Damit partizipieren sie an einem Trend, den Thomas Couser bereits 1997 für Krankheitsmemoiren oder ‚Autopathographien‘ identifiziert hat (Couser, 1997, 12).

be realized, the culmination of decades of striving, evaporated“ (Kalanithi, 2017, 16). Wie viele Autopathographien fasst auch Kalanithis Text die Diagnose als radikale Wende (Couser, 1991; Boyer, 2020, 15–16). Auch in der medizinischen Realität zwingt eine lebensbedrohliche Diagnose häufig zu einer radikalen Neuperspektivierung des Lebens, seiner zugrundeliegenden Annahmen und stabilisierenden Überzeugungen (Maio, 2020, 45–66). Sie erschüttert zeitliche, räumliche und relationale Koordinaten, die dem Patienten oder der Patientin in ihrem oder seinem jeweiligen Umfeld Orientierung vermittelt haben. Dementsprechend findet sich Kalanithi in eine intensive erlebte Gegenwart katapultiert, die konfligierende Emotionen mit sich bringt: Angst, Mut, Erschütterung, Glücksempfinden sowie eine Sehnsucht nach dem Erleben von Handlungsmacht, Anerkennung und Freundschaft. In ihrer Studie zu den psychosozialen Auswirkungen von Katastrophen auf Betroffene weist Rebecca Solnit solche emotionalen Aporien als kennzeichnend aus und wertet die kontraintuitive Verbreitung von Lebensmut angesichts der Zerstörung als Zeichen des Verlangens nach Sozialität und Teilhabe: „The joy matters as a measure of otherwise neglected desires, desires for public life and civil society, for inclusion, purpose, and power“ (Solnit, 2009, 1–10, hier 6).

Zwischen den beiden Hauptteilen von Kalanithis Text, dem Bericht über sein Leben bis zur Diagnose, „In Perfect Health I Begin“, und dem Protokoll des Sterbeprozesses, „Cease Not till Death“, ergibt sich ein interessanter Widerspruch: Die späte Öffnung des Protagonisten für seine eigene Leiblichkeit im ersten Teil der Autobiographie bedeutet einerseits eine konsequenteren Einlösung seiner über lange Jahre gehegten Ideale, als es seine brillante Karriere je war. Andererseits gelingt es ihm im zweiten Teil nicht, sich tatsächlich von seiner maskulinistischen Diskursmacht als erfahrener Arzt und versierter Kenner des Systems zu distanzieren.

Zunächst war er nach der Diagnose offenbar überzeugt, dass seine Identität als Arzt keine Rolle mehr für ihn als Patienten spielte (Kalanithi, 2017, 119), doch „abdication control seemed irresponsible, if not impossible“ (Kalanithi, 2017, 183). Das Festhalten an der Kontrolle, das sich aus seiner professionellen Rolle ergibt, zeigt sich im zweiten Teil des Textes. Zwar akzeptiert er die Tatsache, dass er stirbt; er muss sich auch eingestehen, dass die für ihn neue Perspektive des Patienten eine fundamental andere ist: „Death, so familiar in my work, was now

paying a personal visit“ (Kalanithi, 2017, 120–121). Doch gleichzeitig konstatiert er: „without that duty to care for the ill pushing me forward, I became an invalid“ (Kalanithi, 2017, 125); „I was going to beat this thing“ (Kalanithi, 2017, 127) – da sind sie wieder: die klare Unterscheidung zwischen krank und gesund und die Kampfrhetorik. Das Verhältnis des Protagonisten zu Statistiken ändert sich zwar, sobald er sich selbst in deren Sinne sehen muss. Er versteht auch, dass seine Krankheit seine Eheprobleme in weite Ferne gerückt und Platz für eine neue Intimität gemacht hat (Kalanithi, 2017, 138). Trotzdem geht er als Chirurg zurück in den Operationssaal, sobald er sich dazu in der Lage sieht, um noch einmal auf der anderen, der starken Seite zu stehen: „I was calling the shots“ (Kalanithi, 2017, 159). Unter Anerkennung der Tatsache, dass das Durchleben von Krankheit ein prozesshaftes Geschehen ist, das mit einem uneindeutigen Einstellungswandel einhergeht (Kalanithi, 2017, 160–161), spricht er nur wenige Seiten später von „total denial“ (Kalanithi, 2017, 162). „I had striven with every ounce to restore my life to its precancer trajectory, trying to deny cancer any purchase on my life“ (Kalanithi, 2017, 164). Unweigerlich folgt der Rückfall, doch er erlebt noch, selbst stark geschwächt, die Geburt seiner Tochter Cady. Und so schließt der zweite Teil mit der „inextricability of life and death“ (Kalanithi, 2017, 223) in Kalanithis Adresse an seine Tochter: „you filled a dying man’s days with a sated joy, a joy unknown to me in all my prior years, a joy that does not hunger for more and more but rests, satisfied. In this time, right now, that is an enormous thing“ (Kalanithi, 2017, 199).

Die Darstellung des ambivalenten oder sogar widersprüchlichen Verhältnisses Kalanithis zu seiner eigenen Vulnerabilität trägt wesentlich zur erfolgreichen Autorisierung der Glaubwürdigkeit des Textes bei. Im Vergleich entwickelt Ensler in ihrem Text ein radikaleres Verhältnis zu ihrer eigenen Vulnerabilität. Eve Ensler fasst gleich im ersten Kapitel ihres Textes ihren aktiven inneren Antrieb und ihren Lebensdrang als notwendige Reaktion auf die frühe Erfahrung des Missbrauchs durch ihre Eltern. Dass die Kapitel des Textes in Anlehnung an bildgebende Verfahren, denen in wissenschaftlichen Regimen Evidenz zugesprochen wird, als „Scans“ überschrieben sind, verleiht diesem ganz undramatisch erzählten Einstieg zusätzlich Gewicht. Die mit ihrem Erleben von Missbrauch verbundene Verdrängung der Verletztheit und der Verletzlichkeit der Protagonistin brach sich, wie die Erzählerin

berichtet, vielfach in selbstzerstörerischem Verhalten Bahn. Enslers Darstellung ihres Umgangs mit dem früh erlebten Missbrauch stellt einerseits ein „writing back“ gegenüber feminisierten Opfer- oder Leidensnarrativen dar (Smith, Watson, 2009, 31, 34). Andererseits macht sie deutlich, dass die burschikose ‚Flucht nach vorne‘ der Protagonistin einen hohen Preis hatte. Mit einiger ironischer Distanz verleiht die Erzählerin ihren Verdrängungsleistungen in der Diktion der amerikanischen Ideologie des erfolgreichen Unternehmertums Ausdruck:

I lived as a breathless, rapacious machine programmed for striving and accomplishment. Because I did not, could not, inhabit my body or the Earth, I could not feel or know their pain. I could not intuit their unwillingness or refusals, and I almost certainly never knew the boundaries of enough. I was driven. I called it working hard, being busy, on top of it, making things happen. But in fact, I could not stop. Stopping would mean experiencing separation, loss, tumbling into suicidal dislocation. (Enslers, 2013, 3)

Das amerikanische Erfolgsnarrativ wird hier als aktionistische Ablenkung vom differenzierten Erleben der eigenen Verortung in der Welt aufgerufen.

In ihrem Text verknüpft Enslers die Erfahrung ihrer persönlichen Krebserkrankung mit der Erfahrung, die sie im Kongo gemacht hat, wo ihr unzählige Frauen von systematischer Vergewaltigung berichteten. Sowohl ihre eigene Objektivierungserfahrung im Krankenhaus als auch die Berichte der Kongolesinnen konfrontieren Enslers mit ihrem Kindheitstrauma, das sie viele Jahre lang in kontrollierenden, wenn auch zum Teil selbstzerstörerischen Grenzen gehalten hatte. Im Rückblick empfindet sie große Dankbarkeit dafür, dass sie als Krebspatientin das Privileg des Zugangs zu erstklassiger medizinischer Behandlung hatte und nur deshalb noch am Leben ist (Enslers, 2013, 8). Trotzdem erlebt sie ihre Behandlung im US-amerikanischen Krankenhausbetrieb und ihre Zeugenschaft im Kongo als Zusammenbrüche ihrer Selbstschutzmechanismen, die sie rückblickend als trügerisch interpretiert:

[...] the Congo is where I witnessed the end of the body, the end of humanity, the end of the world. Femicide, the systematic rape, torture, and destruction of women and girls, was being employed as a military/corporate tactic to secure minerals. [...] Here I began to see the future – a monstrous vision of global dissociation and greed that not only allowed but encouraged the eradication of the female species in pursuit

of minerals and wealth. [...] Cancer threw me through the window of my dissociation into the center of my body's crisis. The Congo threw me deep into the crisis of the world, and these two experiences merged as I faced the disease and what I felt was the beginning of the end. [...] My body was no longer an abstraction. There were men cutting into it and tubes coming out of it and bags and catheters draining it and needles bruising it and making it bleed. I was blood and poop and pee and puss. I was burning and nauseous and feverish and weak. I was of the body, in the body. I was body. Body. Body. Body. Cancer, a disease of pathologically dividing cells, burned away the walls of my separateness and landed me in my body, just as the Congo landed me in the body of the world. (Ensler, 2013, 5-7)

Wie Kalanithi erlebt Ensler ihre Krebskrankheit als Einbruch des verdrängten Körpers in ein auf Erfolg, Fortschritt und Glück abonniertes Lebensgerüst. Ensler nennt dieses Lebensgerüst in einem ihrer Kapitel „Somnolescence“, den köstlichen und beruhigenden Halbschlaf der Verdrängung (Ensler, 2013, 20). Erst im Zustand der totalen Schwächung erlebt sie ihr Patientin-Sein anders und kann das erste Mal frei von Verdrängungsanstrengungen schlafen. Zunächst wehrt sie sich noch dagegen und will einem Arzt, der ihr sagt, sie müsse ihr Leben ändern, an die Gurgel springen, weil er ihr einen erfolgreichen Kampf gegen die Krankheit abspricht: „There is obviously something scaring me even more than the cancer. It is the idea of stopping. The idea of being still. Of not being able to do, or make, or travel, or speak or organize or write. I don't want to be a fucking patient“ (Ensler, 2013, 66). Doch ein Teil von ihr will sich diesem Arzt anvertrauen, weil er eine Wahrheit ausspricht, die ihr neue Perspektiven eröffnet.

Oft noch wird sich Ensler im Krankenhausbetrieb objektiviert fühlen, wird mit neuer Energie ihre Wut richten auf „the indifference and trained neutrality of the powerful“ (Ensler, 2013, 83). Doch es gibt eine hoffnungsaffine Seite ihrer Erfahrung als Patientin, die sie in einer Reflexion über Krebsstadien fragen lässt:

What if our understanding of ourselves were based not on static labels, but on our actions and our ability and our willingness to transform ourselves? [...] What if, instead of being afraid of even talking about death, we saw our lives in some ways as preparation for it? [...] What if this were the point of our being here rather than acquiring and competing and consuming and writing each other off as stage IV or 5.2B? (Ensler, 2013, 88-89)

Sie beginnt, die Kampfrhetorik und die Fixierung auf abschließende Heilung zu hinterfragen (Ensler, 2013, 117, 182), öffnet sich ihrer eigenen Hilfsbedürftigkeit und der Kontingenz des Lebens (Ensler, 2013, 159), nimmt ihre Gefühle ernst, klärt und intensiviert Beziehungen (Ensler, 2013, 140, 144, 164–166). Sie beginnt, ihr eigenes Leben als Geschenk zu verstehen (Ensler, 2013, 166). Insgesamt beschreibt Ensler ihre Krankheit und deren Behandlung als Durchleben eines intensiven Veränderungsprozesses (Ensler, 2013, 213–214), der sie inmitten einer Gesellschaft, die auf die Zukunft abonniert ist, in großer Demut und Zufriedenheit in ihre eigene Gegenwart stellt.

Auch Kalanithi schreibt, dass er die biologisch-philosophische Frage, was das Leben im Angesicht von Tod und Verfall bedeutsam mache (Kalanithi, 2017, 42), bis zu seiner eigenen Krankheit unter inadäquaten Vorzeichen adressiert hat; dass er unbeschadet seines humanistischen Interesses und seines Einfühlungsvermögens dem immer noch wirksamen heroischen Leitbild des ‚Gottes in Weiß‘ aufgesessen war: „the heroic spirit of responsibility amid blood and failure. This struck me as the true image of a doctor“ (Kalanithi, 2017, 54). An diese Zeilen, in denen er seinen Hang zu Perfektion und Meisterschaft eingesteht, schließt sich signifikanterweise direkt sein ausführlicher Bericht über die erste Geburt an, an der er als Medizinstudent teilhatte: die frühgeborenen Zwillinge starben binnen 24 Stunden. „The first birth I witnessed was also the first death“ (Kalanithi, 2017, 54). Die unmittelbare Verbindung von Leben und Tod am Ende des ersten Textteils wiederholt sich in der Geburt der Tochter des Protagonisten kurz vor seinem eigenen Tod am Ende des zweiten Textteils. Die Artikulation und Platzierung dieser Erinnerungen unterminiert „the unforgiving call to perfection“ (Kalanithi, 2017, 70) und die machtvollen Verlockungen, die die Neurochirurgie für den jungen Medizinstudenten parat hielten (Kalanithi, 2017, 71) und für die er, im westlichen Krankenhaussystem nicht unüblich, viele Wochen mit 100 Arbeitsstunden in Kauf nahm (Kalanithi, 2017, 79). Im Rückblick muss sich Kalanithi eingestehen, dass er seinem hohen Ideal – „not saving lives – everyone dies eventually – but guiding a patient or family to an understanding of death or illness“ (Kalanithi, 2017, 86) – unter diesen Bedingungen kaum entsprechen konnte. „Seeing the body as matter and mechanism is the flip side to easing the most profound human suffering“ (Kalanithi, 2017,

49). Sein neurochirurgisches Interesse für den Tod und das Leben *musste* sogar eine professionelle Abstumpfung dagegen bedeuten:

I began to suspect that being so close to the fiery light of such moments only blinded me to their nature, like trying to learn astronomy by staring at the sun. I was not yet *with* patients in their pivotal moments, I was merely *at* those pivotal moments. I observed a lot of suffering; worse, I became inured to it. (Kalanithi, 2017, 81)

Anhand zahlreicher Beispiele berichtet Kalanithi von der Verdichtung eines Verständnisses dafür, „[h]ow little do doctors understand the hells through which we put patients“ (Kalanithi, 2017, 102) und der Notwendigkeit des Eingeständnisses, dass Perfektion für den grundsätzlich fehlbaren Arzt ein trügerisches Ideal darstellt (Kalanithi, 2017, 115).

## **5 Fazit: Körperpolitik gegen den Kapitalismus**

Für Kalanithi und Ensler erschüttert die Krankheitsdiagnose ein bestehendes Lebensgefüge und die zeitlichen, räumlichen und relationalen Koordinaten, anhand derer sie sich selbst und ihre Umwelten bislang zu verstehen wussten. Sie versetzt die Protagonist\*innen in eine intensiv erlebte Gegenwart, die widersprüchliche Emotionen – wie Angst, Mut, Verzweiflung und Freude – ebenso zum Vorschein bringt wie im Alltagsgeschehen verschüttete Wünsche nach bedeutsamem Handeln, Anerkennung, Gemeinschaft, Verbundenheit und Teilhabe (vgl. Solnit, 2009, 1–10).

Mit der Infragestellung der Dichotomisierung von körperlicher Leistungsfähigkeit und Schwäche, die sich in beiden Texten als intersektional durch soziale Differenzierungen des Geschlechts, des Alters, der Agilität und der sozioökonomischen Situierung gestärkt erweist, werfen Ensler und Kalanithi fundamentale Fragen bezüglich der impliziten Selbst- und Weltkonzeptionen spätmoderner Leistungsgesellschaften der Gegenwart auf. Die autobiographische Konfrontation der Sterblichkeit und der damit verbundenen Vulnerabilität des Lebens rückt das radikal Unvertraute zumindest momentweise ins Licht und entfremdet, was allzu selbstverständlich erscheint. Das ganz alltägliche Vorwärtsdrängen zielorientierter, effizienter Zukunftsentwürfe, die auf Optimierung und Gewinnmaximierung ausgerichtet sind (Rosa, 2016, 723), entblößt sich als sinnentleert. Unter dem Vorzeichen des Todes erscheint die vorwärtsdrängende ökonomische Steigerungs-

logik der Gegenwart plötzlich in ihrer ganz alltäglichen Irrealität. Dabei legen die Texte ein Verlangen nach einer anderen, leib- und relationalen *Qualität* der Weltbeziehung frei, die, wie der Soziologe Hartmut Rosa sagen würde, „in Resonanz“ treten kann mit den Bedürfnissen von Individuen und Gruppen (Rosa, 2016, 725). Diese ebenso demütige wie genussvolle, leiblich zentrierte Qualität der Weltbeziehung und eine für alle gültige „Ethik der Vulnerabilität“, wie Martin Schnell sie an der Schnittstelle von Philosophie und Heilberufen entwirft, hat innerhalb der Logik der beständigen Steigerung *keinen* oder zumindest *keinen systematischen* Platz. Vor diesem Hintergrund haben gegenwärtige spätkapitalistische Gesellschaften einen akuten Bedarf an der künstlerischen Reflexion und imaginären Ausgestaltung solcher Weltbeziehungen und Ethiken sowie der entsprechenden Körperpolitiken. Kalanithis und Enslers Texte tun dies, indem sie ihre Leser\*innen dazu veranlassen, selbstverständliche Vorstellungen des ‚normalen‘ Lebens in der kapitalistischen Leistungsgesellschaft zu erweitern und zu verschieben. Insgesamt gelingt es ihnen, jenseits einer Rhetorik der Persönlichkeitsentwicklung oder der heroischen Überwindung von Trauer und Schmerz, die Realität einer erschütterten, fundamental ungewissen eigenen Zukunft zu konturieren und mit all ihren Widersprüchen als volatilen Bezugspunkt zu imaginieren.

## Bibliographie

- Anderson, I. (2018): *Bilder guter Trauer: Neue Sichtbarkeiten der Trauer in der Psychologie, Philosophie und Fotografie*. München: Fink.
- Ariès, P. (1976): *Western Attitudes Toward Death: From the Middle Ages to the Present*. Trans. Patricia M. Ranum. London: Marion Boyars.
- Banerjee, M. (2011): *Medical Humanities in American Studies: Life Writing, Narrative Medicine, and the Power of Autobiography*. Heidelberg: Winter.
- Berlant, L. (2011): *Cruel Optimism*. Durham: Duke University Press.
- Biebricher, T. (2018): *Die politische Theorie des Neoliberalismus*. Frankfurt: Suhrkamp.
- Bieger, L. (2018): *Belonging and Narrative: A Theory of the American Novel*. Bielefeld: transcript.
- Bielefeldt, H., Frewer, A., Osgathe, C., Welsh, C. (Hrsg.) (2017): *Autonomie und Menschenrechte am Lebensende: Grundlagen, Erfahrungen, Reflexionen aus der Praxis*. Bielefeld: transcript.
- Bosch, A., Fischer, J., Gugutzer, R. (Hrsg.) (2022): *Körper – Leib – Sozialität: Philosophische Anthropologie und Leibphänomenologie*: Helmut

- Plessner und Hermann Schmitz im Dialog*. Wiesbaden: Springer Fachmedien.
- Boss, P. (1999): *Ambiguous Loss: Learning to Live with Unresolved Grief*. Cambridge: Harvard University Press.
- Boss, P. (2021): *Myth of Closure: Ambiguous Loss in a Time of Pandemic and Change*. New York: Norton.
- Boyer, A. (2020): *The Undying: Pain, Vulnerability, Mortality, Medicine, Art, Time, Dreams, Data, Exhaustion, Cancer and Care*. New York: Picador.
- Brown, W. (2017): *Undoing the Demos: Neoliberalism's Stealth Revolution*. Princeton: Princeton University Press.
- Butler, J. (2004): *Precarious Life: The Powers of Mourning and Violence*. London: Verso.
- Butler, J. (2016): „Rethinking Vulnerability and Resistance.“ In: Butler, J., Gambetti, Z., Sabsay, L. (Hrsg.), *Vulnerability in Resistance*. Durham: Duke University Press, 12–27.
- Butler, J., Gambetti, Z., Sabsay, L. (2016): „Introduction.“ In: Butler, J., Gambetti, Z., Sabsay, L. (Hrsg.), *Vulnerability in Resistance*. Durham: Duke University Press, 1–11.
- Caduff, C. (2013): *Szenen des Todes: Essays*. Basel: Lenos.
- Castor, L. V. (2019): *Facing Trauma in Contemporary American Literary Discourse*. Newcastle: Cambridge Scholars Publishing.
- Charon, R. (2006): *Narrative Medicine. Honoring the Stories of Illness*. New York: Oxford University Press.
- Connor, S. (2019): *Giving Way: Thoughts on Unappreciated Dispositions*. Stanford: Stanford University Press.
- Couser, G. T. (1991): „Autopathography: Women, Illness, and Lifewriting.“ *a/b: Auto/biography Studies*, 6.1, 65–75.
- Couser, G. T. (1997): *Recovering Bodies. Illness, Disability, and Life Writing*. Madison: University of Wisconsin Press.
- Couser, G. T. (2004): *Vulnerable Subjects: Ethics and Life Writing*. Ithaca, London: Cornell University Press.
- Couser, G. T. (2016): „Body Language: Illness, Disability and Life Writing.“ *Life Writing*, 13.1, 3–10.
- Ehrenreich, B. (2010): *Bright-Sided: How Positive Thinking is Undermining America*. New York: Macmillan Publishers.
- Enslar, E. (2013): *In the Body of the World*. New York: Metropolitan Books.
- Feifel, H. (1977): *New Meanings of Death*. New York: McGraw-Hill Book Company.
- Felski, R. (2008): *Uses of Literature*. Malden/MA: Blackwell.
- Fluck, W. (2002a): „Aesthetics and Cultural Studies.“ In: Emory, E., Caton, L. F., Rhyne, J. (Hrsg.), *Aesthetics in a Multicultural Age*. Oxford: Oxford University Press, 79–103.

- Fluck, W. (2002b): „The Role of the Reader and the Changing Functions of Literature: Reception Aesthetics, Literary Anthropology, *Funktionsgeschichte*.“ *European Journal of English Studies*, 6.3, 253–271.
- Frank, A. (2013): *The Wounded Storyteller: Body, Illness and Ethics*. Chicago: University of Chicago Press.
- Fraser, N., Jaeggi, R. (Hrsg.) (2018): *Capitalism: A Conversation in Critical Theory*. Cambridge: Polity Press.
- Gergen, K. J. (2009): *Relational Being. Beyond Self and Community*. New York: Oxford UP.
- Gilbert, S. M. (2006): *Death's Door: Modern Dying and the Ways We Grieve*. New York: Norton.
- Gilman, S. L. (1988): *Disease and Representation: Images of Illness from Madness to AIDS*. Ithaca, London: Cornell University Press.
- Gómez-Virseda, C., Maeseneer, Y. de, Gastmans, C. (2019): „Relational Autonomy: What Does It Mean and How Is It Used in End-of-life Care? A Systematic Review of Argument-based Ethics Literature.“ *BMC medical ethics*, vol. 20, no. 1. doi:10.1186/s12910-019-0417-3. Zugriff am 31.10.2022.
- Grosz, E. (1994): *Volatile Bodies: Toward a Corporeal Feminism*. Bloomington: Indiana University Press.
- Han, B. (2010): *Müdigkeitsgesellschaft – Burnoutgesellschaft – Hoch-Zeit*. Berlin: Matthes & Seitz.
- Hark, S., Villa, P.-I. (2020): *The Future of Difference: Beyond the Toxic Entanglement of Racism, Sexism and Feminism*. New York: Verso.
- Hermann, I. (2014): „Schmerz in der Selbstbeobachtung des Individuums.“ In: Famula, M. (Hrsg.), *Das Denken vom Ich: Die Idee des Individuums als Größe in Literatur, Philosophie und Theologie*. Würzburg: Königshausen & Neumann, 225–239.
- Iser, W. (2000): *The Range of Interpretation*. New York: Columbia UP.
- Joughin, J. J., Malpas, S. (Hrsg.) (2003): *The New Aestheticism*. New York: Manchester UP.
- Jurecic, A. (2012): *Illness as Narrative*. Pittsburgh/PA: University of Pittsburgh Press.
- Kalanithi, L. (o. D.). Online unter <https://lucykalanithi.com>. Zugriff am 31.10.2022.
- Kalanithi, P. (2017): *When Breath Becomes Air*. London: Penguin Random House.
- Kaufman, S. R. (2005): *And a Time to Die: How Hospitals Shape the End of Life*. New York: Scribner.
- Kley, A. (2001): *„Das erlebte Selbst“ in der autobiographischen Schrift: Zu Politik und Poetik der Selbstreflexion bei Roth, Delany, Lorde und Kingston*. Tübingen: Narr.

- Kley, A. (2016): „Literary Knowledge Production and the Natural Sciences in the US.“ In: Knewitz, S., Klöckner, C., Sielke, S. (Hrsg.), *Knowledge Landscapes North America*. Heidelberg: Winter, 153–177.
- Kley, A. (2018): „What Literature Knows: An Introduction.“ In: Kley, A., Merten, K. (Hrsg.), *What Literature Knows: Forays into Literary Knowledge Production*. Heidelberg: Winter, 9–25.
- Kley, A. (2019): „Public Humanities and Literary Knowledge: Four Theses on How Reading Matters for Public Debate.“ In: Haselstein, U., Kelleter, F., Starre, A., Wege, B. (Hrsg.), *American Counter/Publics*. Heidelberg: Winter, 397–408.
- Kley, A. (2022): „Vulnerability and Masculinist Notions of Control in Late Capitalist Societies: Reading Paul Kalanithi’s Autopathography *When Breath Becomes Air* (2016).“ *Kulturwissenschaftliche Zeitschrift*, 7.1, 49–69.
- Kunow, R. (2018): *Material Bodies: Biology and Culture in the United States*. Heidelberg: Winter.
- Lejeune, P. (1994): *Der Autobiographische Pakt*. Frankfurt.
- Lockhurst, R. (2008): *The Trauma Question*. New York: Routledge.
- Macho, T., Marek, K. (Hrsg.) (2007): *Die Neue Sichtbarkeit des Todes*. München: Fink.
- Maio, G. (2020): *Den kranken Menschen verstehen: Für eine Medizin der Zuwendung*. Freiburg: Herder.
- Mikich, S. (2013): *Enteignet: Warum uns der Medizinbetrieb krank macht*. München: Bertelsmann.
- Neckel, S., Wagner, G. (Hrsg.) (2013): *Leistung und Erschöpfung: Burnout in der Wettbewerbsgesellschaft*. Frankfurt: Suhrkamp.
- Noe, V. (2017): *Friend Grief and AIDS: Thirty Years of Burying Our Friends*. Chicago: King Company Publishing.
- Raza, A. (2019): *The First Cell – and the Human Costs of Pursuing Cancer to the Last*. New York: Basic Books.
- Rosa, H. (2016): *Resonanz: Eine Soziologie der Weltbeziehung*. Berlin: Suhrkamp.
- Schnell, M. W. (2017): *Ethik im Zeichen vulnerabler Personen: Leiblichkeit – Endlichkeit – Nichtexklusivität*. Weilerswist: Velbrück Wissenschaft.
- Sedgewick, E. K. (2003): „Paranoid Reading and Reparative Reading, or, You’re So Paranoid, You Probably Think This Essay Is about You.“ In: Goldberg, J., Moon, M. (Hrsg.), *Touching Feeling: Affect, Pedagogy, Performativity*. Durham: Duke UP, 123–151.
- Sharpe, C. (2016): *In the Wake: On Blackness and Being*. Durham: Duke University Press.
- Smith, S., Watson, J. (2009): „New Genres, New Subjects: Women, Gender and Autobiography after 2000.“ *Revista Canaria de Estudios Ingleses*, 58, 13–40.

- Solnit, R. (2009): *A Paradise Built in Hell: The Extraordinary Communities That Arise in Disaster*. New York: Penguin.
- Trilling, L. (2008): *The Liberal Imagination. Essays on Literature and Society*. New York: New York Review Book.
- Werner, A. (2020): *Let Them Haunt Us: How Contemporary Aesthetics Challenge Trauma as the Unrepresentable*. Bielefeld: transcript.
- Winters, J. (2016): *Hope Draped in Black: Race, Melancholy, and the Agony of Progress*. Durham: Duke University Press.

# Verzeichnis der Autorinnen und Autoren

**Miriam Damrow** arbeitet an der Universität Oldenburg im Bereich der Diversitätsbewussten Sozialpädagogik. Forschungsschwerpunkte sind die Prävention sexueller/sexualisierter Gewalt, Kinderschutz unter Aspekten kritischer Differenzsensibilität und Ethnografische Kindheitsforschung bei Diversitätskritikalität.

**Cristina Diz Muñoz** arbeitet als wissenschaftliche Mitarbeiterin am Arbeitsbereich Schule und Kulturelle Transformation der Goethe-Universität Frankfurt am Main. Sie befasst sich mit postkolonial inspirierten und subjektivierungsanalytischen Fragen zu schulischen Segregationspraktiken in Deutschland zwischen 1973 und 1998 sowie mit methodologischen Möglichkeiten für eine hegemoniekritische Untersuchung des Verhältnisses zwischen Sichtbarkeit und Anerkennung im Kontext videografiebasierter Forschungen.

**Silvia Gerlsbeck** ist wissenschaftliche Mitarbeiterin in der anglistischen Kulturwissenschaft am Institut für fremdsprachliche Philologien an der Rheinland-Pfälzischen Technischen Universität Kaiserslautern-Landau. Zu ihren Forschungsgebieten gehören karibische Literaturen und Kulturen, Konzeptionen von Autor- und Künstlerschaft, Formen und Funktionen des Spekulativen sowie kulturelle Differenz, v. a. *race*, Klasse und Gender, mit einem Schwerpunkt auf Männlichkeit.

**Victoria Gutsche** ist akademische Oberrätin auf Zeit am Lehrstuhl für Neuere deutsche Literaturwissenschaft mit systematischem Schwerpunkt an der Universität Erlangen-Nürnberg und hat Lehrstuhlvertretungen an der Universität Essen-Duisburg, der Freien Universität Berlin sowie der Universität Erlangen-Nürnberg innegehabt. Sie forscht insbesondere zur Literatur der Frühen Neuzeit sowie zur Literatur des 19. und 20. Jahrhunderts. Zu ihren weiteren Forschungsschwerpunkten gehören die deutschsprachig-jüdische Literatur, historische Diversität sowie editionswissenschaftliche und gattungshistorische Fragestellungen.

**Ronja Heß** ist wissenschaftliche Mitarbeiterin am Lehrstuhl für Öffentliches Recht und Völkerrecht der Friedrich-Alexander-Universität Erlangen-Nürnberg. Sie forscht und lehrt im Bereich des Grund- und Menschenrechtsschutzes und beschäftigt sich insbesondere mit Fragen der sexuellen und geschlechtlichen Selbstbestimmung. In ihrer Doktorarbeit untersucht sie den grund- und menschenrechtlichen Schutz der geschlechtlichen Identität im Zusammenspiel von Freiheits- und Gleichheitsrechten.

**Ronja Holzinger** war wissenschaftliche Mitarbeiterin für englische Literatur- und Kulturwissenschaften am Institut für Anglistik an der Friedrich-Alexander-Universität Erlangen-Nürnberg. Sie hat an der FAU und der Universität Oslo (UiO) studiert und schloss 2019 ihren M. A. in Anglistik ab. Ihre Forschungsinteressen umfassen viktorianische Literatur und Kultur, insbesondere Konsumkultur, Gender Studies und postkoloniale Studien.

**Annette Keilhauer** ist Professorin für französische und italienische Literatur- und Kulturwissenschaft am Institut für Romanistik an der Friedrich-Alexander-Universität Erlangen-Nürnberg und Sprecherin des Interdisziplinären Zentrums Gender – Differenz – Diversität der FAU. Zu ihren Forschungsschwerpunkten gehören Fragen des Kulturtransfers und der Übersetzung in den romanischen Literaturen und Kulturen, weibliche Autorschaft und autobiographisches Schreiben sowie Musik-Text-Interaktionen.

**Antje Kley** ist Professorin für Amerikanistik an der Friedrich-Alexander-Universität Erlangen-Nürnberg. Dort leitet sie zusammen mit Dirk Niefanger (Neuere deutsche Literatur) das DFG-geförderte Graduiertenkolleg „Literatur und Öffentlichkeit in differenten Gegenwartskulturen“. Ihre Forschungsschwerpunkte sind Geschichte und kulturelle Funktionen der US-amerikanischen Erzählliteratur und des life writing, Ethik und Ästhetik, Kulturelle Differenz, Medientheorie und -geschichte sowie Literatur und Wissen. Derzeit arbeitet sie an einem Buchprojekt zum Thema „Narrative des Lebensendes“.

**Renate Liebold** ist Professorin für qualitative Methoden der empirischen Sozialforschung am Institut für Soziologie an der Friedrich-Alexander-Universität Erlangen-Nürnberg. In Forschung und Lehre beschäftigt sie sich mit Methodologie und Methoden der qualitativen Sozialforschung, insbesondere Biographieforschung und Ethnogra-

phie, mit Fragestellungen der Geschlechterforschung und privaten Lebensformen wie Familie und Freundschaft sowie Körpersoziologie und Dienstleistungsforschung.

**Larissa Pfaller** ist wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Soziologie der Friedrich-Alexander-Universität Erlangen-Nürnberg. Ihre Schwerpunkte liegen in der Kultur- und Wissenssoziologie sowie in der qualitativ-rekonstruktiven Sozialforschung. Derzeit beschäftigt sie sich mit Theorien der Abjektion und des Imaginären und forscht zu den Themen Organspende, Alter(n) und Freundschaft.

**Irmgard Steckdaub-Muller** ist Doktorandin am Institut für Soziologie an der Friedrich-Alexander-Universität Erlangen-Nürnberg. In ihrer Dissertation beschäftigt sie sich mit dem beruflichen Selbstverständnis von Tätowierer\*innen. In Forschung und Lehre zählen Body Work, qualitative Sozialforschung, Biografie und Beruf sowie Bildungssoziologie zu ihren Schwerpunkten.

**Heinz-Jürgen Voß** hat die Professur für Sexualwissenschaft und Sexuelle Bildung am Fachbereich Soziale Arbeit. Medien. Kultur der Hochschule Merseburg inne. Forschungsschwerpunkte sind die Prävention von sexualisierter Gewalt, die Förderung geschlechtlicher und sexueller Selbstbestimmung, biologisch-medizinische Geschlechtertheorien sowie intersektionale Analysen von Herrschaftsverhältnissen. Gerade publizierte Voß das Lehrbuch „Einführung in die Sexualpädagogik und Sexuelle Bildung: Basisbuch für Studium und Weiterbildung“ (Stuttgart: Kohlhammer).



Über die bloße körperliche Repräsentation des Sozialen hinaus kann der Körper als ein konstitutives Medium gesellschaftlicher Ordnung aufgefasst werden, das Handlungspotenzial besitzt und auf Diskurse rückwirkt. Bislang beschäftigte sich die Forschung allerdings weniger mit der intersektionalen Verschränkung von Formen der Differenz bei der Konstitution von Körpern.

Die interdisziplinären Beiträge widmen sich dem Körper aus zwei sich bedingenden und überlagernden Perspektiven: Zum einen betrachten sie Körper in gesellschaftlichen Strukturen und Institutionen, zum anderen richtet sich der Blick auf die Akteure selbst und deren Körper. Der intersektionale Zugriff auf den Körper und die Beobachtung der Verflechtung verschiedener Differenzkategorien zeigt, wie dynamisch sich intersektionale Körperkonfigurationen verändern können und wie sie in verschiedenen kulturellen Settings und historischen Kontexten ganz unterschiedliche Wirkungen entfalten.

ISBN 978-3-96147-683-1

